This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

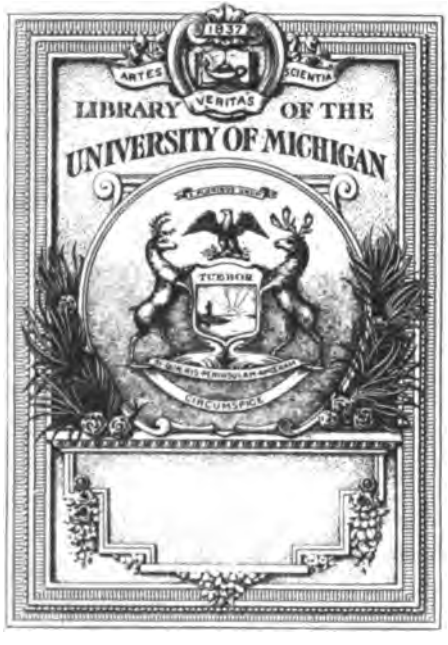
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE GIFT OF
C.J.G. Burch



THE GIFT OF
C.J.G. Burch

G
463
.S296

THE GIFT OF
C. J. G. Burch

G
463
.S296

UNIV. OF MICH.

.I

Der

Weltumsegler.

Oder

Reise

durch

alle fünf Theile der Erde

mit

vorzüglicher Hinsicht auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst ꝛc.

Zum

Selbstunterricht der Jugend

zweckmäßig abgefaßt

von

D. F. Schäffer,

vormals Gouverneur bei dem Königl. Hof-Pagen-Institut zu Potsdam, jetzt Geheimer expedirender Secretair beim General-Directorium.

Dritter Band.

Australien. Süd- und Mittel-Asien.

UNIV. OF MICH.

Mit acht illuminirten Kupfertafeln.

Berlin, 1805.

Bei Oehmigke dem Jüngern.

Mr. C. J. G. Buch
gr
5-9-1928

Vorrede.

Der gegenwärtige dritte Theil dieſes Werks, welcher Auſtralien, Süd- und Mittel-Aſien begreift, iſt, bei der Reichhaltigkeit der Materialien und dem Intereſſe, das die meiſten der beſchriebenen Länder und Inſeln für uns haben, etwas ſtärker ausgefallen, als die beiden erſten Theile. Ich habe dabei zwar auch ältere, aber doch mehrentheils die neueſten vom Herrn Fabri in ſeinem geographiſchen Handbuche angegebnen Quellen, ſo wie die geographiſchen Ephemeriden benutzt. Nach dem Plan der vorigen Theile iſt auch in dieſem die Statiſtik ausführlicher behandelt worden, als die Geographie. In Abſicht der letztern bin ich Herrn Fabri größtentheils gefolgt. Bei Vorder-Indien aber konnte hier, der ganzen Anlage nach, nicht ſo ſyſtematiſch verfahren werden, als in je-

nem Handbuche, weil ich sonst eine Gegend mehr als einmal hätte berühren müssen. Von den Griechen, Türken und Beduinen habe ich nicht besonders gesprochen, weil von den erstern beiden in Europa die Rede seyn wird, die letztern aber schon in Afrika vorgekommen sind, wo auch die Türken vorläufig ihre Stelle gefunden haben. In der Naturbeschreibung hat mir die Funkische Naturgeschichte gute Dienste geleistet. Was die Folge der Länder anbetrifft, so ist die natürliche Lage derselben zu einander zum Grunde gelegt. Dabei mögen freilich China und Japan nicht so ganz ihre rechte Stellen einnehmen; ich mochte aber das, was zu Ostindien gerechnet wird, eben so wenig, als die der chinesischen Regierung unterworfenen Länder von einander trennen. Die Länder, welche in dem oben angeführten Handbuche unter dem Namen Kaukasien begriffen werden, hätten als Theile von Mittel-Asien in diesem Bande beschrieben werden müssen; da sie aber die gegenwärtige Bogenzahl noch vermehrt haben würden, und in mancher Rücksicht füglich beim russischen Reiche mitgenommen werden können; so sind sie hier übergangen worden. Verschiedene Gegenstände habe ich, aus Ungewißheit,

ob ältere Beſchreibungen noch jetzt auf ſie anwendbar ſind, nicht berührt, wenn es ihnen gleich nicht an Intereſſe gefehlt hätte, andere aber, vornehmlich in Arabien und der Türkei, aus Mangel an Raum weglaſſen müſſen. Aus dieſen Gründen, und weil es ſelbſt bei dem eifrigſten Bemühen, Fehler ſorgfältig zu vermeiden, vornehmlich bei entfernten Gegenſtänden, und bei einander widerſprechenden Nachrichten leicht möglich iſt, gerade in der Hauptſache zu irren, bedarf auch dieſer Theil, vorzüglich in der zweiten Hälfte, die Nachſicht der Sachverſtändigen.

Inhaltsanzeige des dritten Theils.

Auſtralien	Seite 1
Oſter-Inſel	ibid.
Die Sandwich-Inſeln	3
Die Marqueſas-Inſeln	10
Die niedrigen, flachen, oder gefährlichen Inſeln	12
Die Societäts- oder Geſellſchafts-Inſeln	13
Die Mittel-Inſeln	41
Der Freundſchafts-Archipel	42
Die Fedſchi- oder Blighs-Inſeln	46
Neuſeeland	47
Norfolk-Inſel	51
Neukaledonien	52
Die neuen Hebriden	54
Die Königin-Charlotten-Inſeln	56
Marſchalls- oder Lord Mulgraves-Archipel	57
Die Ladronen, oder Marianen-Inſeln	58
Die Pelew-Inſeln	59
Neu-Brittanien, Neu-Irland, Neu-Hanover und die kleinern Salomons-Inſeln	67
Neu-Georgien	69
Neu-Guinea	72
Neuholland	77
Allgemeine Überſicht von Polyneſien	87
Aſien	91
Die Molukken- oder Gewürz-Inſeln	ibid.
Der Suluh-Archipel	99
Die Inſel Magindanao	102
Celebes oder Makaſſar	118
Borneo	123

Java . . . . . Seite 127
Kleine Sund-Inseln 139
Sumatra 141
Die Nicobarischen Inseln 148
Die Andamanischen Inseln 150
Die Insel Ceylon . . . . . ibid.
Der Maldivische Archipel 168
Die Lakedivischen Inseln 169
Hinter-Indien oder die Halbinsel jenseit des Ganges . . 170
Malacca 174
Das Königreich Siam 175
Das Reich Kambodia 185
Das Königreich Kochinchina 186
Das Königreich Tunkin 193
Das Königreich Laos 195
Das Birmanische Reich 196
Das Königreich Aschem 211
Die Garrow-Gebirge 212
Vorder-Indien 214
Die Besitzungen der Engländer 235
Die Länder der indischen, den Europäern nicht unterworfenen Fürsten 254
Die Besitzungen des Königs von Ostpersien oder Kandahar 260
Persien 262
Ostpersien 274
Westpersien 275
Arabien 287
Die asiatische Türkei 302
Die Tartarei oder Dschagatei 331
Tibet oder Tangut 344
Das Land Nepal oder Nekpal 359
Die Mongholey 360
Tungusien oder Amurland 368
Die Halbinsel Korea 370
Das Kaiserthum China oder Sina 372
Das Kaiserthum Japan 393

Erklärung der Kupfer

und

Nachricht an den Buchbinder.

Tafel I. Vorstellung der Tänze auf den Gesellschafts-Inseln.
Wird dem Titel gegenüber gebunden.

— II. Ring- und Fechterspiele auf Otaheiti. Zu Seite 27

— III. Die unter den Eingebohrnen auf Sumatra übliche Hinrichtung solcher Verbrecher, die sich nicht loskaufen können. Zu Seite 146

— IV. Ein vornehmer Hindu auf dem Wege, einen Besuch abzustatten. Zu Seite 228

— V. Die Art und Weise, wie man in Arabien den Gästen die Zeit des Aufbruchs zu verstehen giebt. Zu Seite 293

— VI. Vorstellung einer Wolfsjagd bei den Mongholen. Zu Seite 366

— VII. Das Fest des Frühlings und Ackerbaues in China. Zu Seite 383

— VIII. Ein japanisches Hochzeitfest. Zu Seite 401

Wer auf der Reiſe iſt, muß, wie das Sprichwort ſagt, weiter. Wir ſchiffen uns alſo auf St. Helena wieder ein, durchſchneiden den ſüdlichen Theil des Atlantiſchen Meeres nach Weſten, und durchfahren die uns ſchon bekannte Magelhaniſche Straße, um das Südmeer zu erreichen, das die weſtlichen Küſten von Amerika, und die öſtlichen von Aſien beſpühlt, ſich nördlich verengt, durch die Cooksſtraße mit dem nördlichen Eismeere zuſammenfließt, und eine zahlloſe Menge von Inſeln enthält, die theils in Gruppen bei einander, theils zerſtreut umher liegen, und deren größter Theil zu

Auſtralien

gerechnet wird. Man nennt dieſen Erdtheil auch Süd-Indien, und, weil er aus lauter Inſeln beſteht, Polyneſien, d. h. Inſelwelt. Haben wir die Südſpitze von Amerika hinter uns, ſo kommen wir zunächſt auf einer nordweſtlichen Fahrt zu der

Oſter-Inſel,

die etwa unter dem 27° S. Br. liegt. Ein mit Gras bewachſenes, aber, waſſerarmes Gebirge, von nicht geringer Höhe, füllt das Innere

derſelben, und auf der Südſpitze befindet ſich ein 600 Fuß tiefer ausgebrannter Krater, der etwa $1\frac{1}{6}$ deutſche Meilen im Umfange, und auf ſeinem Boden Bananas und Maulbeerpflanzungen hat. Dergleichen Bäume, nebſt Kartoffeln, Yams, Zuckerrohr, überhaupt aber kaum 20 Pflanzenarten, machen, mit einer geringen Hühnerzucht, den ganzen Reichthum der Inſel aus, wenn er ſich nicht durch die Sämereien, welche der verunglückte Seefahrer Peyrouſe im J. 1786 hier vertheilte, vermehrt haben ſollte. Bei der beſchwerlichen Hitze, welche durch den ſteinigten Boden auf einen ungewöhnlichen Grad ſteigt, findet man nur ſelten eine labende Quelle und wenig Schatten. Die Inſulaner, deren Anzahl ſich auf 2000 beläuft, ſind klein, haben große Ohren, punktiren die Haut, röthen das Geſicht, und gehen meiſtens unbekleidet, wenn ſie nicht einzelne Stücke eines von der Maulbeerrinde ſelbſt verfertigten gelben oder weißen Zeuges überwerfen. In der Verfeinerung haben ſie ſchon anſehnliche Fortſchritte gemacht; aber leider hat auch ihr moraliſcher Charakter, bei allen Tugenden der Gaſtfreiheit und Geſelligkeit, grobe Flecken erhalten; denn ſie ſind außerordentlich ſchaamlos, die größten Heuchler, die dreiſteſten Betrüger, die eigennützigſten Schmeichler, und die unverſchämteſten Diebe, welche ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie Geſchenke empfangen, den Geber berauben. Ihr Kunſtfleiß findet aus Mangel an Stoff wenig Nahrung, ſcheint auch vormals bedeutender geweſen zu ſeyn. Man ſieht nemlich in jedem Bezirke, worin die Inſel getheilt iſt, ein Morai, oder ein von Steinen zuſammengeſetztes hohes Gebäude, in deſſen Innern die Verſtorbenen ihre Ruheſtätte fanden, und auf welchem koloſſaliſche, aus einer vulkaniſchen feinen und leichten Steinart, plump verfertigte, 14 bis 15 Fuß hohe Bildſäulen ſtehen. Jetzt verſieht man die Gräber nur mit kleinen pyrami-

denförmigen Steinhaufen. Bei jedem Morai befindet sich eine Dorfschaft, die, 200 Köpfe stark, in einem niedrigen, bis 330 Fuß langen und 10 Fuß breiten Hause wohnt, das wie ein umgekehrter Kahn geformt, und aus wasserdichten Binsenmatten erbaut ist, welche die leeren Stellen zwischen den, im steinernen Fundament befestigten und oben zum Sparrwerk gekrümmten Stangen ausfüllen. Ein solches Haus hat zwei zum Durchkriechen niedrige Thüren, und einige kleine Hütten um sich her. Da es hier, außer Hühnern, keine zahmen Thiere giebt, und die Gewässer auch nicht fischreich sind, so wendet man desto mehr Sorgfalt auf den Anbau der Ländereien, welche mit Gras- und Kräuterasche gedüngt und mit zugespitzten hölzernen Stäben bearbeitet werden, und ohngeachtet des felsigten Bodens und des Wassermangels, an den obgenannten Produkten doch so ergiebig seyn sollen, daß ein Mensch durch dreitägige Arbeit sich den Unterhalt auf ein ganzes Jahr verschaffen kann. Um die Speisen zuzubereiten, legt man sie in eine Grube, bedeckt sie mit glühenden Steinen, Kohlen und Erde, und läßt sie auf diese Art gar werden. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, und das Trinkgefäß eine Kürbisflasche. Es scheint, als ob alle Einwohner an Stand und Würden einander gleich wären, wenn nicht den Plantagenaufsehern eine Art von Oberbefehl zukommt, und als ob ein gemeinschaftlicher Besitz der gewonnenen Produkte, so wie der Frauen und Kinder, die in jedem Bezirke eigends dazu bestellten Erzieherinnen überlassen werden, statt fände. Bisher hat noch keiner die geringste Spur von Gottesdienst hier bemerkt.

Nordwestlich jenseit dem Äquator finden wir um den 20° N. Br. und 230° d. L.

die Sandwich-Inseln.

Erklärung der Kupfer

und

Nachricht an den Buchbinder.

Tafel I. Vorstellung der Tänze auf den Gesellschafts-Inseln. Wird dem Titel gegenüber gebunden.

— II. Ring- und Fechterspiele auf Otaheiti. Zu Seite 27

— III. Die unter den Eingebohrnen auf Sumatra übliche Hinrichtung solcher Verbrecher, die sich nicht loskaufen können. Zu Seite 146

— IV. Ein vornehmer Hindu auf dem Wege, einen Besuch abzustatten. Zu Seite 228

— V. Die Art und Weise, wie man in Arabien den Gästen die Zeit des Aufbruchs zu verstehen giebt. Zu Seite 293

— VI. Vorstellung einer Wolfsjagd bei den Monghoken. Zu Seite 366

— VII. Das Fest des Frühlings und Ackerbaues in China. Zu Seite 383

— VIII. Ein japanisches Hochzeitfest. Zu Seite 401

Wer auf der Reiſe iſt, muß, wie das Sprichwort ſagt, weiter. Wir ſchiffen uns alſo auf St. Helena wieder ein, durchſchneiden den ſüdlichen Theil des Atlantiſchen Meeres nach Weſten, und durchfahren die uns ſchon bekannte Magelhaniſche Straße, um das Südmeer zu erreichen, das die weſtlichen Küſten von Amerika, und die öſtlichen von Aſien beſpühlt, ſich nördlich verengt, durch die Cooksſtraße mit dem nördlichen Eismeere zuſammenfließt, und eine zahlloſe Menge von Inſeln enthält, die theils in Gruppen bei einander, theils zerſtreut umher liegen, und deren größter Theil zu

Auſtralien

gerechnet wird. Man nennt dieſen Erdtheil auch Süd-Indien, und, weil er aus lauter Inſeln beſteht, Polyneſien, d. h. Inſelwelt. Haben wir die Südſpitze von Amerika hinter uns, ſo kommen wir zunächſt auf einer nordweſtlichen Fahrt zu der

Oſter-Inſel,

die etwa unter dem 27° S. Br. liegt. Ein mit Gras bewachſenes, aber, waſſerarmes Gebirge, von nicht geringer Höhe, füllt das Innere

derſelben, und auf der Südſpitze befindet ſich ein 800 Fuß tiefer ausgebrannter Krater, der etwa 1½ deutſche Meilen im Umfange, und auf ſeinem Boden Bananas und Maulbeerpflanzungen hat. Dergleichen Bäume, nebſt Kartoffeln, Yams, Zuckerrohr, überhaupt aber kaum 20 Pflanzenarten, machen, mit einer geringen Hühnerzucht, den ganzen Reichthum der Inſel aus, wenn er ſich nicht durch die Sämereien, welche der verunglückte Seefahrer Peyrouſe im J. 1786 hier vertheilte, vermehrt haben ſollte. Bei der beſchwerlichen Hitze, welche durch den ſteinigten Boden auf einen ungewöhnlichen Grad ſteigt, findet man nur ſelten eine labende Quelle und wenig Schatten. Die Inſulaner, deren Anzahl ſich auf 2000 beläuft, ſind klein, haben große Ohren, punktiren die Haut, röthen das Geſicht, und gehen meiſtens unbekleidet, wenn ſie nicht einzelne Stücke eines von der Maulbeerrinde ſelbſt verfertigten gelben oder weißen Zeuges überwerfen. In der Verfeinerung haben ſie ſchon anſehnliche Fortſchritte gemacht; aber leider hat auch ihr moraliſcher Charakter, bei allen Tugenden der Gaſtfreiheit und Geſelligkeit, grobe Flecken erhalten; denn ſie ſind außerordentlich ſchaamlos, die größten Heuchler, die dreiſteſten Betrüger, die eigennützigſten Schmeichler, und die unverſchämteſten Diebe, welche ſelbſt in dem Augenblicke, da ſie Geſchenke empfangen, den Geber berauben. Ihr Kunſtfleiß findet aus Mangel an Stoff wenig Nahrung, ſcheint auch vormals bedeutender geweſen zu ſeyn. Man ſieht nemlich in jedem Bezirke, worin die Inſel getheilt iſt, ein Morai, oder ein von Steinen zuſammengeſetztes hohes Gebäude, in deſſen Innern die Verſtorbenen ihre Ruheſtätte fanden, und auf welchem koloſſaliſche, aus einer vulkaniſchen feinen und leichten Steinart, plump verfertigte, 14 bis 15 Fuß hohe Bildſäulen ſtehen. Jetzt verſieht man die Gräber nur mit kleinen pyrami-

denförmigen Steinhaufen. Bei jedem Morai befindet sich eine Dorfschaft, die, 200 Köpfe stark, in einem niedrigen, bis 330 Fuß langen und 10 Fuß breiten Hause wohnt, das wie ein umgekehrter Kahn geformt, und aus wasserdichten Binsenmatten erbaut ist, welche die leeren Stellen zwischen den, im steinernen Fundament befestigten und oben zum Sparrwerk gekrümmten Stangen ausfüllen. Ein solches Haus hat zwei zum Durchkriechen niedrige Thüren, und einige kleine Hütten um sich her. Da es hier, außer Hühnern, keine zahmen Thiere giebt, und die Gewässer auch nicht fischreich sind, so wendet man desto mehr Sorgfalt auf den Anbau der Ländereien, welche mit Gras- und Kräuterasche gedüngt und mit zugespitzten hölzernen Stäben bearbeitet werden, und ohngeachtet des felsigten Bodens und des Wassermangels, an den obgenannten Produkten doch so ergiebig seyn sollen, daß ein Mensch durch dreitägige Arbeit sich den Unterhalt auf ein ganzes Jahr verschaffen kann. Um die Speisen zuzubereiten, legt man sie in eine Grube, bedeckt sie mit glühenden Steinen, Kohlen und Erde, und läßt sie auf diese Art gar werden. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, und das Trinkgefäß eine Kürbisflasche. Es scheint, als ob alle Einwohner an Stand und Würden einander gleich wären, wenn nicht den Plantagenaufsehern eine Art von Oberbefehl zukommt, und als ob ein gemeinschaftlicher Besitz der gewonnenen Produkte, so wie der Frauen und Kinder, die in jedem Bezirke eigends dazu bestellten Erzieherinnen überlassen werden, statt fände. Bisher hat noch keiner die geringste Spur von Gottesdienst hier bemerkt.

Nordwestlich jenseit dem Äquator finden wir um den 20° N. Br. und 220° d. L.

die Sandwich-Inseln.

cher Zeuge; und das Gummi zu Vogelleim, wenn es mit Kokosmilch eingekocht, oder zu einem dauerhaften Kitt, wenn es mit andern Materien vermischt wird. — So reich diese Inseln an Gewächsen sind, so arm sind sie an Säugthieren; denn man findet hier nur Schweine, Hunde, welche für die Tafeln der Vornehmen gemästet werden, und Ratten. Die Engländer haben noch Rindvieh, Schaafe und Ziegen hinzugefügt, welche letztere aber in die Gebirge getrieben wurden, weil sie den Pflanzungen schadeten. Dagegen ist die Zahl der Hühner, Enten und anderer Vögel beträchtlich, und noch größer das Heer der Fische, Schildkröten und anderer Seethiere. Aber das größte Interesse erregen die Einwohner durch ihre Geisteskräfte, durch einen gewissen Grad von Bildung, und vornemlich durch die Vollkommenheit ihrer Arbeiten. Sie sind dunkelbraun, von mittler Größe, gutem Wuchse und einnehmenden Gesichtszügen, und haben weniger breite und platte Nasen als andre Australier, einen Bart, der nicht abgenommen, und langes schwarzes Haar, das zuweilen gesalbt, von dem Einen in Locken getragen, von dem Andern oberwärts zusammengebunden, und von einem Dritten, bis auf einen Streifen von der Stirn bis zum Nacken, abgeschnitten wird. Die mehresten Frauenzimmer würden auf Schönheit Anspruch machen können, wenn nicht die weiten Nasenlöcher ihr Gesicht verunstalteten. Die Mannspersonen tragen ein Maro, d. h. ein Stück Zeug von einem Fuß Breite, das zwischen den Schenkeln durchgezogen und um die Hüften gewunden wird; im Kriege aber hüllen sie sich in dicke Matten. Bei Feierlichkeiten prunkt der Vornehme in einem schönen, aus Federn ungemein künstlich verfertigten Mantel, dessen Länge den Stand der Person bezeichnet. Das Frauenzimmer bedient sich ebenfalls des Maro, und wer nicht baarfuß einhergeht, zieht Pantoffeln

an, die aus Kokusfaſern gemacht ſind. Beide Geſchlechter lieben den Putz, und tattowiren nicht nur das Geſicht, ſondern ſogar die Zunge in geraden Linien. Dieſe Operation geſchieht in der Jugend mit einem eignen ſpitzigen Werkzeuge, doch nicht auf einmal, weil ſie äußerſt ſchmerzhaft ſeyn ſoll. Sie ſprechen otaheitiſch und wohnen in Dörfern und Flecken von etwa 100 bis 200 Häuſern, die aber keine regelmäßige Straßen bilden. Ein hieſiges Haus gleicht im Äußern einem Heuhaufen, iſt 18 bis 45 Fuß lang, 12 bis 24 Fuß breit, von Holz erbaut, mit Gras gedeckt und ohne Fenſter. Der Fußboden wird, zum Sitzen und Schlafen, mit trocknem Graſe und Matten belegt und ſehr reinlich gehalten. Die Häuſer der Vornehmen zeichnen ſich durch einen mit Palliſſaden eingeſchloſſenen Vorhof und durch einige umherſtehende Bedientenwohnungen aus. Im Kriege ſucht man die Dörfer durch ſteinerne Verſchanzungen zu ſichern; ſollten aber dieſe Bollwerke dem feindlichen Angriff nicht widerſtehen, ſo ſchickt man die Weiber und Kinder nach den, auf dieſen Fall, in Sandhügel gegrabenen Höhlen, deren Zugänge durch Steinwälle bis auf eine ſchmale Pforte verſchloſſen ſind, die von einer kleinen Mannſchaft hinlänglich vertheidigt werden kann. An mannigfaltigen Speiſen fehlt es den Einwohnern nicht, deſto einfacher aber iſt das Getränk, denn es beſteht gewöhnlich in Waſſer; wer es jedoch haben kann, trinkt Awa, welcher aus der Awaſtaude bereitet wird, indem der Strunk und die Wurzel zerkaut, in eine mit zerbröckelten Awablättern gefüllte Schaale gethan, mit Waſſer oder Kokosmilch begoſſen, und durch Umrühren in Gährung gebracht werden, worauf man den berauſchenden Saft zum Genuß auspreßt. Dieſe Neigung zum Trunke, verbunden mit einem großen Hange zur Diebere, ſpricht freilich nicht vortheilhaft für dieſe Menſchen; allein ihre Sanftmuth, ihr

Edelmuth, ihre Theilnahme, ihr Frohsinn, und noch andere Tugenden, überwiegen die an ihnen bemerkten Fehler. Das Weib scheint zwar wenig in Achtung zu stehen, darf auch nicht mit dem Manne aus einer Schüssel essen, noch weniger dessen Lieblingsspeisen genießen, demohngeachtet pflegen Mann und Frau in der größten Einigkeit zu leben und ihre Kinder aufs zärtlichste zu lieben. Ob sie gleich keine andere inländische Instrumente kennen als Trommeln, so sind sie doch große Liebhaber von Musik, Tanz und Gesang, so wie von Wett-, Ring-, Fecht- und Brettspielen, und eben so vortreffliche Schwimmer als Taucher. Gelehrigkeit, Fleiß und Erfindsamkeit geben ihrem Ackerbau, Vogel- und Fischfang, Haus- und Schiffbau, den Zeugen, Geräthen, und überhaupt ihren Handarbeiten, worin sie alle übrige Australier übertreffen, einen hohen Grad von Vollkommenheit. Aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums verfertigen sie vielerlei Zeuge, an denen wir eine geschmackvolle Zeichnung und die schönsten Farben bewundern. Die Matten übertreffen in der Dauer, Feinheit und Eleganz alles bisher bekannte Mattenwerk, und die Staatsmäntel, deren Grund aus einem netzförmigen Gewebe besteht, worauf die schönsten Federn nach verschiedenen Zeichnungen so dicht an einander befestigt sind, daß sie wie dicker Sammt aussehen, sind mit ihren Federmützen oder Helmen, wo nicht die vornehmsten, doch die prächtigsten und künstlichsten Stücke ihrer Industrie. Außer den mancherlei andern Gegenständen, die aus ihren Werkstätten hervorgehn, bemerken wir besonders die aus den Fangzähnen der Schweine zierlich gedrechselte Arm-, und die aus kleinen Muscheln sauber verfertigte Halsbänder; die hölzernen Tische und Schaalen, die der Europäer kaum besser aufweisen kann; die Angelhacken und übrigen Fischergeräthe aus Perlenmutter, Knochen und Holz,

mit

mit Spitzen und Widerhacken; die gut geflochtenen Netzwerke; die scharfen, aus einem schwarzen Steine gemachten Beile; die ausgelegte Arbeit; die völlig runden, fein polirten Trinkschalen, von 8 bis 10 Zoll im Durchmesser, die von kleinen menschlichen Figuren getragen werden, deren Muskeln sorgfältig ausgedrückt sind, nebst anderer Schnitz- und Bildhauerarbeit; die mit Widerhacken versehenen Speere, und 12 Fuß langen Dolche; die Schleudern, Bogen und Pfeile; und die mit einem leichten dreieckigen Segel besetzten Ruderschiffe, deren Boden nur aus einem Stücke Holz von 24 Fuß Länge besteht. Was andern Polynesiern unbekannt ist, die Nähekunst, verstehen die Sandwicher eben so gut, als die Kunst, ihren Geräthen einen Firnißüberzug und Mahlerei zu geben. Auf die Kürbisflaschen, die schon während ihres Wachsthums durch verschiedenes Binden die erforderliche Form erhalten, wissen sie mit glühenden Instrumenten zierliche Figuren aufzutragen, und Seesalz, wovon sie große Liebhaber sind, nach europäischer Art in Gruben zu bereiten. Doch sind die Sandwicher bei allen ihren Fertigkeiten von den Vorzügen europäischer Kunstprodukte so sehr überzeugt, daß sie sich dieselben, z. B. Feuergewehre, Munition, eiserne Werkzeuge u. s. w. eifrigst zu verschaffen und verschiedene nachzuahmen suchen, welches man in ihrem Schiffbau am meisten wahrnimmt. Ihre Religion, die im Ganzen mit denen der übrigen Polynesier übereinkommt, ist zwar nach heidnischer Art ein Gewebe von vielfältigem Aberglauben, und ihr Gottesdienst besteht nur in langen und häufigen, doch mit Würde begangenen Feierlichkeiten; es scheint aber, als ob sie auf die Moral mehr Werth legten als auf ihre Götzen, die man übrigens allenthalben in und außer den Wohnhäusern und Tempeln antrifft, und welche durch einen Schmuck von rothen Zeugen, durch Gesang und

Muſik verehrt werden. Man opfert ihnen rothe Federbänder und Eßwaaren; Menſchen aber nur beim Ausbruch eines Krieges, bei einer bevorſtehenden Schlacht, oder bei dem Tode eines Oberhaupts. Doch quält man dieſe Unglücklichen nicht lange, ſondern überfällt und ſchlägt ſie mit Keulen nieder. Um Unglück und Gefahren von ſich zu entfernen, und den mächtigen Gott, Eatua, zu gewinnen, ſchlägt man ſich die Vorderzähne aus. Die Prieſter, an deren Spitze ein Orono (Oberhaupt) ſteht, pflegen mehrentheils moraliſch gute Menſchen zu ſeyn. Sie bilden eine zahlreiche geſchloſſene Geſellſchaft, wohnen in beſondern Häuſern, und zeichnen ſich ſowohl durch Kleidung als durch Lebensart von den übrigen Einwohnern aus. Man findet auf den Sandwich-Inſeln drei erbliche Stände: Erihs, oder Bezirkshäupter, welche große Despoten zu ſeyn ſcheinen, und von denen einer, Erihtabu genannt, den König vorſtellt, Gutsbeſitzer ohne Gewalt, und Leibeigne, die ohne Rang und Eigenthum bloß zum Ackerbau und der Fiſcherei gebraucht werden. Das ganze Volk gehorcht entweder dem Könige auf Owaihi, oder dem auf Woahu, die ſich in die Herrſchaft der übrigen Sandwich-Inſeln getheilt haben, und deren Thron erblich iſt. Der erſte hat ſich im J. 1794, um in der Folge mit ſeinen Unterthanen von den Fremden, beſonders den Amerikanern, im Handel nicht mehr betrogen zu werden, den Britten feierlichſt unterworfen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Verbindung der Sandwicher mit einer aufgeklärten Nation, bei der Vortrefflichkeit ihrer Naturgaben, ihrem Nachahmungstriebe und Fleiße, große Veränderungen unter ihnen bewirken werde. — Wir wenden uns nunmehr ſüdöſtlich zu den

Marqueſas-Inſeln,

welche unter dem 10° S. Br. und 240° d. L. liegen. Man zählt 9

derſelben, wovon Ohiwaroa, die 15 Seemeilen im Umfange hat, die größte; Ohittahu, mit dem Hafen Madre de Dios, die vornehmſte, und Nuahiva, mit dem Hafen Anna Maria, die fruchtbarſte iſt. Die meiſten haben gute Baien und Häfen, deren Zugänge aber faſt durchgehends gefährlich ſind. Dieſe Inſeln beſtehen aus hohen Felſen und ſtark bewaldeten Bergen, welche einige fruchtbare und gut bewäſſerte Thäler einſchließen; dagegen iſt der übrige Boden mehrentheils ſo dürre und ſo wenig ergiebig, daß er den Bewohnern, deren Anzahl, wegen der Armuth der hieſigen Natur, höchſtens nur auf 50000 Köpfe ſteigt, bei der größten Anſtrengung kaum hinlänglichen Unterhalt an Brodfrüchten, die jedoch nirgends eine höhere Vollkommenheit erreichen, an Piſang, Kürbiſſen, Kokosnüſſen und andern Südfrüchten verſchafft, wozu das Thierreich Schweine, Hühner, verſchiedene Vögel, Fiſche, Schildkröten und Muſcheln liefert. Aber eben dieſe Arbeitſamkeit, wozu die Marqueſen gezwungen ſind, giebt ihnen Kraft, Geſundheit und Lebensdauer. Sie gehören zu den ſchönſten Polyneſiern, beſonders das Frauenzimmer, das ſich durch Punktirungen weniger entſtellt als die Männer, denen allein dies Vorrecht hier zuzukommen ſcheint. Ihre Farbe iſt hellbraun; Bart und Haare ſind glänzend ſchwarz. Sie reden einen otaheitiſchen Dialekt, kommen auch ſonſt mit den Otaheitern in Tanz, Muſik und andern Stücken faſt ganz überein. Auf Reinlichkeit halten ſie nicht viel, auch können ſie wegen der ziemlich ſteilen Ufer nicht baden. Ein Stück um die Hüften gewundenes Zeug macht die ganze Bekleidung bei Hohen und Niedern aus, wozu ein Kopfſchmuck von ſchwarzen Hahnen- oder Fregattfedern getragen wird. Nur die Oberhäupter überladen ſich mit Zierrathen, unter denen ein hölzerner Ringkragen nicht fehlen darf. Die Marqueſen zeigen nicht allein

in Verfertigung vielerlei Putzwaaren große Geschicklichkeit, sondern auch in Verfertigung der in den Südländern unentbehrlichen, aus feinem Grase künstlich geflochtenen Fächer, der Kähne, Wohnungen, Wurfspieße, Keulen u. a. Dinge; indeß scheinen sie noch nicht den Grad der Civilisation erreicht zu haben, auf dem die Sandwicher stehen. Ob sie gleich im Handel ehrlich und überdies gutmüthig, friedfertig und gastfrei sind, so stehlen sie doch gern bei andern Gelegenheiten, besonders die Bewohner der südlichen Inseln, wo eine Gemeinschaft aller Männer und Frauen statt zu finden, und das schöne Geschlecht die Schaamhaftigkeit nicht zu kennen scheint. Diese Untugenden findet man auf den nördlichen Inseln selten; überall aber liebt man starke Getränke, doch ohne sich zu berauschen. Der Unterschied der Stände bedeutet hier so wenig, daß selbst der König nur dann eine gewisse Achtung erwarten darf, wenn er bejahrt ist, weil hier das Alter jedweden zur Ehrfurcht auffordert.

Eine südliche Fahrt bringt uns zu den

Niedrigen, flachen, oder gefährlichen Inseln,

die man mit Recht ein Insel-Labyrinth nennt. Es sind rothe, mit fetter Erde bedeckte Korallenfelsen, die sich so wenig über das Meer erheben, daß sie größtentheils die Fluth überschwemmt; daher ist auch nur der kleinste Theil derselben bewohnt, und selbst da muß man zur Fluthzeit Stelzen gebrauchen. Die Einwohner dieser und der beiden sehr fruchtbaren König Georgs-Inseln, der Insel der fehlgeschlagenen Hofnung, der Hunds- oder Dogg-Insel, der Königin Charlotten- und der Palliser-Inseln, sind schwarzbraun, tättowirt und wenig bekleidet, nähren sich hauptsächlich von der Fischerei, genießen eines vorzüglich angenehmen Klimas, sprechen otaheitisch, und sind

auch in Gewohnheiten, Gebräuchen u. ſ. w. den Otaheitern ähnlich, mit denen wir uns jetzt bekannt machen wollen.

Die Societäts- oder Geſellſchafts-Inſeln

bilden zwiſchen dem 13 und 19° S. Br., dem 205 und 214° d. L. eine Gruppe von 11 bei einander liegenden größern Inſeln, die von vielen kleinern, alle aber von Korallenriefen umgeben ſind. Die größern heißen Otaheiti, Theturoa, Mäatea, Eimeo oder Morea mit dem Hafen Tolu, dem ſicherſten und bequemſten in dieſen Gewäſſern, Tapuamanu, Huaheine, O Rejadea, Borabora, Maurua, Tubai und Otaha. Wir bleiben auf Otaheiti, weil dieſe Inſel unter allen die bekannteſte, größte, und für uns die merkwürdigſte iſt, und die übrigen ihr doch in den meiſten Stücken ähnlich ſind. Sie beſteht aus zwei Halbinſeln, wovon die größere 90, die kleinere 30 deutſche Meilen im Umfange, jede aber einen eignen König hat, und in verſchiedene Diſtrikte getheilt iſt. Ein Streifen flachen Landes, auf dem ſich die Einwohner angebaut haben, zieht ſich rings um die Inſel, eine deutſche Meile breit, vom Ufer bis zu den Bergen hin, die ſich im Innern bis zu einer Höhe von 9530 Fuß aufthürmen, und hin und wieder dicht am Meere in jähen Abſtürzen endigen. Sie ſind voller Spaltungen, doch überall, mehrere nackte Stellen ausgenommen, mit Bäumen und Geſträuchen meiſt bis an die Gipfel ſtark bewachſen, und von äußerſt fruchtbaren, anmuthigen und waſſerreichen Thälern durchſchnitten, die aber in der Regenzeit, vom December bis März, von den Bergſtrömen oft verwüſtet und dergeſtalt von einander getrennt werden, daß der Zugang zu ihnen nur auf Canots möglich iſt. Auf einem dieſer Berge liegt ein See mit ſüßem Waſſer, der ungewöhnlich große Aale enthält, die häufig gefangen werden. Der ſchwarze fette Boden

der Ebenen und Thäler bringt bei der seltnen Wirksamkeit der hiesigen Natur, die mannigfaltigsten und nützlichsten Gewächse in solcher Menge und in solchem Überflusse hervor, daß den Menschen fast nichts übrig bleibt, als das Vergnügen, in einem mit allen Reizen der Natur reich geschmückten Lande, dessen Ansehn durchaus romantisch und höchst mahlerisch ist, und dessen Klima nirgends gesunder und angenehmer gefunden werden kann, zu sammeln und zu genießen. So ist Otaheiti die Königin der Inselwelt, das Elysium Australiens.

Unter den Gewächsen schätzen die Insulaner die Brodfrucht am meisten, deren Erndte ein wahres Volksfest ist. Denn jedes Oberhaupt läßt in dieser Zeit, an einem bestimmten Tage, von seinen Untergebenen 1500 bis 2000 Pfund von diesen Früchten einsammeln, und in einer Grube auf schon bekannte Art zu einem genießbaren Teige zubereiten, den alle Verwandte der Familie, Ältern und Kinder, mit der größten Begierde verzehren, und davon in einem Monate so fett werden sollen, daß sie kaum athmen können. Wer keine eigne Brodfrucht hat, sammelt sich bei seinem Nachbar so viel als er bedarf, und niemand beschränkt ihm diese Freiheit, vielmehr füllen seine Standesgenossen aus eignem Antriebe seine Körbe; denn Freigebigkeit gehört zum Nationalcharakter eines Otaheiters, und Armuth schändet hier keinen, wohl aber Geiz bei Überfluß; daher ladet ein reicher und dabei karger Mann allgemeine Verachtung auf sich, und würde, wenn er zur Zeit der Noth von seinem Überflusse einen Theil herzugeben sich weigern wollte, sein Hab und Gut bald zerstört sehen und alles verlieren.

Außer dieser köstlichen Frucht bietet das Pflanzenreich den Einwohnern noch andere Nahrungsmittel dar; als Yamswurzeln, die bis 6 Fuß lang, unangebaut auf den Hügeln wachsen; zwei Gattungen von

Aronswurzeln, süße Batatten, Pisang, Takkawurzeln, die ein sehr weißes Mehl geben; Diwi-Rüben, die ziemlich groß sind, und zum Genuß gedörrt werden; Thiwurzeln, die man von den Bergen holt, um sie zu backen, und deren Blätter zur Ausfütterung der otaheitischen Küchen, zu Bedachungen und zu Schürzen bei nassen und schmutzigen Arbeiten gebraucht werden; Ewi-Äpfel, von länglichter Form, goldgelber Farbe und Pfirsichgeschmack, die ein großer Baum, dessen Rinde ein durchsichtiges Gummi ausschwitzt, büschelweise darbietet; Eheyah-Äpfel, die man von einem Baume sammelt, der, mit dem Ewi, wider die Gewohnheit der übrigen Bäume, sein Laub jährlich fallen läßt; Kokosnüsse, Pompelmusen, Citronen, Ananas, 15 Gattungen von Plantanen, mandelartige Kastanien, Rataa genannt, Zuckerrohr, Mais u. s. w. Gesicht und Geruch werden gleich stark von den schönsten Blumen ergötzt, und fast überall findet man wohlriechende Kräuter, die zum Parfümiren der Kleider und Öle dienen. Am meisten werden aber die weißen Jasminähnlichen Blüthen des hohen Tuairi, und die hellgelben Blüthen des Buabaumes geschätzt, welche die Frauenzimmer in ihre Haarguirlanden flechten, und daher diese Bäume sorgfältig warten und pflegen. Zwei Gattungen des in den Pflanzungen fleißig angebauten Papier-Maulbeerbaumes liefern, so wie der Matdi, der Kokosnuß, und andere Bäume und Sträuche, guten Bast zu Zeugen, Matten und Stricken. Der Turduabaum trägt eine ölreiche Nuß, die, gedörrt und auf die Ribbe eines Kokosblatts gespießt, ein helles Licht giebt. Der hohe Toabaum hat ein so hartes Holz, daß es kaum von eisernen Werkzeugen angegriffen wird, und doch wissen es die Otaheiter mit ihren beinernen und hölzernen Instrumenten zu Keulen, Spießen und Klöpfeln zu bearbeiten. Das Holz des Tomanubaums, der sich sehr ausbreitet, ist bräunlich,

nimmt eine hohe Politur an, und wird zu Canoten, Schemmeln, Puddingformen und Mulden benutzt. Das harte, im Alter braune Holz des großen Marrabaumes dient mit mehrern andern Hölzern ebenfalls zum Canotbau, auch zu Rudern, Handhaben, Axt- und Meißelstielen u. dergl. Aus andern Hölzern macht man Kisten, Planken, Sparren, Schaufeln, Geländer u. s. w. Das dem Mahagony ähnliche Holz des Roawqbaumes benutzt man zu Heften und andern Dingen; die Zweige aber bei religiösen Zeremonien, weil sie das Sinnbild der Wahrheit vorstellen. Wer sich mit solchen Zweigen sehen läßt, kann sicher auf die einem Oberhaupte schuldige Aufnahme und Achtung rechnen, dessen Gesandter kein anderes Kreditiv nöthig hat. Außer mehrern andern Pflanzen giebt die Rinde des Eytobaumes eine ächt braune, das Blatt des Tau, dessen ausgebreitete, stark belaubte Äste ansehnliche Plätze beschatten, mit Matdikernen vermischt, eine scharlachrothe, und die innere Rinde und Wurzel des kleinen Nonobaumes eine hellgelbe Farbe. Die Berge tragen gelbes und braunes Sandelholz, doch häufiger die seidenartige Baumwollenstaude und den nützlichen 6 Fuß hohen und sehr dicken Bambubaum, woraus Öl- und Wassergefäße, Vorschneidemesser, Angelruthen, Schachteln, Köcher, Flöten u. s. w., und, so wie aus dem Aihorohre, Unterlagen, Dachhaltungen und Umzäunungen gemacht werden. Rothen Chilipfeffer und Taback sieht man fast überall. Aus der Schlingpflanze, Eay-Eay, flechtet man Körbe zum Fange der Schaalthiere und dauerhaften Bindfaden. Mit den 6 Fuß langen und 4 Zoll breiten Blättern der Stechpalme werden die Häuser gedeckt. Die Awastaude endlich verschafft das einzige hier übliche berauschende Getränk, daher sie auch stark angebaut wird. — Es giebt hier keine andern Säugthiere, als Schweine,

Hunde

Hunde und Ratten, welche den Eingebornen lieber ſind, als die von den Europäern erhaltenen Kühe, Schaafe und Ziegen, die man in die Gebirge getrieben hat. Dagegen iſt das Heer der Hühner und des wilden Geflügels ungemein groß und mannigfaltig: Mit der größten Gefahr ſuchen die Inſulaner, die, in den Höhlungen der jähen Uferabſtürze befindlichen Neſter der Tropikvögel auf, deren Federn zur Trauer gebraucht werden. Ein kühner Mann läßt ſich in dieſer Abſicht, auf einem Stocke ſitzend, von dem Gipfel der ſteilen Höhen, deren Fuß die See beſpühlt, wohl 40 Faden tief herab und durchſucht alle Höhlungen, indem er ſich, mit Hülfe eines Stabes, von einer Felſenſpitze zur andern ſchwingt, und ſich an dem vorſpringenden Geſtein oder an einem Grasbüſchel nothdürftig feſthält. Erblickt er einen Vogel im Neſte, ſo beraubt er ihn ſeiner Schwanzfedern, und läßt ſich, wenn er nichts weiter findet oder ermüdet iſt, auf ein gegebenes Zeichen wieder in die Höhe ziehen. Um die ſchwarzen Federn der Fregattvögel zu bekommen, lockt man dieſe durch einen auf einem Floße befeſtigten Fiſch an, und ſchlägt ſie mit Stangen nieder, ſobald ſie auf ihre Beute losſchießen. Kleinere Vögel werden mit Leimruthen gefangen.

Die hieſigen Gewäſſer ſind ausnehmend reich an Wallfiſchen, Haifiſchen, Delphinen, Boniten, Albikoren, Klippfiſchen, fliegenden Fiſchen, Seealen u. ſ. w.; an Krabben, Krebſen, Auſtern, Meerſchnecken und andern Schaalthieren und Seegewürmen. Delphine werden in der Zeit, wenn die Sonne die ſüdliche Halbkugel beſcheint, 4 Meilen vom Ufer in großer Menge geangelt. Die Angelhacken macht man aus Muſcheln. Zum Fange der fliegenden Fiſche ſtellt man 6 bis 8 Fuß lange Stäbe ins Waſſer, befeſtigt an jeden eine mit einem Stückchen Kokosnuß als Lockſpeiſe verſehene Angel, welche mittelſt einer aus hanfähnlichen Fa-

sern gedrehten Leine in die See geworfen wird, und zieht gewöhnlich an jeder einen Fisch heraus. Zum Albikoren- und Bonitenfang verbindet man zwei Canote und setzt auf deren Vordertheil einen Krahn, der sich in einer Walze bewegt, und in zwei Spitzen endigt, von welchen nach dem Hintertheile des Schiffes Leinen gezogen sind. Alle Fischer bleiben, bis auf einen, hinten bei den Leinen. Der Vordermann steckt den Köder auf die an den Krahn befestigte Angel, welchen die Hintermänner, sobald ein Fisch bemerkt wird, so weit niederlassen, daß der Köder die Wasserfläche berührt. Beißt der Fisch an, so ziehen sie, auf ein von dem Vordermann gegebenes Zeichen, den Krahn plötzlich in die Höhe, wodurch der Fisch jenem entgegen geschnellt wird, der zu seinem Empfange schon bereit steht. Ist aber der Fisch für das Canot zu groß, so reißt er es mit sich fort, und man verliert zum mindesten Fisch und Angel. Treffen mehrere Kähne bei stillem Wetter auf einen Fischzug, so verbindet man die Netze, wovon die größten 180 bis 240 Fuß lang, und aus einem groben und breiten Grase geflochten sind; die Fischer springen ins Wasser, tauchen unter und erhaschen ihre Beute mit den Händen, sollten sie dieselbe auch bis unter die Korallenfelsen verfolgen müssen. Durchbohrt ein Schwerdtfisch das Canot, so springen sie schnell über Bord, suchen sich ihres Feindes mittelst einer Schlinge zu bemächtigen, und eilen alsdann aus allen Kräften dem Ufer zu. Haifische werden eben so gefangen, und andere in dunkeln Nächten durch Fackeln herbeigelockt. Wallfische kommen selten zum Fange, es müßte sich denn ein junges Thier in die Riefen verirrt haben; aber dann wird es auch sofort umringt, und mit Spießen angegriffen, wenn gleich manches Canot dabei verloren geht. Während der Regenzeit erbeutet man viele Fische in den Mündungen der Bäche, indem man den Strom

durch ein großes Beutelnetz auffängt, und die Fische hineinjagt. Oft stellen sich die Weiber mit solchen Netzen quer über einen Bach, halten sie mit den Füßen am Boden fest, und mit den Händen offen, und kommen immer mit gefüllten Körben zurück. Wer angelt, stellt sich bis an die Schultern ins Wasser. Die Schildkröte ist in den Augen eines Otaheiters ein heiliges Thier, und ziert daher nur die Tafeln der Befehlshaber.

Doch es ist Zeit, die Insulaner selbst, die zu den schönsten und vielleicht auch zu den besten Menschen gehören, in der Ausbildung schon ansehnliche Fortschritte gemacht haben, und sich sowohl durch einen hohen Grad von Sittlichkeit als durch ein herzliches Benehmen, selbst gegen Fremde, vortheilhaft auszeichnen, näher kennen zu lernen. Der Otaheiter ist gewöhnlich größer als ein Europäer, gut gewachsen, stark und selbst im Alter noch gesund und kraftvoll. Die Farbe der Haut, ein zur Kupferfarbe sich neigendes Olivengelb, ist die hellste in Polynesien, und vornehmlich bei denen, deren sorgfältige Kleidung die Sonnenstrahlen abhält. Eine Otaheiterin hat den Teint einer europäischen Brünette, schwarze, funkelnde, ausdrucksvolle Augen, regelmäßige Augenbraunen, weiße Zähne, runde Arme, schöne Hände und Füße, ob sie gleich barfuß geht, eine zarte, weiche Haut, schwarzes glänzendes Haar, das mit wohlriechendem Kokosöle gesalbt, an den Seiten kurzgeschnitten, mit Blumen durchflochten und aufgebunden wird, und könnte schön genannt werden, wenn sie weniger kolossalisch gebaut, Stirn und Nase erhabner und der Mund kleiner wäre. Aber diese Theile bekommen durch einen in der Jugend mehrmals wiederholten Druck eine widernatürliche Form. Dennoch bleibt sie sowohl durch das gefällige Äußere in Mienen, Gang und Anstand, als durch ein offnes, argloses

Betragen, durch frohe Laune, Sanftmuth, Zärtlichkeit und grenzenlose Edelmuth, die durchaus keine Rache zuläßt, sehr liebenswürdig. Ihre Kinder, auf welche sie die größte Sorgfalt wendet, liebt sie eben so herzlich als ihren Mann, dem sie die gefälligste Gattin ist. Beide Geschlechter halten auf Reinlichkeit; daher baden sie sich täglich dreimal, reinigen nach jeder Mahlzeit den Mund, und ziehn sogar die Haare in der Nase aus, damit sich kein Staub darin festsetze. Die Kinder, deren Glieder gerade und geschmeidig erhalten werden, lernen frühzeitig laufen, schwimmen und klettern, worin es die Otaheiter sehr weit bringen, gehen bis ins sechste Jahr nackend, und werden im dreizehnten oder vierzehnten, die Mädchen aber früher tattowirt. Hierzu bedient man sich eines kleinen, einer Hacke ähnlichen, ¼ bis 1½ Zoll langen beinernen Instruments, das an einen Stiel befestigt ist und einige zwanzig scharfe Zähne hat, die man mit dem Rauche der Nußlichter schwärzt und auf die Haut der Arme, Schenkel, Beine u. s. w. einschlägt, doch so, daß es nicht blutet. Auf diese Art entstehen bleibende Figuren, die sowohl der Geschmack, als der Stand der Ältern vorschreiben. Es sind Vierecke, halbe und ganze Kreise, unförmliche Bilder von Menschen und Thieren, und allerlei Sinnbilder, mehrentheils aber Figuren wie ein Z, und wer diese Merkmale nicht hätte, würde sich der Verachtung aussetzen. Nur der Kopf, der als ein Heiligthum betrachtet wird, das ohne Beleidigung nicht berührt werden darf, ist von dieser schmerzlichen Operation befreit. Preßt der Schmerz dem Kinde Thränen aus, so beredet man es mit Sanftmuth zur Geduld und Standhaftigkeit, und weit entfernt zu Zwangsmitteln, die man hier nicht kennt, seine Zuflucht zu nehmen, legt man das Werkzeug bis zu einer gelegenern Zeit bei Seite, sobald das Kind den Schmerz nicht ertragen kann. Daher vergeht wohl ein Jahr über die Vollendung des Ganzen.

Stimme und Sprache der Otaheiter ſind ſanft und harmoniſch. Die letztere, die ſchönſte und vielleicht wortreichſte in Auſtralien, hat ſich weit ausgebreitet. Sie können ſich in derſelben nicht nur leicht, ſondern auch in vielen Fällen, beſonders wo es auf den Gebrauch der Fürwörter ankommt, beſtimmter ausdrücken, als die Europäer, welche von ihnen auch in der Augen- und geheimnißvollen Zeichenſprache übertroffen werden. — Die Kleidung beider Geſchlechter iſt faſt dieſelbe und hat keinen durch die Mode beſtimmten Schnitt. Bei trocknem Wetter trägt man Zeuge, in der Näſſe aber Matten. Die Männer bedienen ſich, wie die Sandwicher, des Maro; die Weiber wickeln das Parou, ein 33 Fuß langes und 6 Fuß breites Zeug, um den Leib, ſo daß es wie ein Unterrock herabhängt, und ziehen darüber, gleich den Männern, das Tebuta, ein langes, kaum eine Elle breites Zeug, das in der Mitte zur Durchſteckung des Kopfes eine Öfnung hat, und vorne und hinten bis ans Knie loſe herabhängt, ſo daß die Seiten offen bleiben. Zuweilen werfen die Frauen noch einen ſehr feinen weißen Mantel, Adhu genannt, darüber. Auf dieſe Art kleidet ſich jeder Stand, und der Vornehme unterſcheidet ſich von dem Gemeinen, der bei großer Hitze faſt nackend geht, nur durch die Menge der Kleider. Beine und Füße werden nicht bedeckt; aber das Geſicht ſchützt man gegen die Sonnengluth durch kleine aus Kokosblättern oder Matten verfertigte Hüte. Außer den Blumen- und Federkränzen, welche den Kopf ſchmücken, trägt das Frauenzimmer zuweilen eine Art von Turban, oder windet einen 5 bis 6 Klafter langen, aus den Haaren verſtorbener Verwandten geflochtenen, mit wohlriechenden Blumen gezierten Streifen um den Kopf. Mannsperſonen, deren lockigtes Haar auf die Schultern herabhängt, zieren es mit einem Buſche von Tropikfedern, oder

tragen eine Art von Perücke, und ſchmücken den Bart mit Muſcheln. Sie ſowohl, als die Frauenzimmer hängen, aber nur in ein Ohr, Ringe von kleinen Muſcheln, Steinen, Perlen und rothen Beeren, oder eine lieblich duftende Blume. Überhaupt lieben beide Geſchlechter den Putz, wozu ihnen, wenn ſie keine europäiſche Spiegel haben, der otaheitiſche, eine mit Waſſer gefüllte Kokosſchale, eben ſo unentbehrlich iſt, als ein zur Scheere bearbeiteter Fiſchzahn, ein Kamm von Bambu, und wohlriechendes Öl, anſtatt Pomade. Bei beſondern Gelegenheiten ſind ganz eigne Anzüge üblich. Stirbt z. B. eine angeſehene Perſon, ſo ſetzt man das Taupo auf, d. i. eine kugelförmige Matte, mit farbigen Streifen, einem Kranze von dunkelgrünen Taubenfedern, einer rundum geführten Zeugſchnur, und vielen kleinen gefärbten Holzſchnüren und einem Zeuge, das die Ohren und Schultern bedeckt. Das Geſicht verbirgt eine große abgeſchliffene, am Rande durchbohrte und mit Federn beſetzte Perlenauſterſchaale, an welche noch eine andere, mit einem engen Spalt zur Durchſicht befeſtigt iſt. An dieſe Maske ſchließt ſich ein kleines ſchwarzes, halbrundes Brett, mit 5 gut geſchliffenen Auſterſchaalen, wovon die beiden äußerſten mit Federn geſchmückt ſind, worauf eine Bruſtdecke von mehr als 2000 kleinen, ſenkrecht über einander gereihten Perlenmutterſtücken folgt. Dazu trägt man drei Kleider über einander, welche ein Gürtel umſchließt, und einen ganz mit Federn bedeckten, den Rücken herabhängenden Mantel. In der einen Hand hält der auf dieſe Art vermummte Leidtragende eine Klupper von großen Perlenmuſcheln, womit er ſeine Annäherung bekannt macht, und in der andern einen mit Haifiſchzähnen beſetzten Stock, womit er diejenigen blutig ritzt, die ihm den Weg vertreten. — Die Wohnungen befinden ſich, wie ich ſchon bemerkt habe, zwiſchen der Küſte und den Ber-

gen, in einem immergrünen, von Gesträuchen und Unterholz völlig befreiten Walde, durch den sich beschattete Wege von einem Hause zum andern hinschlängeln. Sie bilden 24 Fuß lange, 11 Fuß breite und 9 Fuß hohe, auf allen Seiten offne Vierecke, mit einem schrägen Blätterdache, das auf drei parallellaufenden hölzernen Säulenreihen ruht, und sich bis auf 1½ Fuß gegen den mit Heu und Matten belegten Fußboden neigt, auf welchem man am Tage mit untergeschlagenen Beinen sitzt, und des Nachts schläft. Aber bei schönem Wetter wählt man lieber den Aufenthalt im Freien, selbst um nächtliche Ruhe zu genießen. Nur die Oberhäupter besitzen kleine, inwendig abgetheilte und auswendig mit Blättern behangene bewegliche Schlafgemächer. Bettstellen sind nicht durchaus gewöhnlich, und oft hat niemand eine andere Decke als ein Kleid, und ein anderes Kopfkissen als einen kleinen, niedlich geschnitzten, halb rund ausgehöhlten Stuhl. Die Häuser haben weder Abtheilungen noch Verschläge; aber ihre Bewohner haben von der Sittlichkeit so feine Begriffe, daß sie, außer dem Hunger und Durst, kein anderes Bedürfniß öffentlich befriedigen. Die zu Versammlungen bestimmten Gebäude, vor welchen ein geräumiger Platz eingehegt ist, sind wohl 200 Fuß lang, 30 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Das Hausgeräth besteht in einigen Stühlen, die mehrentheils den Gästen überlassen werden, in hölzernen Mulden, Puddingformen, Körben und in Kisten zur Verwahrung der Kleider und des Schmucks. Die Speisen werden sehr reinlich zubereitet. Man nimmt sie größtentheils aus dem Pflanzenreiche, denn Schweine, Hunde und Hühner kommen nur auf den Tisch der Reichen und Vornehmen; wogegen der Gemeine alles genießt, was die See darbietet, weil er es für rein hält. Wo möglich sucht man die Fliegen mit Federbüscheln oder Baumzweigen von

den angefüllten Schüſſeln abzuhalten. Feuer bringt man durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer äußerſt ſchnell hervor. Die ganze Kochkunſt der Otaheiter beſteht übrigens in Backen und Braten, und ihre Küche in einer tiefen Grube, welche mit Blättern ausgeſtopft, mit Steinen umſetzt und mit Holz angefüllt wird, welches man anzündet, um jene zu erhitzen. Die Aſche breitet man auf dem Boden aus, bedeckt ſie mit Blättern und zerſtoßenem Plantanenſtrunk, und nachdem die Grube mit der rohen Speiſe angefüllt iſt, deckt man ſie nicht allein mit Blättern zu, ſondern giebt ihr überdies noch ein Gras- und Blätterdach, und darüber einen Erdhügel. Soll ein Schwein zubereitet werden, ſo erwürgt man es ſchnell mit einem Stricke und durch Verſtöpfung des Hintern und der Naſenlöcher, ſengt die Borſten ab, ſchabt die Haut rein, öffnet den Bauch mit einem Bambusmeſſer, nimmt die Eingeweide und das Blut zur Bereitung eines ſchwarzen Puddings heraus, und ſchmort es mit Brodfrucht und Wurzelwerk. In zwei Stunden iſt es völlig gar und von gutem Geſchmacke. Auf dieſe Art richten ſie alle Speiſen zu, kleine Fiſche ausgenommen, welche roh verzehrt werden. Die üblichen Getränke ſind Waſſer, Kokosſaft und Awa, obgleich der letzte den Körper erſchlafft und austrocknet, ja ſogar bei häufigem Genuſſe einen weißlichen Ausſchlag und endlich die Abzehrung bewirkt. Man ſpeiſet nicht in Geſellſchaft, ſondern jeder für ſich, mehrentheils unter einem ſchattigen Baume, und zu allen Zeiten, wenn der Hunger dazu auffordert, des Tages gewöhnlich viermal; beſonders zeigen die Vornehmen ſtarke Eßluſt. Eine auf dem Graſe ausgebreitete Blätterdecke iſt ihr Tiſchtuch. Bevor ſie ſich demſelben nahen, bringen ſie allezeit der Gottheit ein Opfer, und waſchen ſich die Hände, mit welchen ſie, in Ermangelung anderer Werkzeuge, die Speiſen zum Munde führen.

ren. Die Weiber, denen viele Gerichte ganz unterſagt ſind, haben eigne Küchen und eigne Köche, welche dem Knabenalter noch nicht entwachſen ſind, und ihnen die Tafel an einem beſondern Orte bereiten. Ein Mann von Stande ſpeiſet folgendermaßen: Die Bedienten bringen ihm ſeine Mahlzeit, ſauber in Blätter gewickelt, in einem Korbe, nebſt zwei Kokosſchaalen, die eine mit ſüßem, die andere mit ſalzigem Waſſer gefüllt, und ſetzen ſich um ihn her. Nachdem er Mund und Hände gewaſchen hat, welches während der Tafel mehrmals geſchieht, langt er zuerſt nach der Brodfrucht, dann nach einigen kleinen Fiſchen, die er vor dem Genuß in die Salzſchaale zerbröckelt, oder nach Fleiſch, das er zerſchneidet und ebenfalls in das Salzwaſſer taucht. Dann kommt die Reihe an ein Dutzend Bananas und an ein halbes Dutzend Äpfel, die er mit einer ſcharfen Muſchel ſchält. Zwiſchen durch reicht ihm ein Aufwärter eine während der Mahlzeit zubereitete junge Kokosnuß, und zuletzt eine Schaale voll Brei, der aus zerſtoßner und mit Bananas oder Mahi durchkneteter Brodfrucht, kurz vor dem Gebrauch, bereitet iſt, worauf die Tafel mit Reinigung der Hände und des Mundes aufgehoben wird. — Nach Tiſche pflegen Perſonen von mittlerm Alter ſich dem Schlafe zu überlaſſen, den die zärtliche Gattin ihrem Manne durch Geſang und ſanftes Reiben herbeilockt, wobei ſie ihm Kühlung zuweht und die Fliegen verſcheucht. Die Awatrinker ſchlafen oft ſchon mit dem letzten Biſſen im Munde ein. Um ohne Beſchwerde der übrigen Perſonen ſeinen Weg aus dem Hauſe und zurück finden zu können, brennt man gewöhnlich des Nachts Nußlichte, beſonders wenn Gäſte beherbergt werden; denn es iſt nichts ſeltnes, daß die Otaheiter mitten in der Nacht aufſtehen, entweder um zu eſſen, oder einander mit Mährchen zu unterhalten. Luſtbarkeiten und Vergnügun-

gen haben für dieſe Menſchen, die weder Nahrungsſorgen, noch wenig andere Beſchwerden des Lebens kennen, die größten Reize; aber dieſe Freuden werden nicht von beiden Geſchlechtern gemeinſchaftlich genoſſen, und würden auch nicht immer unſern Beifall finden. In einem hieſigen Concerte hört man z. B. blos viertönige Bambusflöten und Trommeln, die nach einem Tone geſtimmt werden, mit unter auch Geſänge, die, aus dem Stegreiſe gedichtet, der Veranlaſſung angemeſſen ſind; allein man vermißt ſowohl bei der Inſtrumental- als Vokalmuſik Abwechſelung, Melodie und Takt. Die Tänze, welche den hohen Grad der Sinnlichkeit der Otaheiter verrathen, werden ſowohl am Tage, als auch noch öfter des Nachts beim Fackellichte, in oder vor den Häuſern, entweder von einer Perſon, oder von mehrern gleichen Geſchlechts aufgeführt. Die Frauenzimmer, deren gefällige, äußerſt leichte Bewegungen eben ſo bewundernswürdig ſind, als ihr ausdrucksvolles Mienen- und Händeſpiel, legen dazu ein beſonderes reiches Ballkleid an. Es beſteht in einem langen, ſehr feinen weißen Rock mit doppeltem rothem Beſatze, in einem Leibchen und in zwei von den Schultern faltig herabhängenden, roth eingefaßten Zeugen. Dazu ſchmücken ſie den Buſen mit ſchwarzen Federbüſcheln, den ganzen Leib mit ſolchen Quaſten, und ſelbſt die Finger mit Federn, den Kopf aber mit einem aus Haaren geflochtenen, mit Blumen, Glaskorallen, Zähnen u. ſ. w. verſchönerten Turban. Tanzen ſie nun einen Haiwah, ſo bilden ſie einen Halbkreis, und ſingen zu ihren Bewegungen, die ſanft und ſchmachtend anfangen, ſtufenweiſe ſtärker werden, in einen Taumel übergehen und ſich mit Händeklatſchen endigen. Zum Pannaro oder Abendtanz kommen ſie in ihren beſten Anzügen im Freien zuſammen, ſtellen ſich in zwei gleichen Reihen, in einer Entfernung von 30 Schritt, einander gegen-

II

über, und werfen eine unreife Brodfrucht zum Fangen hin und her. Dies Spiel unterbricht zuweilen jede Reihe einzeln durch einen nicht ganz anständigen Tanz, woran endlich die ganze Gesellschaft Antheil nimmt. Bei den Männern kommt es mehr auf künstliche Wendungen und Schwenkungen an. Anfänglich bilden sie, wohl hundert an der Zahl, drei Reihen; aber bald verändert sich diese Ordnung auf die mannigfaltigste Art, so daß aus den Reihen ein Viereck, ein Halbkreis, ein Dreieck oder sonst eine Figur entsteht. Die Mannspersonen geben auch, in Gegenwart vieler Zuschauer, auf einem eingezäunten Platze pantomimische Ballets mit eingestreuten Gesängen, worin sie irgend einen Vorfall aus dem gemeinen Leben, unvorbereitet, und doch mit vieler Gewandtheit darstellen, und selbst ihre Oberhäupter nicht verschonen, wenn diese zur Satyre Stoff geben sollten. Eben so viel Geschicklichkeit zeigen sie in den Ring- und Fechterspielen. Die Ringer sind bis auf den Unterleib nackt, und fordern einander mit einem Handschlag auf den linken Arm heraus. Wer den Schlag erwiedert und beide Arme vorwärts ausstreckt, giebt dadurch seine Kampflust zu erkennen. Sogleich schließt sich um Beide ein Kreis, und der Kampf beginnt. Wer zuerst fällt, zieht sich schweigend, doch unbeschimpft zurück; der Sieger aber geht klatschend im Kreise herum. Zuweilen kommen zwei Distrikte zu solchen Spielen zusammen, wobei der König, oder seine Gemahlin gewöhnlich die Ceremonienmeister machen, und die Zahl der zu besiegenden Kämpfer bestimmen; dann ringen zuerst die Weiber und endigen auch das Fest mit einem Tanze. Die besiegten Männer ertragen ihr Unglück mit Geduld, aber die Weiber können ihren Unmuth nicht zurückhalten. Die Mannspersonen üben sich schon von Jugend auf in der Fechtkunst, weil die im Kriege davon getragenen Wun-

den nicht als rühmlich betrachtet werden. Öfters wetteifern zwei Distrikte gegen einander, in Abwerfung der Spieße nach einem 20 bis 40 Schritt gesteckten Ziele, und beschließen diese Übung mit einem gemeinschaftlichen Schmause. Beide Geschlechter schwimmen sehr geschickt, sogar in der Brandung. Sie begeben sich dahin, wo dieselbe anfängt, und folgen ihr, indem sie mit dem einen Fuße steuern, und mit der einen Hand sich fortbewegen, äußerst schnell, lenken aber in dem Augenblicke um, da die Woge sich am Ufer brechen will, und schießen durch sie hin, um das Spiel von neuem anzufangen, das sie, ohne zu ermüden, stundenlang fortsetzen, wenn auch ein Haifisch dazwischen kommen sollte. Geschieht dies, so wird er umringt und wo möglich, ans Ufer gejagt. Wenn ein Oberhaupt das Verbot wieder aufhebt, daß nach einem großen Verbrauch der Lebensmittel, oder um solche zu einem Feste aufzuheben, diese oder jene Art derselben, oder gar keine auf seinem Grund und Boden gesucht, oder an seiner Küste nicht gefischt werden soll, so giebt er allemal ein glänzendes Fest, wobei nicht allein Geschenke an Zeugen unter die Gäste vertheilt, sondern auch Schweine, Ziegen, Hühner und andere Lebensmittel, und sogar Canote, an deren Mastbäumen und Segelstangen Ölgefäße und Zeuge hängen, dem Pöbel Preis gegeben werden. Jeder strengt nun alle seine Kräfte an, ein Stück von den Geschenken zu erhaschen, und im Nu sind Zeuge und Kähne zerrissen und zertrümmert. Wer aber zuerst ein Schwein ergreift, behält es ganz, und die Jagd hört nicht eher auf, bis alle Thiere eingefangen sind, worauf dann Wettringen und Tänze folgen. In Hervorbringung mancherlei Kunstprodukte beweisen die Otaheiter fast dieselbe Geschicklichkeit, als die Sandwicher. Sie bohren mit einem Haifischzahne so feine Löcher in Perlenmutter,

als wären sie mit einer Stecknadel gemacht. Ihre Trauerkleidung, ihre Brustschilde und ihr Kopfputz zeugen von Geschmack und Kunst. Aber das vornehmste otaheitische Fabrikat ist das Zeug zu Kleidungsstücken. Davon giebt es drei Arten, die aus der Rinde dreier verschiedener Bäume gemacht werden; des Papier-Maulbeer-, des Brod- und eines dem westindischen Feigenbaume ähnlichen Baumes, wovon der erste das feinste und weißeste, der letzte aber das gröbste und stärkste Zeug liefert. Diese Bäume werden von den Oberhäuptern, welche die größten Geschicklichkeiten besitzen, so wie ihre Frauen die besten Zeugfabrikanten sind, sorgfältig und in Menge angebaut, besonders der erstgenannte, weil er nach zwei bis drei Jahren seine Tauglichkeit verloren hat. Die Verfertigung der Zeuge ist fast immer dieselbe. Nach Abschälung und Einweichung der Rinde schabt man die äußere Haut bis auf die feinen Fasern der innern behutsam ab, welche, in Plantanenblätter gehüllt, drei Tage zum Erweichen liegen bleiben, wodurch sie klebrig und zur fernern Bearbeitung tüchtig werden. Darauf legt man sie der Länge nach an einander in 3 Fuß langen und 1 Fuß breiten Reihen, und von diesen zwei bis drei über einander, doch so, daß das Zeug überall gleiche Dicke bekommt. Nach mehreren Stunden, wenn das darin befindliche Wasser meistens verdunstet ist, bildet das Ganze eine Masse, die auf einer geglätteten Bank, mit einem eingekerbten Klöpfel bis zu der gehörigen Breite und gleicher Dicke geschlagen, alsdann mehrere Tage im Morgenthau gebleicht und mehrmals auf diese Art behandelt wird, bis sie die erforderliche Güte erhalten hat. Man vermischt auch die Rinden verschiedener Bäume, oder klebt mehrfarbige Stücke von besondern Schnitten zusammen. Hat ein Oberhaupt ein großes Stück Zeug nöthig, so versammeln sich auf seinen Ruf wohl an 200 Personen,

meiſtens Weiber, um nach dem Geſange einer ihrer Gehülfinnen, die von den Männern herbei gebrachten Materialien, munter und fröhlich mit ihren Schlägeln taktmäßig zu bearbeiten. Die Zeuge werden verſchiedentlich gefärbt: roth, mit dem Safte der Matdibeeren und Taublätter; gelb, mit mehreren Pflanzenſäften; braun, hauptſächlich mit dem Safte der Toarinde, und ſchwarz, mit dem Safte der Bergplantane. In jedem Falle aber wird der Farbeſtoff mit einer Bürſte aus zähen Binſenfaſern aufgetragen. Man macht auch geſprenkelte und gedruckte Zeuge, indem man vermittelſt gefärbter Blätter, allerlei Figuren abdruckt. Eben ſo geſchickt ſind ſie in Verfertigung der rindenen Matten und der Körbe, die nach vielen Muſtern ſehr fein geflochten werden. Sie bedienen ſich zweierlei Canots, der kleinern, wozu man bloß einen Baumſtamm aushöhlt, zu kurzen Fahrten, und der größern zu längern Reiſen und im Kriege. Die letztern ſind künſtlicher gebaut. Der Boden beſteht aus einem hohlen Stamme, mit dem ein anderer Baum, der das Hintertheil bildet und krumm in die Höhe geht, durch Kokosſchnüre verbunden iſt. An dieſe Grundlage werden die Fußbreiten flachen Seitenwände durch eben ſolche Schnüre befeſtigt. Das Vordertheil deckt ein 6 bis 8 Fuß hervorragendes Brett, theils um das zu Grundegehn des Schiffs zu verhindern, theils ein Reiſehaus darauf zu ſetzen. Die Hintertheile pflegen nach dem Range des Beſitzers erhaben und verziert zu ſeyn. Um das Schwanken zu vermindern, legt man ein langes Stück Holz, das auf zwei, an das Schiff befeſtigte Stangen ruht, in die See, und auf die andere Seite ein belaſtetes Brett. Die Segel ſind nichts anders, als lange ſchmale über ein Viereck von Rohr geſpannte Matten. Die Schiffe werden, nach ihrer Größe, von 4 bis 20 Mann gerudert; auch verbindet man ihrer zwei durch einen

Querbalken, so daß sie, 4 Fuß von einander, parallel bleiben. Die Kriegsschiffe sind immer solche Doppelcanots, 60 bis 90 Fuß lang, 3 Fuß breit und 6 Fuß tief, werden von zweimal 60 bis 100 Mann gerudert, können an 300 Mann fassen, haben 12 bis 24 Fuß hohe Hinter- und noch höhere Vordertheile mit Brustwehren von Planken, hinter welchen die Speermänner und Schleuderer stehen. Ganz Otaheiti hatte aber im Jahr 1797 nur 5 solcher Kriegsschiffe. Indeß werden sie oft vom Sturme überfallen und entmastet. Schlägt das Schiff um, so suchen sie es in eine solche Lage zu bringen, daß die Spitze des Mastes gegen den Wind liegt, befestigen an das Ende des Spriets ein Seil, steigen auf das Floß des Auslegers, und ziehen den obern Theil des Segels aus dem Wasser, indem sie sich mit ihrem ganzen Gewichte so lange über die andere Seite biegen, bis der Wind in das Segel bläst, und ihnen bei Aufrichtung des Kahnes hilft. — Es erregt unsre Bewunderung, wie die Otaheiter, ohne eiserne Werkzeuge, ohne Zirkel und Richtschnur, bloß mit steinernen Beilen, knöchernen Meißeln und Bohrern, korallnen Raspeln, mit Fischhäuten und Korallensand, statt der Feilen und Glätteisen, so vollständige Dinge hervorbringen können. Indessen hat die otaheitische Industrie seit der Bekanntschaft mit europäischen Fabrikaten, welche zu den höchsten Preisen eingetauscht werden, sichtbar abgenommen. In der Medicin und Chirurgie stehn sie weit hinter uns. Ihre Ärzte, die Priester, verstehn sich bloß auf die Zubereitung einiger Säfte und auf das Aderlassen, das mit einem spitzen Holze an der Stirn geschieht. Als eins der wirksamsten Heilmittel betrachtet man das von Weibern besorgte Durchkneten des ganzen Leibes. Glücklicherweise sind wenig Krankheiten bekannt; doch werden die unbedeutendsten oft wegen unrichtiger Behandlung tödtlich, auch vertraut

der Kranke mehr dem Gebet des Prieſters als der Arznei, weil er jede Unpäßlichkeit für eine göttliche Strafe hält. In andern Dingen iſt ihre Kenntniß vollkommner. So irren ſie ſich ſelten, wenn ſie die Veränderung des Wetters vorherſagen; richten ſich auf ihrer Fahrt nach dem Stand der Geſtirne, wovon ſie mehrere benennt haben; theilen das Jahr in 13 Monate, jeden von 29 Tagen, Tag und Nacht aber in zwölf gleiche Theile, jeden von zwei Stunden; meſſen kleine Längen nach Spannen, größere nach Zeittheilen, ſind aber keine gute Rechenmeiſter. — In der Regel begnügt ſich der Mann mit einer Frau, und beide halten eheliche Treue für Pflicht. Aber die Vornehmen und Obern binden ſich nicht an jene Regel, vielmehr ſind ſie den Ausſchweifungen in der Liebe ſehr ergeben. Die Heirathen werden ohne Ceremonie vollzogen; nachher folgen einige Luſtbarkeiten. Das Ehepaar lebt auf dem Gute des Mannes oder der Frau, und trennt es ſich, ſo behält jeder Theil ſein Eigenthum. Eine Wöchnerin wird in einem durch Matten abgeſonderten Theile ihres Hauſes ſo lange in heißen Dampf gehüllt, als ſie es ertragen kann, worauf ſie das Kind nach dem Morai oder Gotteshauſe trägt, wo der Vater ein Opfer bringt, und die Mutter mit dem Kinde einige Wochen lang in einer Hütte wohnt, und in dieſer Zeit keine Speiſe anrühren darf, ſondern gefüttert werden muß. Nach einem dargebrachten Opfer kehrt ſie in des Mannes Haus zurück, der Säugling aber wird nach einem, auf geweihtem Boden errichteten Hauſe gebracht, und darf von den Eltern in ihren gewöhnlichen Kleidern nicht berührt werden. Um ſich von dieſem Zwange zu befreien, opfern ſie, ſo wie die Onkel und Tanten; und wenn das Kind das väterliche Haus wieder ſehen ſoll, muß abermals ein Opfer erfolgen, welches überdies noch dargebracht wird, wenn

der

der Großvater den Knaben adoptirt, oder das Mädchen ſich verheirathet, und ehe dieſe Gebräuche nicht vollendet ſind, darf nichts von dem gebraucht werden, was ein Kind berührt. Stirbt es, ſo zerſtoßen ſich Eltern und Verwandte mit ſpitzen Haifiſchzähnen die Stirn bis aufs Blut und trauern zwei bis drei Jahre. Überhaupt ſetzen Freude und Betrübniß den Haifiſchzahn gleich ſchnell in Bewegung. — Die Otaheiter grüßen einander durch Berührung der Naſen, und beantworten das Nieſen einer Perſon durch ein höfliches: Gott ſegne dich! Sie empfangen einen Gaſt mit wahrer Herzlichkeit, und kaum haben ſich die Naſen berührt, als man auch zu den Fiſchzähnen greift. Der Fremde führt ſich mit dem Ausdrucke ein: ich komme! und erhält zur Antwort: Gott ſegne dich! Nachdem der Hausvater die Urſache des Beſuchs erforſcht hat, muß die Küche das ſchönſte und beſte hergeben, und was der Gaſt nicht verzehren kann, nimmt er mit, ja man ſchenkt ihm alles was er verlangt; und ſollte es die Kräfte des Wirths überſteigen, ſo nimmt dieſer ſeine Nachbarn und Freunde in Anſpruch. Diejenigen Geſchenke haben indeß in ihren Augen den größten Werth, die Mühe und Arbeit erforderten, Lebensmittel nicht. Für das Erhaltne danke der Fremde nie, weil Gaſtfreundſchaft ohne Dank Nationalgeſetz iſt. Kommt ein Oberhaupt von Otaheiti, oder eine Standesperſon von einer andern Inſel zum Beſuche, ſo bringen ihm alle Männer ſeines Ranges ein Friedensopfer, führen ihn in ein öffentliches Gaſthaus und feiern ſeine Gegenwart durch ein herrliches Gaſtmahl. Mancher wandert auf dieſe Art Jahre lang umher, ohne je in Verlegenheit zu kommen.

Stirbt jemand, ſo verſammeln ſich deſſen Verwandte im Trauerhauſe, um ihren Verluſt zu beklagen. Am folgenden Morgen trägt man die

in Zeug gehüllte Leiche, in Begleitung eines Prieſters auf einer Bahre nach dem Strande, wo ſie der Prieſter unter Gebeten mit Seewaſſer benetzt, und ſodann nach einem eingehegten Schuppen, auf deſſen Pfoſten ſie ſo lange ſtehen bleibt, bis alles Fleiſch verfault iſt. Die Familie legt und hängt eine Menge Zeug, wohlriechende Guirlanden und Lebensmittel umher und läßt ihren Thränen freien Lauf. Vornehmlich zerſtößt ſich eine Wittwe mit einem Seehundszahne den Kopf, daß das Blut hervorquillt, welches mit ihren Thränen aufgefangen und unter die Bahre geworfen wird. Nach 5 bis 6 Monaten werden die Gebeine von der Bahre abgeholt, rein abgeſchabt, gewaſchen, und dem Range des Verſtorbenen gemäß inner- oder außerhalb eines Morai begraben. Die Leichen der Oberhäupter und deren Söhne pflegt man einzubalſamiren, indem man die Eingeweide nebſt dem Gehirne herausnimmt, den Körper durch Waſſer reinigt und ihn täglich mit wohlriechendem Kokosöle ſo lange reibt, bis das Fleiſch völlig aufgetrocknet iſt. Solche Leichen, welche nicht beerdigt, im Kriege aber, weil die Sieger deren Namen annehmen, als Trophäen erbeutet, und daher zeitig in Sicherheit gebracht werden, ſehen einem mit einem Öltuche bedeckten Skelette ähnlich, und haben äußerſt wenig Geruch. Obige Morais, welche auch zur Gottesverehrung dienen, und entweder beiden Geſchlechtern zugleich oder einem allein zugehören, ſind große mit hohen Stufen verſehene, am Strande und beſonders auf Landſpitzen, auf eingeſchloſſenen, mit Denkmälern beſetzten Plätzen, errichtete Steinhaufen, an deren einer Seite ſich zuweilen ein mit platten Steinen gepflaſterter und mit Quaderſtücken umgebener Hof, oft auch in der Nähe ein oder mehrere Schuppen für Andächtige oder Leidtragende, oft einige durch Querbalken verbundene Pfähle, oder auf Pfeilern ruhende Bühnen zur Dar-

bringung der Opfer, und mehrere, an einer Seite mit ausgeschnitzten 18 Zoll hohen menschlichen Figuren gezierte, den abgeschiedenen Geistern geheiligte Pfähle befinden. Diese Insulaner verehren, außer den This oder Schutzgeistern, in welche sich ihre frommen Angehörigen nach dem Tode verwandeln, und denen sie verschiedene Kräfte beilegen, viele Eatuas oder Götter, sowohl männliche als weibliche; jene werden von den Manns-, diese von den Frauenspersonen angebetet. An die drei höchsten Götter aber, wovon der eine der Weltschöpfer ist, scheinen beide Geschlechter, doch nur in der größten Noth, ihre Gebete zu richten. Sie glauben eine Art von Seelenwanderung, und zwei Orte, mit mehrern Stufen der künftigen Glückseligkeit, aber keinen Einfluß ihrer Handlungen auf den Zustand jenseit des Grabes: Da sie jeden Unfall für eine göttliche Strafe Ansehen und den Tod fürchten, so suchen sie die Götter durch priesterliche Gebete und reichliche Opfer zu versöhnen. Ehrerbietig und andächtig nähern sie sich den heiligen Örtern, entblößen die Brust und beten inbrünstig. Bei dem Glauben, daß die Seele fesselos höhere Regionen durchwandere, wenn der Körper sich dem Schlaf überläßt, halten sie viel auf Träume. Die Zahl der Priester ist ansehnlich, und ihre Würde erblich. Der Oberpriester pflegt aus einer vornehmen Familie und im Range der nächste nach dem Könige zu seyn; die übrigen sind aus allen Klassen der Einwohner genommen. Ihre Wissenschaft ist sehr beschränkt. Sie dienen zwar nur Leuten ihres Standes, haben aber doch viel zu thun; denn außerdem, daß sie an bestimmten Tagen vor der versammelten Menge die religiösen Feierlichkeiten bei den Morais besorgen, und die Gebete in einer dem Volke unverständlichen, aber für heilig gehaltenen Sprache hersagen, werden sie bei jeder Gelegenheit in Thätigkeit gesetzt, und als sehr schlaue Diener der

Gottheit gefürchtet, weil man ſie in dem Beſitz übernatürlicher Kräfte glaubt. Außerdem giebt es auch ſogenannte Begeiſterte. Wenn ein ſolcher Gaukler, der die Schätze des abergläubiſchen Volkes plündert, die Gottheit um Rath fragen ſoll, nähert er ſich in einer beſondern Kleidung dem Morai, von welchem, nach der gewöhnlichen Meinung, der Eatua in Geſtalt eines Vogels in ihn fährt. Der Betrüger bekommt darauf, gleich ſeinen europäiſchen Genoſſen, Convulſionen, ſinkt wie gefühllos zu Boden, und ſpricht leiſe, abgebrochen und unverſtändlich. Seine Worte ſind indeß Orakelſprüche, die der Gehülfe des Beſeſſenen erklärt und die geforderten Geſchenke in Empfang nimmt; worauf die Gaukelei mit einem Schrei aufhört. So ſpielen auch Weiber die Rolle der Prieſter und Propheten. Die den Göttern darzubringenden Opfer beſtehen in Pflanzen, Thieren und Menſchen. Verlangt der Oberprieſter, nach vorheriger Berathung mit den Volkshäuptern, ein Menſchenopfer, ſo wird das Volk verſammelt, und jener verkündet demſelben bei ſeiner Rückkehr aus dem Morai, wohin er ſich zur Befragung der Gottheit allein begeben hat, daß dieſe einen gewiſſen Menſchen zum Opfer verlange. Sogleich wird der Benannte aufgeſucht, oft im Schlafe überfallen und mit einem Schlage getödtet. Dies Loos trifft jedoch nur Gotteslästerer oder andere Verbrecher die den Tod verdient haben, denn unter dieſem Volke ſcheint keine andere Todesſtrafe üblich zu ſeyn. Der Getödtete wird in einem Korbe, auf einem heiligen Canot nach dem Morai gebracht. Erklären aber die Diſtrikts-Vorſteher, daß ſie keine Miſſethäter hätten, ſo opfert man ein Thier, und bekommt ein Verbrecher zeitig genug von ſeinem ihm bevorſtehenden Schickſale Nachricht, ſo ſucht er ſich auf den heiligen Boden eines Morai zu retten, von welchem er wohl weggelockt, aber nicht mit Gewalt vertrieben

werden kann. Die Weiber, welche von den gottesdienſtlichen Verſammlungen und Opfern der Männer ausgeſchloſſen ſind, dürfen nicht hingerichtet werden. Die Regierung iſt monarchiſch und in einer Familie, die ſich in zwei Äſte theilt, erblich. Iſt der Regent minorain, ſo führt ſeine Mutter die Vormundſchaft, wenn nicht ein Succeſſionskrieg oder eine Empörung die Lage der Sachen ändert. Der neue König wird bei dem großen Morai auf den Thron erhoben, wo er von dem Sprecher, der die Ceremonie mit einer Rede beginnt, die Inſignien, nemlich eine rothe Scherpe, welche in einem mit rothen und gelben Federn beſetzten Netze beſteht, und nachher nicht wieder getragen, ſonſ im Morai verwahrt wird, empfängt, und hierauf die Huldigungen der Großen annimmt. Dieſe bringen ihm verſchiedene Opfer dar, wovon er aber nur die Augen der Thiere, als die edelſten Theile des Kopfes, vielleicht als Sinnbild der Wachſamkeit und des Edelſinns bekömmt, und während der Überreichung derſelben den Mund aufſperrt, als wollte er ſie verſchlingen, oder ſich die genannten Tugenden auf immer zu eigen machen. Ein üppiges Mahl beſchließt dieſe Feierlichkeit, der noch zwei Monate hindurch Luſtbarkeiten aller Art folgen. Mit der Ehre, die man dem Könige erweiſt, geſtattet man ihm auch mehrere Vorzüge. Unter andern hat er, als oberſter Richter, bei den Menſchenopfern den Vorſitz; darf allein auf einer gewiſſen ſtark tönenden Muſchel blaſen, um ſeinen Unterthanen zu erkennen zu geben, daß ſie ihm, jeder nach ſeinem Vermögen, Lebensmittel bringen ſollen; beſitzt in jedem Diſtrikt mehrere Häuſer, um nicht die Wohnung eines Unterthanen zu betreten, welche in dieſem Falle verbrannt werden müßte, und genießt mit ſeinen Brüdern, dadurch, daß jeder in ihrer Gegenwart die Bruſt entblößen muß, göttliche Ehre. Die Günſtlinge und ſelbſt die

Bedienten des königlichen Ehepaars, ſtehn in Anſehen, ohngeachtet ſie die ärgſten Diebe und die unſittlichſten Menſchen ſeyn ſollen. Ohne ſich tragen zu laſſen, darf weder der Regent, noch ſeine Gemahlin, öffentlich erſcheinen, denn ſie würden ſich durch Berührung der ungeweihten Erde entheiligen. Sie ſitzen dabei auf den Schultern der Träger ſo, daß ihre Beine vorne herabhängen. Auf ihren eignen Ländereien aber können ſie zu Fuße gehn. — Auf die königliche Familie folgen die Diſtriktshäupter oder Erihs, die in ihren Bezirken, unter der Hohheit des Königs, ihres Oberlehnsherrn, dem ſie dienſtpflichtig ſind, alle königliche Gewalt ausüben, und ihre Häuſer und Ländereien entweder verwalten laſſen, oder andern zu Lehen geben. Die jüngern Brüder, Verwandte und Freunde der Erihs, die über kleinere Bezirke herrſchen, bilden, unter dem Namen Tohhas eine eigene Klaſſe des vornehmen Standes, auf welche die Ratirras oder Freiherrn folgen, deren Güter dreimal kleiner ſind, als die der Tohhas. Endlich kommt die Klaſſe der Manahaunis oder Landbauer, welche den beiden vorigen Klaſſen dienſtbar ſind und die meiſten Arbeiten für ſie verrichten; doch bindet ſie nichts an ein Gut oder einen Herrn, vielmehr können ſie beide nach Gutdünken verlaſſen. Überhaupt dient Niemand länger als es ihm beliebt, weil es nicht Sitte iſt, ſich auf beſtimmte Zeit zu vermiethen. Indeß bleiben manche Diener lebenslang bei einer Familie und genießen dafür in ihrem Alter mit den herrſchaftlichen Verwandten gleiche Achtung, ſo daß man ihnen ſowohl die Erziehung der Kinder, als die Beſorgung des Hausweſens unbedingt anvertraut. Die Bedienten jeder Klaſſe heißen Tautau und die, welche ſich dem Weiberdienſte allein widmen, Tuti. Geburt allein beſtimmt hier den Rang; daher bleibt eine ihrer Würden entſetzte Standesperſon immer edel und geach-

tet, und keine Erwerbung kann einen Gemeinen höher als bis zum Range eines Ratirra erheben. Indeß werden auch die Niedrigſten im Volke von ihren Obern, denen ſie aus Gewohnheit, nicht aus Angſt oder Furcht, ehrerbietig begegnen, nicht wie Sclaven, ſondern wie Gefährten behandelt, wovon ſelbſt der König keine Ausnahme macht. Wer nicht zu den Bedienten und Bauern gehört, hat ſein Landeigenthum, das keiner Grenzzeichen und Scheidewände bedarf, weil man den als den größten Böſewicht beſtrafen würde, der ſich nur die kleinſte Schmälerung oder Beraubung fremden Gutes erlauben wollte; auch findet ſich Niemand, der ein Vermächtniß, das einem andern ein Gut zuwendet, beſtreiten ſollte. Streitende Partheien unterwerfen ſich der Zeugenausſage ohne langwierige Prozeſſe zu führen, die ohnedem aus Unbekanntſchaft mit der Schreibekunſt nicht möglich ſind. Sollte aber eine Beleidigung zu groß ſeyn, und der Streit nicht gütlich beigelegt werden können, ſo überläßt man die Sache dem Ausſpruche des Königs, oder die Familien und Diſtrikte machen ſie zu ihrer eignen, und dann iſt eine Fehde unvermeidlich. Aber noch öfter gerathen die beiden Könige oder die Inſeln mit einander in Kriege, welche glücklicherweiſe nicht von langer Dauer ſind, da mehrentheils eine Schlacht zur Entſcheidung hinlänglich iſt. Die Rüſtung der Kämpfer beſteht, außer einer beſondern uniformmäßigen Kleidung von weißer, rother oder brauner Farbe, in geflochtenen, mit Federn und Fiſchzähnen beſetzten Bruſtſchilden; in hohen walzenförmigen Helmen mit geflochtenen und ſtark befiederten Vorderſchilden; in Schleudern, die aus Kokosfaſern gemacht werden, und womit ſie auf 200 Schritt genau treffen; in Bogen, Pfeilen und Spießen. Sobald beide Geſchwader, nach vorhergegangener Beſtimmung der Zeit und Gegend des Kampfes, und nach mancherlei Ergötzungen und

Schmausereien auf einander stoßen, geschieht der Angriff mit Tagesanbruch, tapfer und kühn. Man sucht zu entern, und glückt dies, so wird Niemand auf dem feindlichen Schiffe verschont, außer denen, welche auf die Bindseile acht geben. Die Überwundenen können sich nur durch einen Sprung über Bord und durch die Gewinnung eines nicht im Gefecht begriffenen Canots retten. Die eroberten Schiffe werden mit den gefangenen und gebliebenen Feinden im Triumph nach dem Morai gebracht, wo man zuerst dem Eatua für den Sieg dankt, und ihm alsdann die mitgebrachten Feinde opfert, aber auch sofort an den Frieden arbeitet. Übrigens weiß man im Kriege nichts von Disciplin; jeder fechtet nach Gefallen, und wird durch die Flucht nicht geschändet. Indeß halten sie sich, bei aller Furcht vor Narben, so lange als möglich, weil der Verlust des Treffens den ihres Eigenthums nach sich zieht. — Ehe wir diese in den neuern Zeiten von mehrern europäischen Seefahrern, am meisten von den Britten, welche hier eine Missionsanstalt errichtet haben, fleißig besuchte Insel verlassen, muß ich noch der Arroes-Gesellschaft, die aus einer zahlreichen Menge der angesehensten Personen beiderlei Geschlechts besteht, und sich auch auf andere Inseln in der Nähe und Ferne ausgebreitet hat, kürzlich erwähnen. Diese Verbindung, von deren innern Einrichtung und Gesetzen sich wenig sagen läßt, weil Schweigen auch hier das Hauptgesetz seyn mag, scheint doch einige Ähnlichkeit mit einem Orden zu haben; denn die Mitglieder halten überall genau zusammen, erkennen einander an besonderen Zeichen, unterstützen die nothleidenden Brüder, und nennen sich Ritter. Aber sie zeigen auch einen hohen Grad von Verdorbenheit, denn, ihrer Schwelgereien nicht zu gedenken, setzen sie alle Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen, und ersticken gleich nach der Geburt alle

Kinder,

Kinder, die in ihrer Mitte geboren werden, damit sie keinem Mitgliede zur Last fallen. Wünscht aber ein Frauenzimmer, aus Liebe zu ihrem Kinde, es zu erhalten, so muß sie sich einen Mann wählen, der sich desselben annimmt, und findet sich einer, so werden beide auf immer aus der Gesellschaft gestoßen.

Wir begeben uns nunmehr westlich nach

den Mittel-Inseln.

Dazu gehören:

1) Die beiden Hervey-Inseln, von denen die eine, Watiu, 200 Seemeilen von Otaheiti entfernt, 2000 schwarze und schmutzige Einwohner, und gleiche Produkte mit den obigen Inseln hat. Weit nach Süden hin liegt die von Korallenriefen umgebene, an Schweinen, Hunden, und australischen Gewächsen reiche Insel Mangea. Sie hat 5 Seemeilen im Umfange, und ihre bärtigen Einwohner reden die otaheitische Sprache.

2) Die 9 bis 10 Palmerston-Inseln, welche durch ein Korallenrief verbunden, schwach mit Sand bedeckt, doch an Produkten dieses Himmelstrichs reich, aber wenig bewohnt sind. — Nördlich von ihnen finden wir ein ganzes Labyrinth von größern und kleinern Inseln, von ähnlicher Beschaffenheit als die Abend-, die Aurora-, die Schwester-Insel, u. a. m.

4) Savage-Island, oder die Insel der Wilden, hat steile, felsigte Ufer, viel Kokosbäume und wildes Geflügel. Die Einwohner sind kriegerisch.

4) Die 10 Navigator- oder Schiffer-Inseln, wovon einige ziemlich groß, sehr fruchtbar und volkreich, alle aber hoch und weder von einem flachen Rande, wie Otaheiti, noch von Riefen umgeben

ſind. Die beiden größten haben über 40 deutſche Meilen in der Länge. Die Einwohner gleichen in der Sprache und den Sitten den Freundſchafts-Inſulanern; ihr Äußeres aber verräth mehr körperliche Stärke und Wildheit. Sie gehen nackt, bis auf eine aus Kräutern und Seegewächſen geflochtene Bekleidung des Unterleibes, und ihre Handarbeiten zeugen von Geſchicklichkeit, unter andern die aus hartem Holze verfertigten, 3 Fuß langen und fein polirten Schüſſeln.

Der Freundſchafts-Archipel

nimmt den Raum vom 20 bis 30° S. Br. ein, und begreift 150 nicht durchgängig bewohnte, von Korallenriefen eingeſchloſſene Inſeln, von denen 32 eine beträchtliche Größe haben. Gleich einem Amphitheater ſteigen ſie vom niedrigen Ufer allmählig empor, und enthalten abwechſelnd angenehme Höhen und grasreiche Thäler, freundliche Wälder und regelmäßige Pflanzungen. Die Luft iſt rein, geſund und mit Wohlgerüchen erfüllt; aber es fehlt ihnen an ſüßem Waſſer, denn die meiſten Quellen ſind ſalzig. Im ganzen Archipel iſt die Inſel Tongatabu, deren Entfernung von Otaheiti 480 Seemeilen beträgt, zwar nicht die größte, denn ſie hat nur 20 Seemeilen im Umfange, aber doch die vornehmſte. Auf der Nordſeite bildet das Meer einen Buſen, der mit einer Lagune im Innern der Inſel in Verbindung ſteht, und an deſſen weſtlicher Spitze ein geräumiger Hafen gefunden wird. Auf dieſer Seite iſt das Ufer flach und ſandig, auf den übrigen aber erhebt es ſich zu ſenkrechten Korallenfelſen. Außerdem werden die Küſten größtentheils durch 200 Klafter breite Klippen, in deren Nähe der höchſte Theil der Inſel ſich etwa 100 Fuß über das Meer erhebt, geſchützt. Das Innere iſt von ſanften Anhöhen durchſchnitten. Der fruchtbare und gut angebaute Boden bringt einen Überfluß an auſtraliſchen Ge-

wächsen hervor. Gute Befriedigungen von Rohr umgeben die Pflanzungen, in deren Mitte die leichten Wohnhäuser von majestätischen Bäumen beschattet werden. Zwar gedeiht die Brodfrucht hier nicht so gut als auf Otaheiti; dagegen erreichen die Kokosnüsse eine größere Vollkommenheit, und verschiedene Gewächse, die Otaheiti nicht kennt, z. B. Fieberrinde, vermehren den Reichthum der Insel. Außer den otaheitischen Land- und Wasserthieren sieht man hier noch große Papagaien, deren rothe Federn den Insulanern zum vornehmsten Schmuck dienen, und große Fledermäuse, die von einer Spitze des Flügels bis zur andern 3 bis 4 Fuß messen. — Die im Ganzen schön gebildeten Einwohner, deren Anzahl sich auf 200000 belaufen mag, sind hellbraun, von mittler Statur, stark, fleischig, wohlgebaut, und haben starkes, schwarzes, oft braun und gelb gefärbtes Haar, das die Frauenzimmer abzuschneiden pflegen, schöne Augen und Zähne. Die Frauenzimmer sind besonders schön gebildet, aber weniger fest gebaut. Standespersonen erkennt man an ihrer Größe und Muskelkraft, an einem stattlichen Gange und einer gewissen Superiorität. Die Männer tatowiren Bauch und Schenkel, die Weiber bezeichnen nur die Arme mit drei runden Flecken. Ein schmales auf otaheitische Art verfertigtes Zeug deckt die Hüften der Männer, und eine Perlenmutterschaale schmückt ihren Hals. Die Weiber umhüllen sich von der Brust bis auf die Waden, schmücken sich mit mehreren Schnüren von Schnecken, Körnern und Fischzähnen, und hängen Schildpatten, Korallen u. s. w. in die Ohren. In der Sprache, in dem Häuserbau, in der Zubereitung der Lebensmittel, in der Liebe zur Reinlichkeit und in den Waffen unterscheiden sie sich wenig von den Otaheitern, aber in der Kultur und der bürgerlichen Verfassung stehen sie eine Stufe höher als die übrigen

Australier. Der oft nur schwach mit schwarzer Erde bedeckte Korallenfelsen erfordert eine sorgfältigere Bearbeitung, welche den Scharfsinn und Kunstfleiß der Arbeiter vermehrt hat. Ihre Zeuge haben eine Art von Glasur, die der Nässe widersteht; ihr mannigfaltiges Mattenwerk, das zu Kleidern und Teppichen dient, ist sauber und schön; ihre aus Schilf und Rohr geflochtenen Körbe sind wasserdicht; ihre Canots, deren scharfkantige Planken so fest über einander gefugt sind, daß sie nicht einen Tropfen Wasser durchlassen, übertreffen die otaheitischen an Größe, Zahl und Vollkommenheit; ihre Keulen, ihre mit der furchtbaren Schwanzspitze des Stachelrochen besetzten Spieße, ihre Bogen und Pfeile, ihre Netze, ihr Schnitzwerk, Putz und andere Arbeiten sind fast insgesammt vollkommner und zierlicher als die otaheitischen, und doch besitzen sie zur Verfertigung derselben keine bessern Werkzeuge als jene. Bei der Gefälligkeit ihrer Kunst- und dem Überflusse ihrer Naturprodukte unterhalten die Tongatabuer ein ausgebreitetes Verkehr mit nahen und fernen Inseln. Indeß schätzen sie die europäischen Waaren so sehr, daß niemand durch ihre Entwendung ein Verbrechen zu begehen glaubt, wenn er sie nicht durch Tausch erhalten kann. — Außer den otaheitischen Vergnügungen sieht man hier dramatische Vorstellungen, für welche eine Art von Circus in der Mitte eines über einem Moraste von Korallensteinen aufgeführten Dammes angelegt ist und hört den melodischen Gesang der Frauenzimmer, den ein aus 8 bis 10 verbundenen Rohrpfeifen von ungleicher Länge bestehendes Instrument begleitet. Sanftmuth, Gutherzigkeit, Ehrlichkeit, Frohsinn und Unerschrockenheit sind die Hauptzüge in dem Charakter dieser Menschen, die, unbekannt mit Mißtrauen und Rachsucht, sowohl einander, als Fremden, mit Wohlwollen und Freundschaft zuvorkommen. Man grüßt ebenfalls

durch Berührung der Nasen, und dankt für erhaltene Geschenke, indem man sie über den Kopf hält. Gewöhnlich hat ein Mann mehrere Frauen, die sich aber weit sittlicher betragen als die otaheitischen, vielleicht weil sie anständiger behandelt werden. Daher gehört auch der Ehebruch unter die Seltenheiten, und wird mit dem Tode bestraft. Noch weit weniger ist der Kindermord erlaubt; man liebt vielmehr eine zahlreiche Nachkommenschaft und ehrt das hohe Alter. Kriege sind eine seltne Erscheinung, und Menschenopfer scheint nur der Tod hoher Personen zu fordern. Mit dem Glauben an ein künftiges Leben verbinden die Freundschafts-Insulaner den Glauben an höhere überirdische Wesen, und an untergeordnete Bezirks- und Familiengötter. Sie opfern nicht allein Pflanzen und Thiere, sondern auch, wenn sie an einer schweren Krankheit danieder ligen, die kleinen Finger beider Hände. Die Verstorbenen werden auf einsamen Plätzen im dunkeln Schatten beerdigt. Longatabu ist der Mittelpunkt einer größtentheils aristokratischen Regierung, die den Volkshäuptern despotische Gewalt, und den Staatsbeamten eine Art von allgemeiner Gerichtsbarkeit einräumt. Die Unterwürfigkeit ist viel größer und sklavischer als auf Otaheiti, aber das Privateigenthum bestimmter, und niemand willkührlichen Erpressungen ausgesetzt. An der Spitze der Regierung steht ein sklavisch verehrter Monarch, unter dessen Fuß jeder seinen Nacken beugt, dessen Antlitz niemand sehen darf, und dessen Tod durch blutige Kämpfe und Erdrosselungen betrauert wird. Ihm kommt der Befehlshaber der Land- und Seetruppen, der ihn an Macht und Gewalt noch übertrifft, in der Würde am nächsten; dann folgen die Distriktshäupter, die Gutsherrn, die Landbauer, wie auf Otaheiti, so wie hier auch im Ganzen dieselbe Lehnsverfassung statt findet. — Unter den übrigen Inseln

bemerken wir Toofoa wegen der säulenartigen, mit vielen Höhlen versehenen Felsen, und eines fast immer rauchenden Vulkans; Lefuga, weil sie die angebauteste im Archipel ist; Anamooka wegen zweier Vulkane; Eua wegen der vorzüglichen Lage, des vortrefflichen Wassers und des gesunden Klima's; Neutabutabu oder Keppels-Insel wegen ihrer Größe, Fruchtbarkeit und starken Bevölkerung, und Kutahi oder Kokos-Insel, deren Einwohner wilder zu seyn scheinen als ihre südlichen Nachbarn.

Die Fedschi- oder Blighs-Inseln

liegen nordwestlich von Tongatabu, hinter den Prinz Wilhelms-Inseln in einem für die Schiffahrt gefährlichen Meere. Ihr fruchtbarer Boden hat eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern. Die Einwohner gehören nicht zu dem Volksstamme der Freundschafs-Insulaner, sind auch größer, schwärzer, kriegerischer und unternehmender, als jene, bedienen sich einer andern Sprache, und verzehren gegen die Sitte der hellfarbigen Menschen, zu denen sie gerechnet werden, die erschlagenen Feinde. Jenes Volk gesteht ihnen selbst Überlegenheit im Kriege und größere Erfindungskraft zu, wovon ihre meisterhaft gearbeiteten Waffen und Kleidungsstücke, und besonders die irdnen Gefäße, dergleichen man auf Tongatabu nicht verfertigt, die sprechendsten Beweise geben. Es ist ungewiß, ob die Fedschi-Inseln unter einer Regierung verbunden, oder von einander unabhängig, oder größtentheils dem Könige auf Tongatabu unterworfen sind.

Halten wir uns nach Süden, so kommen wir nach einer Fahrt von etwa 400 Seemeilen zu den beiden, zwischen dem 34 und 47° S. Br. gelegenen, 4000 Quadratmeilen großen, und durch die Cooksstraße von einander getrennten Inseln, welche die Europäer

nennen. Wir landen in der Duskybai auf der Weſtküſte der ſüdlichen Inſel, welche den Europäern unter mehreren Baien und Häfen am bekannteſten iſt. Durch beide Inſeln zieht ſich der Länge nach eine Kette von hohen waldreichen Bergen, die ſich in mehreren Vorgebirgen endigen, wovon das Nord- und Südcap die beiden äußerſten Punkte im Norden und Süden ſind. Überall ſieht man Überreſte ehemaliger Vulkane: Lava, Baſalt und Bimſteine. Die Berge der ſüdlichen Inſel ſind hoch über einander gethürmt, etwa wie die Schweizer Alpen, mit Schnergipfel gekrönt und von engen Thälern durchſchnitten. Undurchdringliche Wälder bedecken Berg und Thal, ſo daß nur wenige Menſchen ihren Unterhalt finden können. Die nördliche Inſel enthält zwar den höchſten Berg in der ganzen Kette, den Pic-Egmont, deſſen Höhe 10000 Fuß betragen ſoll; die übrigen Berge aber ſind niedriger und weniger wild, die Luft iſt milder und angenehmer, der Boden fruchtbarer und waſſerreicher, und die Inſel mehr bevölkert, als die ſüdliche. Auf beiden mögen etwa 100000 Menſchen leben. Im Ganzen iſt das neuſeeländiſche Clima gemäßigt; denn die Sommerhitze überſteigt ſelten den 66°, und die Winterkälte ſelten den 48°. Nie verlieren die Bäume ihr altes Laub früher, als bis die jungen Blätter zum Vorſchein kommen. Die Gebirge enthalten Thonſchiefer, Feuerſteine, Achate, durchſichtige Kieſel und orientaliſche Nierenſteine, aus denen die Bewohner Beile und Meſſer verfertigen. Das Pflanzenreich liefert, außer Yams, Batatten, wildem Salbei, Brombeeren, Pfeffer und Farrenkraut, welches den Inſulanern hauptſächlich zur Nahrung dient, und außer Kartoffeln und andern europäiſchen Gartenfrüchten, die durch Cooks Bemühung hier bekannt geworden ſind, viele einheimiſche nutz-

bare Gewächse, als eine Art von Malven, woraus man ein seidenartiges Gespinnst bereitet, und vorzüglich den Neuseeländischen Hanf, der einen langen, sehr festen und seidenähnlichen Faden giebt, und alle übrige Pflanzen, die in andern Ländern zu ähnlichem Behuf gefunden werden, übertrifft. Die Wälder, welche von Schlangen, kleinern und größern Eidechsen, die selbst Menschen anfallen, durchstrichen werden, und von dem Gezirre der Skorpionfliegen erschallen, enthalten viele Bäume von dem unvergleichlichsten Wuchse und verschiedner Nutzbarkeit. Man sieht Papier-Maulbeer-, Kokos-, Kohlpalmen- und Zedernbäume, die ein wohlriechendes Harz ausschwitzen und vortreffliche Massen geben; andere, die zum Haus- und Schiffbau und zu allerlei Geräthen tauglich sind; Theemyrthen, aus deren Blättern durch Aufguß ein bittrer Thee, und Sproßtannen, aus deren Knospen ein Sproffenbier bereitet wird. — Der Neuseeländische Boden ist aber zu steinigt und felsigt, als daß ein bedeutender Ackerbau statt finden könnte; er beschränkt sich vielmehr größtentheils auf die Anpflanzung der Batatten, Kalebassen, der Aloe und des Hanfes. Hunde, Ratten und Fledermäuse sind die einzigen einheimischen Säugethiere; dagegen ist die Zahl und Mannigfaltigkeit der Bewohner der Luft und der Gewässer desto ansehnlicher. Unter den Insekten fällt eine Art von Erdmücken den Einwohnern durch ihren empfindlichen Stich sehr zur Last.

Der Neuseeländer ist gelbbraun, groß, stark, und gut gebildet, doch das Weib weniger als der Mann. Er hat einen schwarzen Bart, und schwarzes von Ungeziefer wimmelndes Kopfhaar, das er mit Öl salbe, und auf dem Wirbel zusammenbindet, oder abschneidet; nur die Mädchen lassen es frei hängen. Er bezeichnet den ganzen Leib mit schwarzen Flecken und Furchen, und giebt ihm außerdem einen rothen

fettigen

fettigen Anstrich, so daß Ansehn und Geruch, bei dem Mangel an Reinigung, gleich ekelhaft werden. Doch ist das Punktiren nicht allgemein üblich, bei den Befehlshabern am meisten, bei den Weibern am wenigsten. Die Sprache ist ein Dialekt der Otaheitischen. Mann und Frau kleiden sich auf gleiche Weise, so daß letztere nur an der sanftern Stimme erkannt wird. Ein 5 Fuß langes und 4 Fuß breites, aus der Hanfpflanze bereitetes, oft mit Streifen von Hundefell besetztes, oft ganz damit überzogenes, auch wohl mit Federn belegtes Zeug, wird auf der Brust mit einer Nadel, und um den Leib mit einem rindenen Gürtel befestigt. Viele hüllen sich in eine zottige Matte, die aus Hanfstreifen gemacht ist. Wer sich putzen will, steckt mehrfarbige Federn, oder einen hölzernen Kamm in das Haar, und hängt schwere Knochen, Muscheln, Zähne u. dergl. in die Ohren. Die Weiber tragen Arm- und Fußbänder von solchen Materialien. Beim gänzlichen Mangel an Schlachtvieh, sind Fische, Land- und Wasservögel, Hunde und Ratten die vornehmsten Speisen des Neuseeländers, und fehlt es ihm daran, so holt er Kartoffeln und Farrenkraut, dessen Wurzel getrocknet, geröstet, und zerquetscht wird, um ihren Saft zu genießen. Überhaupt röstet er alle Speisen, oder schmort sie in Gruben und verschmäht, außer Salz und starke Getränke, keine Gabe, selbst nicht die feindseligen Geschöpfe auf seinem Kopfe. Er hält täglich zwei gute Mahlzeiten, die eine beim Auf-, die andere beim Untergang der Sonne. Seine, aus einem festen hölzernen Gestelle, aus zwei oder dreifachen Strohwänden und einem Rohrdache bestehende Wohnung ist 8 Fuß lang, 6 Fuß breit und fast eben so hoch, hat sehr niedrige Thüren, ein vergittertes Fenster, einen festgestampften Estrich, eine etwas erhöhte mit Brettern beschlagene und mit Farrenkraut bestreute Schlafstelle, und einige Haus-

und Fischergeräthe, nebst verschiedenen Handwerkzeugen von Stein, Knochen und Holz. Diese Häuser liegen auf steilen Landspitzen oder schwer zu ersteigenden Bergen, in befestigten Hippahs oder Dörfern nebeneinander, und bilden eine etwas erhöhte, zum Waffenplatze bestimmte Gasse, auf welcher drei öffentliche Gebäude stehen: das, mit Waffenvorrath angefüllte Zeughaus, das Magazin für Lebensmittel, und das Arsenal, worin Fischergeräthe und die Materialien zu deren Verfertigung aufgehoben werden. Diese sind durch die Natur feste, und mit versteckten Eingängen versehene Oerter, sind mit zwei Reihen Pallisaden und einem dazwischen gezogenen tiefen Graben umgeben, und haben überdies ein eben so befestigtes 4 bis 500 Mann fassendes viereckiges Außenwerk. Endlich steht noch am äußersten Eingange jedes Dorfs, um dem Feinde, nach dem Verluste des Außenwerks, den Uebergang über den Graben streitig zu machen, ein 25 Fuß hohes, auf starken Säulen ruhendes Gerüste, worauf 25 bis 30 Mann Platz haben, und mehrere Haufen von Steinen und Spießen liegen. Die kriegerische Lebensart der Neuseeländer, welche öfters Überfälle veranlaßt, macht solche Befestigungen nothwendig. Man gebraucht im Kriege Spieße, Wurfspieße, Äxte, Streitkolben und Schleudern. Ein besonderer, mit wildem Geschrei und dem Getöse einer Muschel-Trompete begleiteter Kriegstanz, eröfnet die Schlacht. Angriff und Vertheidigung sind gleich furchtbar; denn da ist keiner, der weiche; keiner der Pardon erhielte. Wer im Treffen fällt, findet sein Grab in der See; wer sich fangen läßt, wird skalpirt und gefressen. Die von Feindes Köpfen abgezogenen Häute sind die Trophäen der Sieger. Indeß zeigt der Neuseeländer jetzt nicht mehr solche Wildheit, Kriegslust, Hinterlist und Tücke als ehedem; nur muß man sich hüten, ihn zu beleidigen, denn nichts ist leichter zu erregen, als seine Rache.

Er arbeitet mit steinernen Beilen und Meißeln, mit hölzernen Messern, eingekerbten Haifischzähnen u. dergl. Werkzeugen geschickt, zweckmäßig, dauerhaft und zierlich. Überall suche er Verzierungen von allerlei Schnitzwerk, worin er besondere Geschicklichkeit besitzt, anzubringen. Die Fischer- und Handelskähne, die bis Neuholland segeln, sind bis 25, die Kriegsschiffe aber an 60 Fuß lang und von Zederholz fest gebaut. Der Mann begnügt sich mit einer Frau, und beide beobachten eheliche Treue, ohne daß Schaamhaftigkeit ihre Tugend wäre. Die Frau lebt unter dem Drucke, übernimmt mit der Hauswirthschaft die schwersten Arbeiten, und wird doch nicht der Ehre gewürdigt, in Gesellschaft des Mannes zu essen. — Bei ihrer Lebensart erreichen sie ein hohes Alter, und verlieren weder Zähne, noch Haare, die ihre Farbe selbst im Alter nicht ändern. Den Tod eines Verwandten betrauert man einige Tage vor der Beerdigung mit Heulen und Zerkratzen des Gesichts. Die Priester stehen in großem Ansehn, aber gottesdienstliche Häuser oder Plätze sind nicht vorhanden, obgleich mehrere Götter verehrt werden, und vornehmlich einer, als der höchste. Jedes Familienhaupt übt über seine Angehörigen einige Gewalt aus, die aber im Kriege ganz aufhört, weil alsdann besondere Oberhäupter erwählt werden. Nur in den südlichen Gegenden herrscht über einen Landstrich, von etwa 60 Meilen Länge, ein Regent, dem mehrere Befehlshaber untergeben sind.

Nördlich, fast in der Mitte zwischen Neuseeland und Neukaledonien, liegt die den Engländern gehörige

Norfolk-Insel.

Sie hat etwa 6 deutsche Meilen im Umfange, ein heiteres, mildes, sehr gesundes und den Südfrüchten sowohl, als europäischen Gewächs-

und Fischergeräthe, nebst verschiedenen Handwerkzeugen von Stein, Knochen und Holz. Diese Häuser liegen auf steilen Landspitzen oder schwer zu ersteigenden Bergen, in befestigten Hippahs oder Dörfern nebeneinander, und bilden eine etwas erhöhte, zum Waffenplatze bestimmte Gasse, auf welcher drei öffentliche Gebäude stehen: das, mit Waffenvorrath angefüllte Zeughaus, das Magazin für Lebensmittel, und das Arsenal, worin Fischergeräthe und die Materialien zu deren Verfertigung aufgehoben werden. Diese schon durch die Natur feste, und mit versteckten Eingängen versehene Dörfer, sind mit zwei Reihen Pallisaden und einem dazwischen gezogenen tiefen Graben umgeben, und haben überdies ein eben so befestigtes 4 bis 5 Mann fassendes viereckiges Außenwerk. Endlich sieht noch am äußersten Eingange jedes Dorfs, um dem Feinde, nach dem Verluste des Außenwerks, den Übergang über den Graben streitig zu machen, ein 15 Fuß hohes, auf starken Säulen ruhendes Gerüste, worauf 15 bis 20 Mann Platz haben, und mehrere Haufen von Steinen und Spießen liegen. Die kriegerische Lebensart der Neuseeländer, welche öfters Überfälle veranlaßt, macht solche Festungen nothwendig. Man gebraucht im Kriege Spieße, Wurfspieße, Äxte, Streitkolben und Wurfhölzern. Ein besondrer, mit wildem Geschrei und dem Getöse einer Muschel-Trompete begleiteter Kriegestanz, eröffnet die Schlacht. Angriff und Vertheidigung sind gleich furchtbar; denn da ist keiner, der weichen, keiner der Pardon erhielte. Wer im Treffen fällt, findet sein Grab in der See; wer sich fangen läßt, wird skalpirt und gefressen. Die von Feindes Köpfen abgezogenen Häute sind die Trophäen der Sieger. Indeß zeigt der Neuseeländer jetzt nicht mehr solche Wildheit, Kriegslust, Hinterlist und Tücke als ehedem; nur muß man sich hüten, ihn zu beleidigen, denn nichts ist leichter zu erregen, als seine Rache.

Er arbeitet mit steinernen Beilen und Meißeln, mit hölzernen Messern, eingekerbten Haifischzähnen u. dergl. Werkzeugen geschickt zweckmäßig, dauerhaft und zierlich. Überall sucht er Verzierungen von allerlei Schnitzwerk, worin er besondere Geschicklichkeit besitzt, anzubringen. Die Fischer- und Handelskähne, die bis Neuholland segeln, sind bis 25, die Kriegsschiffe aber an 60 Fuß lang und von Zederholz fest gebaut. Der Mann begnügt sich mit einer Frau, und beide beobachten eheliche Treue, ohne daß Schaamhaftigkeit ihre Tugend wäre. Die Frau lebt unter dem Drucke, übernimmt mit der Hauswirthschaft die schwersten Arbeiten, und wird doch nicht der Ehre gewürdigt, in Gesellschaft des Mannes zu essen. — Bei ihrer Lebensart erreichen sie ein hohes Alter, und verlieren weder Zähne, noch Haare, die ihre Farbe selbst im Alter nicht ändern. Den Tod eines Verwandten betrauert man einige Tage vor der Beerdigung mit Heulen und Zerkratzen des Gesichts. Die Priester stehn in großem Ansehn, aber gottesdienstliche Häuser oder Plätze sind nicht vorhanden, obgleich mehrere Götter verehrt werden, und vornehmlich einer, als der höchste. Jedes Familienhaupt übt über seine Angehörigen einige Gewalt aus, die aber im Kriege ganz aufhört, weil alsdann besondere Oberhäupter erwählt werden. Nur in den südlichen Gegenden herrscht über einen Landstrich, von etwa 60 Meilen Länge, ein Regent, dem mehrere Befehlshaber untergeben sind.

Nördlich, fast in der Mitte zwischen Neuseeland und Neukaledonien, liegt die den Engländern gehörige

Norfolk-Insel.

Sie hat etwa 6 deutsche Meilen im Umfange, ein heiteres, mildes, sehr gesundes und den Südfrüchten sowohl, als europäischen Gewächs-

Loos beschieden ist, und die dennoch ihren Männern mit Liebe und Treue zugethan sind, den Acker bestellen. Sie gebrauchen dazu im harten Boden eine zugleich zum Behauen des Zimmerholzes bestimmte Hacke, an deren krummen Spitze ein scharfer Stein eingeklemmt ist; im lockeren Boden aber einen krummen, vorn zugespitzten Ast, mit welchem man sich im Nothfall auch vertheidigt. Sonst führen die Krieger 10 bis 20 Fuß lange, schwarze, mit Schnitzwerk gezierte Wurfspieße; 3 Fuß lange mit Zacken besetzte oder gekrümmte Keulen, und endlich Schleudern, womit sie länglichte, aus Seifenstein geschnittene und vorn zugespitzte Steine sehr geschickt werfen. Außer diesen Waffen, und den Fischer- und Küchengeräthen, verfertigen sie noch mehrere Dinge, theils aus Steinen, theils aus hartem Holze; unter andern hölzerne Kämme, aus vielen 3 bis 10 Zoll langen feinen Stäben, die ein Faden von der rothen Wolle der indischen Fledermaus verbindet; und hölzerne, 2 Zoll lange, glockenförmige, massive Pfeifen mit inwendig zusammenlaufenden Löchern, wovon zwei unten angebracht sind, das dritte aber, auf welchem man bläst, oben bei einer kleinen Schnur befindlich ist.

Wir gehen von diesen guten Menschen nordöstlich zu den

Neuen Hebriden,

die ebenfalls von einem freundlichen, klugen und gelehrigen, aber noch ernsthafteren und kriegerischeren Volke bewohnt werden, das seine Gefangene und Beleidiger abschlachtet und verzehrt, jeden Fremden aber, der nicht böse Absichten verräth, freundschaftlich und gastfrei empfängt. Dieser ansehnliche Archipel reicht vom 14 bis 20° S. Br. und 166 bis 189° der Länge, und besteht aus 12 großen und vielen kleinen Inseln, die insgesammt eine hohe Lage, sanft anlaufende Hügel, hohe Berge, und geräumige fruchtbare Thäler haben, in denen die in Felder abge-

heitre Pflanzungen mit den Häusern zwischen starken Waldungen zer-
streut liegen. Die größten Inseln haben bis 20 deutsche Meilen im
Umfange, als: Espiritu-Santo, die nördlichste, mit dem geräumi-
gen Ankerplatz Veracruz; Malicolo, mit einem seltnen Reichthume
an südindischen Gewächsen, dem Hafen Sandwich und 30000 Einwoh-
nern; Sandwich, Ambryn mit einem Vulkan, und Tanna ebenfalls
mit einem Vulkan, heißen Quellen und 100000 Einwohnern, die sich in
drei Völkerschaften theilen. — Die Natur hat diese Inseln mit austra-
lischen Produkten, mit Zuckerrohr, Orangen, eine Seltenheit in Poly-
nesien, und Muscatnüssen reich ausgestattet; die Küsten wimmeln von
Fischen, und an Hühnern, Enten, Tauben, Papagaien und andern wil-
dem Geflügel fehlt es eben so wenig, als an Schweinen und Hunden.
Die schwarzbraunen Insulaner sind zwar schlank, aber nicht proportio-
nirt gewachsen, denn ihre Arme und Beine sind im Verhältniß zu dem
5½ Fuß hohen Körper zu lang und zu dünne. Überhaupt scheinen sie,
wegen der kurzen und platten Stirn, der flachen und breiten Nase, der
hervorstehenden Backenknochen, und des negerartigen Haares, auf
Schönheit keine Ansprüche machen. Überdies geben sie der Brust und
dem Gesichte einen schwarzen Anstrich, und dem ganzen Leibe, durch
Narbenreihen der Haut, erhöhte Figuren. Auffallend klein und häßlich
sind besonders die Frauenzimmer. Beide Geschlechter gehn bis auf
den Neukaledonischen Gurt, der über dem Nabel einen so tiefen Ein-
schnitt macht, daß der Unterleib aus zwei besondern Stücken zu beste-
hen scheint, ganz nackend, nur die Weiber schlagen noch ein Stück Zeug
um die Hüften, oder binden einen Strohwisch vor den Unterleib, und
schminken sich gelb, da ihnen der männliche Putz versagt ist. Dieser
besteht in einer Neukaledonischen Mütze, in einem Nasengehänge von

Loos beſchieden iſt, und die dennoch ihren Männern mit Liebe und Treue zugethan ſind, den Acker beſtellen. Sie gebrauchen dazu im harten Boden eine zugleich zum Behauen des Zimmerholzes beſtimmte Hacke, an deren krummen Spitze ein ſcharfer Stein eingeklemmt iſt; im lockeren Boden aber einen krummen, vorn zugeſpitzten Aſt, mit welchem man ſich im Nothfall auch vertheidigt. Sonſt führen die Krieger 10 bis 12 Fuß lange, ſchwarze, mit Schnitzwerk gezierte Wurfſpieße; 3 Fuß lange, mit Zacken beſetzte oder gekrümmte Keulen, und endlich Schleudern, womit ſie längliche, aus Geiſenſtein geſchnittene und vorn zugeſpitzte Steine ſehr geſchickt werfen. Außer dieſen Waffen, und den Fiſcher- und Küchengeräthen, verfertigen ſie noch mehrere Dinge, theils aus Steinen, theils aus hartem Holze; unter andern hölzerne Kämme, mit vielen 2 bis 10 Zoll langen feinen Zähnen, die ein Boden von dem rothen Wolle der indiſchen Fledermaus verbindet; und hölzerne, 2 Zoll lange, glockenförmige, maſſive Pfeifen, mit inwendig zuſammenlaufenden Wehren, wovon zwei unten angebracht ſind, das dritte aber, auf welchem man bläſt, oben bei einer kleinen Schaue befindlich iſt.

Wir gehen von dieſen guten Menſchen nordöſtlich zu den

Neuen Hebriden,

die ebenfalls von einem freundlichen, klugen und gelehrigen, aber noch erdſthaften und kriegeriſchen Volke bewohnt werden, das ſeine Gefangene und Beleidiger abſchlachtet und verzehrt, jeden Fremden aber, der nicht böſe Abſichten verräth, freundſchaftlich und gaſtfrei empfängt. Dieſer anſehnliche Archipel reicht vom 14. bis 20° S. Br. und 166 bis 169° der Länge, und beſteht aus 12 großen und vielen kleinen Inſeln, die insgeſammt eine hohe Lage, ſanft anlaufende Hügel, hohe Berge, und geräumige fruchtbare Thäler haben, in denen die in Felder abge-

heilte Pflanzungen mit den Häusern zwischen starken Waldungen zerstreut liegen. Die größten Inseln haben bis 20 deutsche Meilen im Umfange, als: Espiritu-Santo, die nördlichste, mit dem geräumigen Ankerplatz Veracruz; Malicolo, mit einem seltnen Reichthume an südindischen Gewächsen, dem Hafen Sandwich und 30000 Einwohnern; Sandwich, Ambryn mit einem Vulkan, und Tanna ebenfalls mit einem Vulkan, heißen Quellen und 100000 Einwohnern, die sich in drei Völkerschaften theilen. — Die Natur hat diese Inseln mit australischen Produkten, mit Zuckerrohr, Orangen, eine Seltenheit in Polynesien, und Muscatnüssen reich ausgestattet; die Küsten wimmeln von Fischen, und an Hühnern, Enten, Tauben, Papagaien und andern wilden Geflügel fehlt es eben so wenig, als an Schweinen und Hunden. Die schwarzbraunen Insulaner sind zwar schlank, aber nicht proportionirt gewachsen, denn ihre Arme und Beine sind im Verhältniß zu dem 5½ Fuß hohen Körper zu lang und zu dünne. Überhaupt können sie, wegen der kurzen und platten Stirn, der flachen und breiten Nase, der hervorstehenden Backenknochen, und des negerartigen Haares, auf Schönheit keine Ansprüche machen. Überdies geben sie der Brust und dem Gesichte einen schwarzen Anstrich, und dem ganzen Leibe, durch Ausreißung der Haut, erhöhte Figuren. Auffallend klein und häßlich sind besonders die Frauenzimmer. Beide Geschlechter gehn bis auf den Neukaledonischen Gurt, der über dem Nabel einen so tiefen Einschnitt macht, daß der Unterleib aus zwei besondern Stücken zu bestehen scheint, ganz nackend, nur die Weiber schlagen noch ein Stück Zeug um die Hüften, oder binden einen Strohwisch vor den Unterleib, und schminken sich gelb, da ihnen der männliche Putz versagt ist. Dieser besteht in einer Neukaledonischen Mütze, in einem Nasengehänge von

Holz oder Stein, und in Ohrringen, Hals- und Armbändern von Muscheln. Der Mann bewaffnet sich mit einem Spieße, einem Bogen, mit vergifteten Pfeilen und einem sehr sauber aus Kasuariaholze gearbeiteten 2½ Fuß langen Streitkolben, der an einem dicken, aus Gras gedrehten Stricke auf dem Rücken hängt, und den die streitbaren Bewohner von Tanna, am meisten, vielleicht auch am geschicktesten führen. Beide Geschlechter lieben die Unterhaltung durch Erzählungen und Musik. Ihre Gesänge, die dem ernsthaften Charakter der Nation angemessen sind, und zuweilen mit einer Pfeife begleitet werden, die aus acht Röhren besteht, klingen harmonischer und sanfter, als die Lieder anderer Polynesier, welches vielleicht in der besondern Biegsamkeit und übrigen Beschaffenheit ihrer Sprache liegt; denn sie können auch die schwersten Sylben und Töne fremder Sprachen, z. B. das slavische, schtsch, leicht und richtig aussprechen. Bei der Unbekanntschaft mit der bürgerlichen Verfassung scheinen sie kein anderes Oberhaupt zu haben, als Kriegsanführer.

Die Königin-Charlotten-Inseln

von denen Egmont die größte ist, liegen nordwestlich von jenen, unter dem 11° S. Br. und 180° der Länge. Sie sind sehr fruchtbar an Brodfrucht, Kokosnüssen, Sago, Zuckerrohr ꝛc., und ernähren außer zahmen Hühnern und vielerlei wildem Geflügel, auch zwei Arten von Schaafen. Die Einwohner sind schwarz, haben wolliges Haar, scheinen zahlreich und ziemlich kultivirt zu seyn, wohnen beisammen in Flecken und Dörfern, unterhalten Land- und Gartenbau und wahrscheinlich auch mehrere Künste.

Östlich von ihnen liegen die fruchtbaren und volkreichen Inseln, Tucopia, zwischen Perlenbänken, nebst den Gilberts- und Taumayo-

Inseln.

Inseln. Wenden wir uns nördlich zum Äquator, so daß die grünen Inseln westlich, und die Oatong-Java-Insel, nebst der nahe am Äquator unterm 195° d. L. befindlichen fruchtbaren und von einem kupferfarbigen, schönen, gutmüthigen und beherzten Volke bewohnten Byrons-Insel östlich liegen bleiben: so gelangen wir zu dem

Marschalls- oder Lord Mulgraves-Archipel,

der sich vom Äquator nördlich bis zum 10° d. Br. erstreckt, und aus mehreren Gruppen besteht, die ihren friedfertigen Einwohnern Nahrung im Überflusse darbieten. Diese haben eine kupferfarbige Haut, einen starken und schönen Wuchs, langes, schwarzes und mit Korallen verziertes Haar, und sehr weiße Zähne. Sie gehen, bis auf einen Gurt um die Mitte des Leibes, völlig nackt, schmücken sich mit Halsbändern von Korallen und Zähnen, bemahlen das Gesicht, und scheinen in Künsten und Geschicklichkeiten den kultivirtern Australiern nicht nachzustehen. Westlich liegen, zwischen dem 9 und 12° N. Br. die Fischer-Inseln oder Pescadoren, die in der Beschaffenheit des Bodens, der Produkte und der Einwohner den westlich folgenden

Karolinen ähnlich sind, welche den ganzen Raum vom 5 bis 10° N. Br. und vom 160 bis 170° d. L. einnehmen. Die Spanier maßen sich die Herrschaft über dieselben an, ob sie sie gleich nicht besetzt haben. Ihre Anzahl beläuft sich über 100. Außer Hogolen, Torres, Patta und Yap, haben die übrigen keine beträchtliche Größe. Ohngeachtet das Pflanzenreich den Einwohnern Nahrungsmittel im Überflusse darbietet, nähren sich diese doch meistentheils von der Fischerei.

Nördlich jenseit der Karolinenstraße finden wir vom 4° d. Br. bis zum Wendekreise

unter denen Guam und Tinian die größten sind. Sie haben ein sehr heißes und wenigstens in der Regenzeit ungesundes Klima, aber einen Überfluß an Citronen, Pomeranzen Kokospalmen, Brodfrüchten, Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Indigo und andern tropischen Gewächsen; die fettesten Weiden, mit zahlreichen Heerden von wildem Rindviehe, und dicke Wälder, mit großen wilden Schweinen und vielen Vögeln. Eine zahllose Menge von gemeinen und giftigen Fliegen, von Muskiten, Tausendfüßen, Scorpionen, großen schwarzen Ameisen, deren Biß gefährlich ist, und von andern giftigen Gewürmen, verbunden mit dem Mangel an gutem und fließendem Wasser, machen den Aufenthalt auf diesen, den Spaniern gehörigen Inseln, so angenehm, so romantisch und des Anbaues werth auch mehrere Gegenden seyn mögen, keinesweges erfreulich. Dennoch sollen die Ladronen vormals von einem zahlreichen und kühnen Volke bewohnt gewesen seyn, von dessen Kunstliebe die aus Sand und Steinen zusammengekittete, mit Gips beworfene, und 13 Fuß hohe viereckte Pyramidensäulen, nebst andern Überresten ehemaliger Baukunst auf Tinian, noch jetzt zeugen. Aber damals war diese Insel ein Paradies; jetzt ist sie eine menschenleere, wilden und giftigen Thieren überlassene Wildniß. Dahin haben es die Spanier gebracht. Denn diese, welche sich auf der gesundern und angenehmern Insel Guam niederließen, rotteten einen Theil der Tinianer, sowohl durch Härte, als durch üble Maaßregeln aus, und versetzten einen andern Theil derselben, dem sie aber, aus Mißtrauen und Furcht vor Rache, keine Waffen anzuvertrauen wagen, nach Guam, um größere Vortheile von ihnen zu ziehen. Aber diese Unglücklichen schmolzen aus Gram und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande so zusammen, daß

von ihnen nur wenig übrig geblieben sind. Daher hat Guam, bei einem Umfange von 30 Seemeilen nur 4000 Einwohner, von denen der vierte Theil in der Stadt San Ignatio de Agana, wo sich der Statthalter mit einer Besatzung von 150 Mann aufhält, wohnt, die übrigen aber in etwa 14 Dörfern zerstreut leben. Zur Beschützung der Rheden, wo die von Manila kommenden Schiffe Anker werfen, dienen zwei mit Geschütz schwach besetzte Schlösser, nebst einer Strandbatterie von 5 Kanonen. — Um

die Pelew-Inseln

zu erreichen, steuern wir wieder nach Süden, und finden sie zwischen dem 5 und 9° N. Br. und 130 bis 136° d. L. Von dieser aus acht Inseln bestehenden Gruppe ist Kurura die vornehmste, weil der mächtigste der vier oder fünf Pelewschen Monarchen hier residirt, welcher den Engländern die unbewohnte kleine Insel Orulong ums Jahr 1783 geschenkt hat. Alle diese Inseln sind lang und schmal, nicht sehr hoch, stark bewaldet, und westlich von einem Korallenriefe umgeben. Der an sich fruchtbare Boden wird fleißig benutzt, und bringt die meisten südindischen Gewächse reichlich hervor. Überall sieht man die schönsten und nützlichsten Bäume, worunter sich auch so starke Stämme befinden, daß einer allein schon ein Canot für 50 Mann verschaft, andere aber wieder so hart sind, daß sie kaum mit den besten englischen Werkzeugen bearbeitet werden können. Der Nahrung wegen bauen die Einwohner vorzüglich die Yamswurzel und die Kokospalme an. Um Lippen und Speichel zu röthen, kaut man die Betelnuß, die hier häufig wächst, und neben dem Zucker- und Bambusrohre findet sich auch Gilbwurz oder Kurkuma, eine schilfartige Pflanze, deren knolligte gelbe Wurzel eine schöne aber unächte gelbe Farbe giebt. Außer Ratten, wird

man hier kein vierfüßiges Thier gewahr, deſto mehr wilde Hühner, Tauben und andere Vögel, von dem ſchönſten Gefieder. Man ſucht ſowohl die Hühner, als deren Eier zur Speiſe auf, und ſchätzt die letztern am meiſten, wenn ſie ſchon halb ausgebrütete Küchlein enthalten. Die nahe See bietet den Pelewern einen unerſchöpflichen Reichthum an Nahrungsmitteln dar, und wirklich iſt auch der Fiſchfang eins ihrer Hauptgeſchäfte; den Haifiſch, die Seeſchildkröte und die große Gienmuſchel, welche ſie als geſchickte Taucher aus einer beträchtlichen Tiefe heraufholen, um ſie roh zu verzehren, lieben ſie am meiſten.

Die Pelewer ſind dunkel kupferfarbig, groß, ſtark und wohlgewachſen, bekommen durch das Reiben mit Kokosöl eine ſehr weiche glänzende Haut, beitzen die Zähne ſchwarz, welches ſie ſchön finden, haben langes, ſchwarzes Haar, das die Männer hinten in eine große Locke ſchlagen, die Frauenzimmer aber frei herabhängen laſſen, raufen alles übrige Haar am Körper aus, ſo daß Niemand, als der jüngere Bruder des Königs, einen Bart trägt, und punktiren die Beine, bis auf die Hälfte der Schenkel. Mannsperſonen bekleiden ſich nicht, und die Frauenzimmer tragen nichts, als kleine aus Kokosfaſern verfertigte, gelb gefärbte, und höchſtens mit Korallen beſetzte Schürzen. Beide Geſchlechter ſtecken zum Schmucke ein Blatt oder eine Blume in die Scheidewand der Naſe; das männliche ziert den linken Ohrlappen mit Korallen, das weibliche aber beide Ohren mit Blumen, Blättern, und Schildkrötenringen. Vornehme Frauen ſchminken Geſicht und Bruſt mit Kurkuma. — Die Pelewer wohnen nicht allein in zerſtreuten Häuſern, ſondern auch in Dörfern und Städten. So finden wir außer andern auf Korura, nahe am Ufer, die Reſidenzſtadt Pelew. Sie iſt ein viereckigter, gut gepflaſterter mit Häuſern umgebener Platz, wohin

vom Ufer aus ein 2 Fuß hoher und 10 Fuß breiter Steindamm führt, deſſen Mitte für die Fußgänger mit platten Steinen belegt iſt. Die Häuſer ſind viereckigt, ſtehen 3 Fuß über der Erde auf großen Steinen, und haben ein Fachwerk von ſtarken, durch hölzerne Nägel zuſammengehaltene Balken, deſſen Zwiſchenräume mit dicht geflochtenen Bambusröhren und Palmblättern ausgefüllt ſind, ſo daß die Näſſe nicht eindringen kann. Das Dach, eine dichte Blätterdecke, ſieht unſern Scheunendächern ähnlich. Ein ſolches Haus hat keine innere Abtheilungen, ſondern bildet nur ein Zimmer, in deſſen Mitte, nur etwas niedriger als der mit Planken oder Bambusſtäben belegte Fußboden, der Feuerheerd angebracht iſt, auf dem beſtändig ein kleines Feuer, ſelbſt in der Nacht unterhalten wird, um den Thau zu zertheilen und die Mücken zu verjagen. Die mit Bambusladen verſehenen Fenſter gehen bis auf den Fußboden herab, und haben ſteinerne Schwellen, um mit Bequemlichkeit aus- und einſteigen zu können. Außer den Wohnhäuſern werden auch 60 bis 80 Fuß lange öffentliche Gebäude, zu Volksverſammlungen, Volksfeſten, und geſellſchaftlichen Zuſammenkünften, woran auch die, mit leichten Handarbeiten beſchäftigten Weiber, Antheil nehmen, unterhalten. Das Hausgeräth beſteht vornemlich in verſchiedenen Körben, wovon einige ſehr künſtlich und ſchön aus Piſangblättern geflochten, andere aber mühſam aus Holz geſchnitten, mit Muſcheln geziert und mit einem Deckel verſehen ſind. Dieſe Polewſchen Pompadours enthalten gewöhnlich etwas Betel, einen Kamm, ein Meſſer, Bindfaden, und was man ſonſt zu einer zeitverkürzenden Arbeit gebraucht, und ſie ſind den Einwohnern ſo unentbehrlich, daß ſich ſelten ein Mann von Stande ohne ein ſolches Körbchen mit Betel, und ein polirtes ſauber eingelegtes Bambusrohr mit Ko-

rallenkalk sehen läßt. Die Messer sind aus Muscheln, Bambu oder Holz verfertigt, scharf geschliffen und sehr brauchbar. Die Kämme werden aus Pomeranzenholz aus dem Ganzen geschnitten; Fischhaken macht man aus Schildpatte; Bindfaden, Stricke und Netze aus Kokosfasern; Schlafmatten aus Pisangblättern, und Äxte aus starken Muscheln. Gewöhnlich bedient man sich bei Tische der genannten Blätter statt der Teller, und der Kokosschaalen statt der Becher und Gläser; man hat aber auch rothbraune Schüsseln und Kochtöpfe aus Thon, und kleine festliche Schüsseln und Löffel aus Schildkröte. Die Wassereimer sind große, dicke und ausgehöhlte Bambusröhre; die Besen ein Gebinde von Kokosfasern, und die Fackeln längligt runde, mit Holzspähnen vermischte und mit Blättern umwundene Harzstücke. Die Insulaner sind erfahrne Schiffbauer, nach australischer Art. Zu einem Canot, es sey groß oder klein, gebrauchen sie nur einen Baumstamm, geben ihm aber eine schöne Form, artige Verzierungen und einen lackähnlichen Überzug, der das Wasser abhält. Die Krieger bewaffnen sich mit 12 Fuß langen, mit Widerhacken versehenen Bambusspeeren, mit Wurfspießen und Dolchen, die nichts anders sind, als die mit Widerhacken besetzten und in Bambusschelden aufbewahrten Stacheln der Giftrochen. Es ist ein Vorrecht der Anführer, hölzerne Schwerdter zu tragen, die, von einem kräftigen Arm geführt, stark genug sind, einen Schädel zu spalten. — In der Lebensart unterscheidet sich der Hohe wenig oder gar nicht von dem Niedern. Jeder muß sich seinen täglichen Unterhalt selbst verschaffen, so daß keiner, selbst nicht der König, müßig gehen darf. Den Männern sind die schwersten Arbeiten zugetheilt: der Fischfang, das Holzfällen, der Haus- und Schiffbau, die Verfertigung der verschiedenen Geräthe und Werkzeuge ꝛc. Die Weiber beschäftigen sich mit

pflanzen, jäten, Matten- und Korbflechten, mit der Küche, der Reinigung des Hauses, der Wartung der Kinder, auch besorgen sie die Trauerceremonien. Man steht gewöhnlich mit der Sonne auf, frühstückt nie, ohne sich vorher gebadet zu haben, wozu jedem Geschlechte eigene Plätze angewiesen sind; ißt, wie wir, zu Mittage und Abend, und geht mit der späten Abenddämmerung zur Ruhe, wenn nicht gesellschaftliche Vergnügen eine Ausnahme machen; denn der Pelewer liebt die Geselligkeit und Freude, und tanzt bei seinen Harzkerzen, trotz dem geübtesten Europäer, die ganze Nacht hindurch. Unter diesen Tänzen zeichnet sich besonders der aus, an welchem nur die Krieger Antheil nehmen. Geschmückt mit Pisangbändern, und große Pisangquasten in den Händen haltend, bilden sie zuerst einige Kreise, die einander umschließen. Dann tritt ein bejahrter Krieger auf, um im feierlichen Ton ein kurzes Recitativ zu singen, und so wie er einhält, fällt der ganze Haufe mit Gesang und Tanz ein. Dieser besteht in Sprüngen und leichten Bewegungen, wobei sich die Kreise allmählig in zwei einander gegenüberstehende Reihen verwandeln. Am Ende erfolgt ein allgemeines Rasseln mit den hochgehobenen Quasten, und nach einer Pause fangen das Recitativ und der Tanz aufs neue an. — Außer den gewöhnlichen Speisen bereiten sie auch einige Arten von Confituren, unter andern Wattel, ein aus harten Kokoskernen geraspeltes und mit Palm- oder Rohrsyrup zu einer dicken Masse eingekochtes Mehl, das, in Blätter gewickelt, steinhart wird, aber selbst Matrosen nicht behagt. Fische, die man von innen und außen gereinigt einige Tage zu räuchern pflegt, werden in Salzwasser gekocht; Schaalthiere aber mit Citronensaft roh genossen. Salz und Brühen braucht der Pelewer nicht; daher trinkt er auch überaus wenig, und gewöhnlich reines Wasser oder Kokosmilch; bei Feier-

lichkeiten aber, ein aus obengenanntem Syrup und aus Pomeranzensaft bereitetes Getränk. — Vielweiberei iſt nur unter den Vornehmen Sitte, und die Frauenzimmer werden, ganz gegen die Regel des übrigen Polyneſiens, mit Achtung und Aufmerkſamkeit behandelt, ſind auch von den Vergnügungen und Geſellſchaften der Männer nicht ausgeſchloſſen. Die Kinder bekommen bald nach der Geburt einen Namen, übrigens eine liebreiche und zweckmäßige Erziehung. — Die Begräbnißplätze liegen in einiger Entfernung von den Wohnörtern. Einige Männer tragen die Leiche unter einem zahlreichen weiblichen Gefolge, das bei dem Grabe ein klägliches Geſchrei erhebt, nach der Gruft, ſenken ſie ein, und decken die letztere mit einem Grabhügel oder Steine. — Ohne Prieſter und Gottesdienſt haben ſie eine gute natürliche Religion, glauben an Gott und Unſterblichkeit, und zeigen in allen ihren Handlungen ein feines Gefühl von Recht und Unrecht, Menſchenliebe, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, überhaupt einen hohen Grad von Moralität. Sie verbinden mit einem friedlichen, liebreichen Charakter, der Verträglichkeit, Offenheit und Gefälligkeit gegen jedermann befiehlt, richtigen Verſtand, viel Faſſungskraft, außerordentliche Wißbegierde, und eine lobenswerthe Thätigkeit, mit einem Worte, eine glückliche Verfeinerung, die man auf den meiſten Südſee-Inſeln in dem Grade vergebens ſucht. Die im Jahr 1783 mit dem Kapitain Wilſon dort anweſenden Engländer, welche bei Orulong Schiffbruch gelitten hatten, erfuhren die unzweideutigſten Beweiſe ihres guten Herzens und Verſtandes, und als ſie von ihnen Abſchied nahmen, wollten ſich die gutmüthigen Pelewer durchaus nicht mit ihren Geſchenken abweiſen laſſen. Mit bittenden Blicken und Thränen im Auge, ſchwammen ſie in ihren Kähnen um Wilſons neuerbautes Schiff her, und beklagten ſich, wenn

die

die gut verproviantirten Britten ihre Gaben nicht annehmen wollten. Der damalige König von Kururu Alla Thulle, übergab mit wahrhaft großer Seele seinen liebenswürdigen Sohn Li-Bu, dessen Geschichte meinen Lesern schon bekannt seyn wird, dem Kapitain, um sich unter dessen Leitung in England zur dereinstigen Cultivirung seiner Unterthanen europäische Kenntnisse zu sammeln, und entließ seine Gäste mit den ungekünstelten Worten: Ihr seyd glücklich, weil Ihr geht; ich freue mich eurer Freude, wiewohl eure Abreise mich sehr betrübt. Menschen, die solcher Empfindungen und Handlungen fähig sind, können um so mehr auf die Achtung der Welt Ansprüche machen, je weniger sie sich von der einfachen Natur entfernt haben. — Die Regierung ist erblich, doch so, daß die Brüder des Königs den Söhnen desselben in der Nachfolge vorgehen. Der älteste königliche Bruder ist also Thronerbe, und zugleich Generalissimus. Dem Monarchen, dessen Würde kein äußerliches Zeichen bemerklich macht, dessen patriarchalische Regierung aber zur Beglückung seines Volkes ganz geeignet ist, erweiset jeder die größte Ehrfurcht. Herr des gesammten Grundes und Bodens seines Reichs belehnt er seine Unterthanen mit den Ländereien, so daß jede Familie ein Grundstück besitzt, wovon sie sich reichlich ernähren, das sie aber nicht veräußern kann, weil es immer wieder an ihn zurückfällt. Nur das, was sich der Unterthan selbst erarbeitet: Haus, Canot, Geräthe und alles bewegliche Gut ist sein Eigenthum, worüber er nach Gefallen schalten kann. Zwischen dem Regenten und den Gemeinen besteht eine Art von Adel, nemlich die Rupacks, oder die Kriegsbefehlshaber und Unterobrigkeiten, deren Rang die Verschiedenheit des Knochenringes andeutet, den sie, als ein gemeinschaftliches Adelszeichen, oder als einen Orden vom Könige feierlich empfangen, und am Arme tra-

gen. Wenn gleich der Monarch unumschränkt regiert, folglich nach seinem Gutachten Befehle erlassen kann, die jedem heilig sind, so läßt er doch bei wichtigen Vorfällen durch den General die Rupacks zu Versammlungen berufen, welche auf einem gepflasterten Viereck unter freiem Himmel gehalten werden. Der König, welcher auf einem höhern Steine sitzt, als die übrigen, trägt die Sache vor, worauf jedes Mitglied seine Meinung unverholen zu erkennen giebt, und nach diesen Debatten wird ein gemeinschaftlicher Schluß abgefaßt. Jeden Nachmittag widmet der König dem Anliegen seiner Unterthanen, und entscheidet die ihm ehrerbietig vorgetragenen Zwiste auf der Stelle, nach Herkommen und Gerechtigkeit. Mit seiner Ungnade ist zugleich allgemeine Verachtung verbunden. Das pelewsche Völkerrecht verlangt, daß der Feind von der bevorstehenden Schlacht benachrichtigt werde, und verbietet jeden nächtlichen Überfall. Gefangene werden getödtet und begraben, nachdem man ihnen die Köpfe abgehauen hat, um sie, als Siegeszeichen auf Bambusröhre zu stecken. — Meine Leser mögen nun aus diesen Hauptzügen selbst urtheilen, in wie fern dieses Volk glücklich genannt werden kann, und den Vorzug, wo nicht vor den meisten, doch vor vielen andern Völkern der Erde verdient.

Südöstlich von diesem Archipel, etwas nördlich vom Äquator und unter dem 136° östlicher Länge liegen die vier

Freewills-Inseln, deren freundliche und zutrauliche Bewohner in Sprache und Künsten den Sandwichern ähnlich sind. Man sagt, daß sie im Kriege Panzerhemden von so dicht geflochtenen Matten tragen, daß keine Pistolenkugel durchdringen kann.

Die Anachoreten-Insel unter dem Äquator und 139° d. L. hat eine sehr niedrige Lage, starke Waldungen, aber eine gute Bevölkerung. Die hiesigen Gebäude sind den otaheitischen ähnlich.

Die 20 bis 30 Admiralitäts-Inseln, vom 2 bis 4° S. Br. und unter 164° d. L. sind angenehm, fruchtbar und gut bevölkert. Die mißtrauischen und gegen Fremde feindseligen Bewohner sind schwarz, pudern das wolligte Haar, bemalen das Gesicht mit weißen Streifen, gehen völlig nackt, kauen Betel, scheuen den Krieg nicht und üben manche Künste, unter andern auch die Töpferei.

Lord Howes-Gruppe besteht aus 32 Inseln, unter 5° 30′ S. Br. und 159° d. L. welche mit verschiedenen Bäumen reichlich versehen sind. Die dunkelbraunen und stattlichen Insulaner binden das Haar auf dem Hinterkopf in einen Knoten, tragen einen falschen, aus Franzen bestehenden und mit Zähnen besetzten Bart, stecken durch die Nase Knochen und Schilf, tattowiren Arme und Schenkel, bemalen den nackten Körper mit rothen und weißen Streifen, und legen um dessen Mitte bloß einen Gürtel. Nach ihren Canots zu urtheilen, müssen sie es in den menschlichen Fertigkeiten noch nicht weit gebracht haben. — Bei allen diesen kleinern Inseln bleibt indessen noch manche Untersuchung übrig, so wie bei den um den 150° d. L. und vom 2 bis 6° S. Br. liegenden Inseln

Neu-Brittanien, Neu-Irland, Neu-Hanover und den kleinern Salomons-Inseln.

Neu-Brittanien, welches sehr fruchtbar, gut angebaut und volkreich zu seyn scheint, wird durch den St. Georgs-Kanal von Neu-Irland, und durch Dampiers Straße von Neu-Guinea getrennt, hat hohe, meist stark bewaldete Berge, auch einige Vulkane, worunter sich drei durch Höhe und Gestalt auszeichnen, und die Mutter mit den Töchtern genannt werden. Neu-Irland wird östlich durch einen Kanal von Neu-Georgien, und westlich durch Byronsstraße von Neu-Hanover getrennt.

Die letzte ist die kleinste von den dreien, aber durch die mannigfaltige Abwechselung der Hügel, Thäler, Pflanzungen und Wälder vielleicht die reizendste. — Zu den kleinern Inseln gehören die flache, mit hohen Bäumen bedeckte York-Insel, deren Bewohner ihre Bambushütten in anmuthigen Kokoshainen längs dem Strande aufgeschlagen haben; die Sandwich-Inseln mit einem Spitzberge; die Insel Man und die 6 Portland-Inseln. — Alle diese Inseln besitzen einen großen Reichthum an mannigfaltigen Produkten dieses Erdstrichs, bringen aber auch mehrere eigenthümliche Gewächse hervor, z. B. einen Baum, der kleine mehligte Äpfel von süßlichem Geschmacke trägt, deren flacher Kern sowohl roh, als geröstet sehr gut schmeckt. Die Einwohner, welche aus Mißtrauen nicht gern Fremden aufnehmen, sind förmliche Neger, nur nicht ganz so schwarz wie am Senegal, auch ist ihr Haar weniger wolligt, wird aber mit einer Salbe so stark bestrichen, daß es borstig herabhängt, und mit einem weißen, gelben oder rothen, aus Muschel- und Korallenkalk gemachten Puder, den sie immer in Büchsen bei sich führen, bestreut. Einige alte Männer, die besondern Einfluß zu haben scheinen, bepudern den ganzen Leib, und wenn sie diesen Staub aus der hohlen Hand vor sich hinblasen, so ist das ein sicheres Zeichen von ihren feindseligen Gesinnungen. Die Mannspersonen sind groß, wohlgebildet und nervigt, und haben so wie die Frauenzimmer, bis auf eine kleine Blätterschürze, keine Bekleidung. Dagegen trägt fast ein jeder Armbänder von weißen Muscheln, und in der Nase Knochen, Schilf oder Ringe. Kleine Federbüsche auf dem Kopfe, Ohrringe von Körnern, weiße runde Täfelchen am Halse, und ein langer Bart gehören ebenfalls zu den Zierathen. Sie sind allezeit streitfertig, lassen sich auch selten ohne Waffen sehen. Ihre Wurfspieße haben 10 Fuß

Länge und am obern Ende einen Federbesatz, und mit den aus zähem Laube und seidenartigen Fasern gedrehten Schleudern werfen sie runde Kieselsteine, die sie in einem Netze bei sich tragen, kräftig und genau. Eben so geschickt führen sie die Keule. Besorgen sie einen Überfall, so verdoppeln sie ihre Vorsicht, und stellen alsdann Feldposten aus. In Handarbeiten zeigen sie viel Geschicklichkeit. Ihre Canots sind lang, schmal, und mit roth angestrichenem Schnitzwerke verziert, haben auch gewisse Abzeichen, wenn sie Standespersonen gehören. Es scheinen Krieges- und Friedenslieder unter ihnen gewöhnlich zu seyn, und ihr Gesang, den sie zuweilen mit einer aus Schilfröhren verfertigten Papagenopfeife begleiten, klingt nicht übel, verwandelt sich aber in ein unordentliches Geheule, sobald sie ihre Freundschaft recht an den Tag legen wollen. Im Handel ehrlich, tauschen sie gern gegen ihre Erzeugnisse europäische Fabrikate ein, ohne etwas diebisch zu entwenden.

Neu-Georgien

vom 5 bis 10° S. Br. und vom 201 bis 213° östlicher Länge, besteht aus zwei durch die Shortlandsstraße getrennten Inseln, wovon die östliche, welche über 80 deutsche Meilen in der Länge und sehr hohe Berge hat, die größere ist. Von beiden kennen wir nur einige Küsten, und diese scheinen an Südseeprodukten nicht arm zu seyn. Die Bewohner sind theils schwarz, mit langen krausen und weichen, theils kupferfarbig, mit schlichten Haaren, die man gewöhnlich rings um den Kopf bis über die Ohren abschneidet, und das stehen gebliebene wie eine Mütze formt, oder, mit Gummi gesteift, in Zöpfe flechtet. Sie sind von mittler Größe, stark und wohl gebaut. Ihre Stirn ist klein, die Augen liegen etwas tief, und das mit Barthaar sparsam besetzte Untergesicht läuft spitzig zu. Fast alle pudern Haar und Augenbraunen mit

Muſchelkalk, und viele ziehen einen weißen Streifen über die Stirn, den die Weiber bis auf die Bruſt verlängern. Sie gehen bis auf eine Matte, die den Unterleib deckt, ganz nackt, tattowiren ſich, beſchweren Naſe und Ohren mit verſchiedenen Zierrathen, legen um die Arme ſauber gearbeitete Muſchelringe, welche das Elfenbein an Weiße übertreffen, zieren auch wohl den Hals mit einem weißen ſteinernen Kamme, und die Stirn mit einer weißen Muſchel; ihr Hauptſchmuck aber beſteht in Halsbändern und Gürteln von Menſchen- und Thierzähnen. Dieſe Sitte ſcheint Wildheit und Kriegesluſt zu verrathen, und wirklich ſind ſie auch mit andern Inſulanern faſt immer in Kriege verwickelt; daher verfertigen ſie Waffen und Schiffe dauerhaft und geſchickt. Jene beſtehen in Bogen, Pfeilen, Spießen und Keulen. Der Bogen wird aus einem ſchwarzen elaſtiſchen Holze, und die Sehne aus Fäden der Schirmpalmrinde gemacht. Der dreifüßige Schaft des Pfeils iſt von Schilf, die Spitze aber mit einem ſcharfen Knochen bewaffnet. Die 8 bis 10 Fuß langen Spieße haben ebenfalls eine beinerne Spitze und Widerhacken, und die aus ſchwerem Holze verfertigten Keulen zwei ſcharfe Kanten. Das feindliche Geſchoß ſuchen ſie mit ovalen Schilden, die aus Rohr geflochten und mit zwei Griffen verſehen werden, aufzufangen. Die Schiffe, welche bisweilen 56 Fuß lang, aber nur bis 4 Fuß breit ſind, und bloß durch Ruder ſehr ſchnell bewegt werden, beſtehen aus behauenen, gut zuſammengefügten und gekrümmten Brettern. Die Fugen werden mit ſchwarzem Maſtix, der das Waſſer abhält, verſchmiert. Vorder- und Hintertheil, deren Äußeres Verzierungen von Perlenmutter nach gewiſſen Zeichnungen bekömmt, ſind ſo hoch, daß die im Schiffe befindliche Mannſchaft gegen das feindliche Geſchoß geſichert wird. Zu dieſen nichts weniger als mangelhaften

Zimmerarbeiten gebrauchen sie ein Beil, das aus einer harten Muschel, ein Messer, das aus Perlenmutter, und einen Hammer, der aus einem schwarzen Steine gemacht ist. — Auch bei andern Arbeiten muß man ihre Geduld und Fertigkeit bewundern, z. B. bei Verfertigung der Säcke, welche durch eine überaus künstliche Verknüpfung der Rindenfasern der Schirmpalme, woraus auch die Fischernetze gemacht werden, entstehen. Ein wohlriechendes Harz, das heller brennt als unsere Wachslichte, vertritt hier deren Stelle. Die Neu-Georgier scheinen mit nahen und fernen Inseln in Handelsverbindungen zu stehen, denn sie unternehmen oft zehn- bis zwölftägige Reisen, wobei sie sich nach dem Stande der Gestirne richten. — Den Oberhäuptern ist eine despotische Gewalt eingeräumt, ja die Unterthänigkeit geht hier so weit, daß sich Niemand unterstehen darf, in den Schatten seines Fürsten zu treten. Begeht ein Gemeiner diesen Frevel, so büßt er ihn mit dem Leben; ein Vornehmer hingegen kommt mit dem Verluste seiner Schätze davon. Allerdings ein großer oft unersetzlicher Verlust, wobei aber doch das höchste Gut, das Leben, gesichert ist. So genießt der Reiche überall reelle Vortheile. Jeder Unterthan muß dem Fürsten den Ertrag seines Fischfangs und seiner Erndte, so wie seine Handarbeiten und Kriegsbeute darbringen, damit jener sich davon nehme, was ihm gefällt; das übrige erhält der Eigenthümer zurück. Auf diese Art werden hier die Abgaben entrichtet, und wehe dem, der mit dem Erwerb seines Fleißes die Thüre des Fürsten vorbeigehen wollte. Es ist hier Sitte mit mehr als einer Frau zu leben, und die Mädchen schon in dem zartesten Alter zu versprechen, worauf diese sogleich das Haus ihres künftigen Schwiegervaters beziehen. Die Ärzte werden sehr geachtet, aber es sind lauter bejahrte Männer; jungen Leuten ist die Praxis nicht erlaubt, vermuthlich, weil

sie noch keine Erfahrung haben, und die Neu-Georgier wissen, daß diese dem Arzte nothwendig ist. Stirbt ein Reicher, so kömmt seine Leiche auf ein hohes Gerüst, und bleibt so lange liegen, bis sie durch Verwesung stückweise in eine darunter befindliche Grube fällt, die man nachher zuwirft und mit einer kleinen Hütte verdeckt. Nur Kopf und Knochen werden auf den gemeinschaftlichen Begräbnißplatz gebracht. Die Leiche eines Armen erfordert weniger Umstände.

Neu-Guinea

erstreckt sich vom Äquator bis zum 11° S. Br. und ist nach Neuholland die größte Insel des Südmeers, indem man ihren Flächenraum zu 20000 Quadratmeilen schätzt. Sie ist aber den Europäern noch so unbekannt, daß man nicht einmal weiß, ob sie aus einer, zwei oder drei Inseln besteht. Der nordwestliche Theil heißt Papua, der mittelste, auch beide zusammen Neu-Guinea, und der südöstliche Louisiade. Die Küsten sind überall gebirgigt, und die Berge enthalten verschiedene Mineralien. Unter vielen andern Gewächsen sieht man auch Kokos, Sago- und andere Palmen, Plantanen, Muskatnüsse, Citronen, Bambus und Misoirinde, welche die Chineser einhandeln, und 120 Pfund davon für 30 Rthlr. auf Java verkaufen. Die See liefert außer vielerlei Fischen und Schildkröten, auch Perlen und Ambra. Reicher als an vierfüßigen Thieren, wovon es hier nur Schweine und Hunde giebt, ist die Insel an Vögeln, worunter wir vornemlich den Paradiesvogel, Promerops, die Muskattaube und Meergänse bemerken. Der eigentliche Paradiesvogel hat die Größe eines Staars, einen goldgelben Kopf und Nacken, grüne Kehle, rothbraunen Rücken, Flügel, Brust und Bauch von derselben Farbe, und auf beiden Seiten von der Höhle der Flügel an bis zum kurzen Schwanze eine Menge 1½ Fuß langer, sehr

sehr feiner, weißer, gelber und brauner Federn, die dem Vogel ein prächtiges Ansehn geben und ihm dazu dienen, lange in der Luft zu schweben. Mitten aus dem Schwanze ragen noch zwei nackte schwarze Kiele von 2 Fuß hervor, deren Spitzen mit 4 Zoll langen, grün und braun schillernden sammtartigen Bärten besetzt sind. Ehedem glaubte man, daß er keine Beine habe, immer in der Luft schwebe, sich von Luft nähre und auch in derselben vermehre. In diesem Wahne wurde der Ununterrichtete dadurch bestärkt, daß diesen Vögeln, wenn sie nach Europa gebracht werden, die Beine fehlen; er wußte aber nicht, daß die Indier sie ihnen abschneiden, um die Erhaltung des Vogels beim Auftrocknen zu erleichtern und die Beschädigung der prächtigen langen Seitenfedern zu verhindern. Es giebt von diesem Geschlechte, außer der genannten noch mehrere Arten, als den Königsvogel, den violetkehligen, den goldkehligen und den prächtigen Paradiesvogel. Alle ernähren sich von Beeren, Muskatnüssen und Insekten, besonders Schmetterlingen, und werden in Schlingen und mit Leimruthen gefangen. — Der Promerops ist ein Wiedehopf, der sich in bergigten Gegenden aufhält und von Bienen und andern Insekten lebt. Er mißt vom Schnabel bis zur Schwanzspitze 4 Fuß, und hat sehr glänzende Federn, die am Kopfe, Halse und Bauche grün, auf dem Rücken, den Flügeln, und dem 2½ füßigen Schwanze, wo sie gleichsam Etagen bilden, violet sind. Oben an den Flügeln bilden noch besondere, sehr lange und aufwärts gekrümmte Federn einen stahlfarbnen Busch mit grün geäugelten Spitzen. Schnabel und Füße sind schwarz. — Die kupferfarbne und die weiße Muskattaube haben ebenfalls schönes Gefieder, nähren sich von der Hülle der Muskatnüsse, und geben die letztern unversehrt wieder von sich. Auf diese Art wird der Muskatbaum auf den dorti-

gen Inſeln überall ausgeſäet und vervielfältigt. Die Meergänſe oder Manchots, welche ſich auf dem Meere aufhalten, des Nachts aber ans Ufer kommen, um Eier zu legen und zu brüten, können wegen der kurzen Flügel, die ihnen gleichſam nur zu Gleichgewichtsſtangen dienen, nicht fliegen, und wegen der kurzen hinterwärts ſitzenden Beine auch ſchlecht, aber aufgerichtet gehen. Die größte von den drei Arten derſelben hat 3 Fuß Länge. — Neu-Guinea wird von den Papuern, Haraforas und Badſchuern bewohnt. Die Papuer ſind groß, ſtark und wohlgewachſen, haben eine glänzend ſchwarze, harte, durch Flecken entſtellte Haut, ein rundes, breites Geſicht, große Augen, dicke platte Naſen, einen weit geſpaltnen Mund, aufgeworfne Lippen, ſcharfe Zähne, womit ſie ſich im Nothfall vertheidigen, ſchwarzes, krauſes, Negerhaar und einen großen Bart. Die meiſten dieſer Kennzeichen beweiſen, daß ſie wahre Neger ſind. Sie beſchneiden das Haar verſchiedentlich, färben es roth, weiß oder gelb, pudern es, ſo wie den Bart, mit Kalkſtaub, oder tragen es in Büſcheln, vom Kopfe abſtehend, und ſtecken darin einen Kamm mit 4 Zoll langen Zähnen, auch Federn, wenn ſie nicht eine baumrindene Mütze aufſetzen. Zum übrigen Putze gehören meſſingene Ringe und fingerdicke Holzpfähle in den Ohren und Naſen, Armbänder von Perlenmutter und Schnüre von Glas- und Porzellainkügelchen. Die Mannsperſonen binden ein dünnes, aus Kokosfaſern gewachtes Zeug um den Leib feſt, das ſie zwiſchen den Schenkeln nach hinten zu durchziehn. Erwachſene Frauenzimmer bedecken ſich auf eben die Art mit grober, blauer ſurätiſcher Leinwand, welche ihnen die Chineſen verhandeln, und junge Leute gehen ganz nackend. Nach dem bisher geſagten muß das Äußere der Papuer etwas Abſchreckendes haben, beſonders der Weiber; denn

ein ungewöhnlich dicker Bauch, sehr dünne Beine und Arme, stark herabhängende Brüste und entstellte Gesichtszüge machen sie zu den häßlichsten ihres Geschlechts; dagegen sind ihre Stimme und ihr Gesang so angenehm, daß man ihnen gerne zuhört. Man muß sie also nur hören, nicht sehen. Auch der Charakter der Papuer hat wenig Anziehendes, denn sie sollen wild, treulos, grausam und immer zum Kampfe bereit seyn. Mißtrauisch wehren sie jedem Fremden den Zugang, und sogar den Landungen der Europäer widersetzen sie sich mit ihren indischen Waffen unerschrocken und kühn. Die Strandbewohner bauen ihre Häuser auf eingerammten Pfählen über dem Wasser, so daß man nur vermittelst einer Brücke hinzukommen kann. Das Haus hat in der Mitte, der Länge nach, einen breiten gemeinschaftlichen Flur, und zu dessen Seiten 12 bis 14 Stuben für mehrere Familien. Jede derselben hat in ihrer Wohnung zur Zubereitung der Speisen einen Heerd, von welchem der Rauch, in Ermangelung der Schornsteine, keinen andern Ausweg findet, als durch das leichte Dach. An jedem Ende des Flurs befindet sich eine Thüre: die eine führt zu der Brücke, die andere zu einer auf Pfählen ruhenden Anlande, wo die Canots heraufgezogen werden. Unverheirathete erwachsene Mannspersonen wohnen in eignen Häusern, abgesondert von den Eheleuten und den mannbaren Mädchen. Einige Matten, irdne Töpfe und verschiedene eiserne Geräthschaften, Messer, Äxte, Schüsseln und Becken, welche sie nebst Leinwand, Porzellain, Glas, Kupfer u. s. w. von den Chinesen gegen hiesige Erzeugnisse und Sklaven eintauschen, machen ihren Hausrath aus. Das Band der Ehe wird in Gegenwart mehrerer Zeugen, und durch das Opfer einer hiesigen Seltenheit, eines Hahns, geknüpft. Wie bei andern ungebildeten Völkern fällt auch hier den Weibern die mehreste

ſtehen, iſt die Luft ſo gemäßigt, wie auf der afrikaniſchen Südſpitze, ob ſie ſich gleich vom Wendekreiſe 9 Grade weiter entfernen, weil hier die Winde nicht, wie dort, über Schneegebirge wegſtreichen. Bis jetzt kennen wir von Neuholland wenig mehr, als die von einer zahlloſen Menge kleiner Inſeln und Klippen umgebenen, von größern und vielen kleinern Buſen oft tief eingeſchnittenen Küſten, welche in der Beſchaffenheit des Bodens eine große Verſchiedenheit bemerken laſſen. Denn ſie ſind an einigen Orten niedrig, theils ſandig und Dünenähnlich, theils moraſtig; an andern hoch und felſigt; hier dürr und öde, dort bewäſſert und mit Wäldern und mannshohem Graſe bedeckt. Man hat ſie meiſtentheils nach ihren Entdeckern benannt: ſo finden wir Carpentaria, Arnheims-, Diemens- und Wittsland im Norden; Eintrachsland, Edels- und Löwensland im Weſten, und Peter Nuytsland im Süden. Die den Engländern gehörige Oſtküſte heißt Neu-Südwales. Der nördliche Meerbuſen Carpentaria, die öſtlichen Baien Halifax, Broken und Botany, die weſtlichen Geographen- und Diebs-Baien, und ein ſüdlicher Buſen von 50 deutſchen Meilen Tiefe, ſind die bedeutendſten eintretenden Gewäſſer. Bisher ſind noch keine anſehnlichen Ströme bemerkt worden; indeß haben viele Gegenden eine glückliche Bewäſſerung, auch weiß man, daß mehrere Bäche, weſtlich vom engliſchen Gebiete, nach Norden fließen und bisweilen 20 bis 40 Fuß hohe Waſſerfälle bilden. Der Endeavour, Hawkesbury und Georg ſind die bedeutendſten. Der erſte derſelben fällt nordöſtlich ins Meer, der zweite ergießt ſich in die Broken- und der dritte in die Botany-Bai. Überhaupt ſoll es den dortigen Gegenden nicht an Reizen, aber ſehr an Menſchen fehlen. Einige 70 Meilen von der öſtlichen Küſte zieht ſich eine faſt undurchdringliche Bergkette, die blauen Berge ge-

nannt, nach Süden herab, und wahrſcheinlich befinden ſich im Innern noch mehrere anſehnliche Bergreihen, die ſich in den bekannten Vorgebirgen endigen. Das nördlichſte derſelben iſt Cap Yorck, die ſüdlichſten ſind Süd-, Süd-Weſt- und Süd-Oſt-Cap; das ſüdweſtlichſte iſt Châtam und das öſtlichſte das ſandige Vorgebirge. Die mineraliſche Beſchaffenheit dieſes großen Landes iſt noch ſehr wenig unterſucht, nur das, was an Steinkohlen, Eiſen und Steinſalz entdeckt iſt, hat einigen Werth. Auf das Pflanzen- und Thierreich hat man bisher größere Aufmerkſamkeit verwendet, und reiche Ausbeute gemacht; denn die Inſel enthält viele noch unbekannte Pflanzen, und unter mehreren Arten nutzbarer Bäume in dicken, von Unterholz befreiten Wäldern, Kokos-, Kohl- und andere Palmen, Drachenblut- und Kajaputbäume, die ein gewürzhaftes Öl liefern, rothe und gelbe Gummibäume, wovon die letztern eine Höhe von 16 Fuß erreichen und an der Spitze des Stammes lange gewundene wie Binſen herabhängende Blätter tragen, in deren Mitte ſich ein 18 Fuß hoher, dem Zuckerrohr ähnlicher Stengel erhebt, der ſich in eine ſpiralförmige Ähre endigt; ferner Plantanen, Fichten, Manglebäumen, deren Frucht und Rinde eine gute Gerberlohe geben, Theebäume und ſüße Theeſträucher, deren Blätter als Thee gebraucht, gegen den Scharbock dienlich ſind; Feigenbäume, doch mit unſchmackhaften Früchten; gewiſſe Bäume von mittler Größe, deren Blätter ein helleres Blau haben als Waſchblau, und deren Rinde der des Mahagonibaums gleicht, und eine Art Wacholder von 40 bis 45 Fuß Höhe und 6 bis 8 Fuß im Umfange, mit einer ſehr dichten Rinde. Die Einwohner gebrauchen dieſen Baum zur Feurung, zu Lagerſtätten und Bedachungen. An mehreren Orten ſieht man Neuſeeländiſchen Hanf, Yams, Faſelbohnen, Portulack, Peterſilie, und in felſigen Strichen Ne-

ſentilien von 20 Fuß Höhe. Bei einer vorzüglichen Mannigfaltigkeit des Geflügels hat man bisher von Säugethieren nur Hunde, Wölfe, Iltiſſe, Stinkthiere, wilde Katzen, Eichhörner, auch fliegende Fledermäuſe, Känguruhs und Schnabelthiere gefunden. — Das Känguruh gehört zu den Beutelthieren, und iſt ſo groß als ein Schaaf. Es hat einen kleinen ſpitzen Kopf, lange Ohren, einen dünnen Vorder- und ſehr ſtarken Hinterleib, gelbgraues Haar, einen langen Schwanz und eßbares Fleiſch ohne Fett. Vermittelſt ſeiner längern Hinterfüße hüpft es unglaublich ſchnell fort, und gebraucht die kürzern Vorderfüße nur zum Graben und Freſſen, nicht zur Bewegung. Dieſe Thiere halten ſich in Heerden zu 30 bis 40 Stück beiſammen, nähren ſich von Pflanzen, laſſen ſich aber ſchwer beikommen, weil ſie eben ſo ſcheu als wachſam ſind. Das Schnabelthier, eine merkwürdige Erſcheinung in der Natur, iſt im Jahre 1797 in einem See am Hawkesbury-Fluſſe zuerſt entdeckt worden. Es hat eine Länge von 17 Zoll, und zunächſt an der Haut eine zarte mausfarbne Wolle, über welche längeres, auf dem Rücken dunkelbraunes, am Bauche gelblichweißes und auf dem aufwärts gekrümmten kurzen und breiten Schwanze borſtenartiges, glänzendes Haar hervorragt. Die kurzen Beine ſind mit gräulichem Haar und mit fünf durch eine Schwimmhaut verbundene und mit Klauen bewaffnete Zehen beſetzt. Augen und Ohren ſind unverhältnißmäßig klein. Aber das merkwürdigſte an dieſem Thiere beſteht darin, daß ſich der Kopf in einen zahnloſen Entenſchnabel endigt, der mit einer weichen, nervigten Haut überzogen, und deſſen unterer Theil an beiden Rändern ſägeförmig eingeſchnitten iſt. Es lebt im Waſſer und findet auch ſeine Nahrung in demſelben. Unter dem Geflügel bemerken wir vornehmlich den Kaſuar und den ſchwarzen Schwan. Der Kaſuar

iſt

ist 7 Fuß hoch, hat ein braunes, mit grau gemischtes Gefieder, einen straußähnlichen Kopf und Schnabel, und auf jenem nicht, wie der gemeine Kasuar, einen hornartigen Auswuchs, sondern haarähnliche Federn, sehr kurze Flügel und starke Klauen an den drei Zehen. Sein Fleisch ist genießbar, man kann aber seiner nicht leicht habhaft werden, da er ungewöhnlich scheu ist und äußerst schnell läuft. Der schwarze Schwan, welcher den hier auch befindlichen weißen an Größe übertrifft, ihm aber im Schwimmen, Gehen und in der Nahrung gleich kommt, bewohnt die Landseen, hat bis auf die schmutzig weißen Schwingfedern ein glänzend schwarzes Gefieder, und einen hochrothen Schnabel, dessen Wurzel mit einer kahlen Haut umgeben ist, die bis hinter die Augen fortläuft. — Das Meer liefert verschiedene Fische, Perlenmuscheln, Austern und andere Schaalthiere im Überfluss. Auf den meilenlangen Riefen und Bänken finden sich grüne Schildkröten, in den Buchten und Mündungen der Flüsse Alligatoren, in vielen Gegenden Schlangen, Eidechsen, blaue Frösche, und überall vielerlei Insekten, worunter auch Scarpione, Skolopander und Muskiten. Schmetterlinge flattern zu tausenden umher, und unter den Ameisen giebt es eine Art, welche ihre Nester im Innern der ausgehöhlten Äste eines gewissen Baumes anlegt, so daß man kein Spitzchen abbrechen kann, wo nicht ganze Haufen von ihnen herausstürzen.

So viel man wahrgenommen hat, scheint Neuholland schwach bevölkert zu seyn. Die Eingebohrnen haben schwarzes langes Haar, wie die Asiaten, und dunkle Leibesfarbe, wie die Afrikaner; die Dieutens-Insulaner aber krauses wolligtes Haar, und starke Lippen wie die Kongo-Neger, doch nicht eben so hervorstehende Kinnladen und weniger platte Nasen. Beide sind von mittler Größe, gut gewachsen,

stark und behende. Sie zeigen einen rohen, ungesitteten, ganz ungebildeten, doch keinen bösartigen Charakter, handeln blos aus Naturtrieben und Leidenschaften, denen sie keinen Zaum anlegen, und verschmähen alle Civilisirung, ob sie gleich von den englischen Kolonisten und Missionarien mit Schonung behandelt werden; ja sie ziehen sich immer weiter von der Küste zurück, je mehr sich diese ausbreiten. Europäische Verschönerungen machen nicht den geringsten Eindruck auf sie. Jähzornig und rachsüchtig haben sie immer Schlägereien, und ihre Rache tilgt nur Blut. Sie bekleiden sich nur dann, wenn es kalt ist, nicht um die Blöße zu decken; bestreichen sich aber gewöhnlich mit Fett, bemalen den Leib mit rothen und weißen Streifen und Figuren, umkreisen die Augen, stecken ein Stück Holz, einen Knochen, einen Zahn, oder eine Krebsscheere durch Nase und Ohren, und flechten Thierschwänze in die Haare. Ihre Wohnungen sind hohle Bäume, Felsenhöhlen, oder elende Hütten, die eben so schnell aufgeschlagen, als abgebrochen sind, denn die Neuholländer treiben keinen Feldbau, sondern nähren sich blos von der Jagd und dem Fischfange, und ziehen also nomadisch ihrer Nahrung nach, die hauptsächlich in Fischen und Schaalthieren, wenniger in Farrenkraut, Yamswurzeln und Beeren, selten in einem Känguruh und Vogel besteht. Bei einigen Stämmen ist es Sitte, die Gefangenen zu verzehren. Ein Lager von Heu ist ihr Bette, und ihre Waffen, Eimer, Körbe, steinerne Äxte, und Fischergeräthe machen ihren ganzen Reichthum aus. Aber diese Sachen sind künstlicher und geschickter verfertigt, als man von diesen Menschen, die zu den rohesten und ungebildetsten der Erde gehören, erwarten sollte. Sie machen die Angelhacken aus Schnecken, oder aus Vogelklauen; die Schnüre aus Thierfellen oder aus zusammen gedrehten, harten, und mit einem

Zähigkeit bestrichenen Fäden; die Fischgabel, worin vier hölzerne, mit scharfen Fischzähnen besetzte Spitzen durch rindene Bänder befestigt werden; aus dem Stengel des gelben Gummibaums; die 12 Fuß langen zum Rudern eingerichteten Kähne aus Stücken von Baumrinde, welche zusammen gebunden, oder aus Stämmen, welche durch Feuer ausgehöhlt werden; die Spieße, welche sie mit einer Spitze von hartem Holze versehen und vermittelst eines Wurfstocks 60 bis 90 Schritte weit ziemlich genau werfen, aus dem genannten Gummistengel; die Schilde aus Baumrinde; auch Keulen und hölzerne Säbel. Wenn gleich mehrere Horden schüchtern und furchtsam vor fremden Menschen fliehen, so halten sich andere dagegen desto tapferer, und sind stolz auf ihre Narben, denn sie betrachten sie als unwiderlegbare Beweise ihres kriegerischen Muthes. Vor diesen müssen die englischen Kolonisten beständig auf ihrer Hut stehn. Wenn sie auf die Jagd gehen, so stöbern sie, durch Anzündung des trocknen Grases, das kleine Wild auf, und schlagen es mit Knitteln todt. Sucht es sich aber, was öfters geschieht, in einen hohlen Baum zu retten, so klettert einer aus der Gesellschaft schnell hinauf, unterdeß ein anderer in der untern Öffnung ein Feuer anzündet, dessen Rauch das Thier in die Höhe treibt, wo es dem oben sitzenden Jäger zur Beute wird. — Auf der Ostküste bemerkt man einige Spuren von Kunst, denn man sieht an verschiednen Stellen Figuren von Menschen, Thieren, Waffen und Kähnen, zwar grob, aber doch kenntlich, in Felsen gehauen. Dagegen giebt es auch große Landstriche, wie von Löwinkap bis zur Seehundsbai, deren scheue und äußerst rohe Bewohner durchaus keine andre Kunst verstehen, als die Schärfung ihrer Stöcke, welche sie sowohl auf der Jagd, als zur Vertheidigung gegen einen feindlichen Angriff gebrauchen. — Selbst die Vergnügungen

der Neuholländer haben das Gepräge der Rohheit. Männer, Knaben und Weiber ſpringen bei einem Tanze, wenn man auch nicht alle Ordnung und Abwechſelung dabei vermißt, doch wild durcheinander. Zuweilen treten einige Perſonen wechſelsweiſe hervor, um in den mannigfaltigſten Bewegungen ihre Kunſt und Gelenkigkeit zu zeigen, wobei ſie mitunter die Füße weit auseinander ſperren und durch eine außerordentliche Anſtrengung der Muskeln die Knien in eine zitternde Bewegung bringen. Bisweilen ſetzt ſich die ganze Geſellſchaft mit untergeſchlagenen Beinen nieder, ſteht, ohne ſich mit den Händen zu helfen, bei einem beſtimmten Worte wieder auf, läuft in geraden Reihen vor- und rückwärts und ſchließt endlich um eine ausgezeichnete Perſon einen Kreis. Sie haben dabei ſo gut, wie wir, ihre Vortänzer und Muſikanten. Letztere halten einen Stock von ſehr hartem Holze gegen die Bruſt, und ſchlagen ſingend mit eben ſolchem Stocke taktmäßig darauf, wobei ſie das Piano und Forte genau beobachten. Zu ihren Füßen hocken Kinder, die ebenfalls ſingend oder ſchreiend mit flacher Hand den Takt auf ihren Bäuchen ſchlagen. — Von bürgerlicher Verfaſſung und Oberhäuptern weiß man hier ſo wenig, als von Ehen und Heirathsceremonien. Gefällt einem Manne ein Mädchen, ſo nimmt er ſie zu ſich und entläßt ſie, ſobald er ihrer überdrüßig iſt. Auf dieſe Weiſe hat er bald keine, bald mehrere Frauen zu gleicher Zeit. Nachbarn tauſchen auch wohl ihre Frauen gegen einander um; ſie mögen Kinder von ihnen haben oder nicht. Indeß veranlaßt ein ſolcher Wechſel doch öfters blutige Auftritte, wie denn überhaupt die Liebe als die Hauptquelle ihrer Streitigkeiten angegeben wird. Bei alle dem werden die Weiber nichts weniger, als zärtlich behandelt; ſie leben vielmehr in der tiefſten Unterwürfigkeit und haben bei jeder Gelegenheit Mißhandlun-

gen zu erwarten; indeß gebrauchen sie, ebenfalls nicht sanftmüthiger Natur, das Vergeltungsrecht und bringen dem Manne, den sie ohnedies mit Eifersucht quälen, oft gefährliche Wunden bei. Stirbt die Mutter eines Säuglings, so wird dieser aus Barmherzigkeit, weil er doch sonst verhungern müßte, zugleich mit ihr begraben. Bei dieser Sitte und den häufigen Mordscenen ist es kein Wunder, wenn große Landesstrecken völlig menschenleer sind.

Ein großer Theil der Ostküste gehört zu einer englischen Statthalterschaft. Die brittische Regierung suchte hier nehmlich einen Fleck zum Verbannungsort für Verbrecher und zum Anfangspunkte eines fortschreitenden Anbaues. Eine solche Kolonie von 787 Köpfen, worunter sich 209 Frauenzimmer befanden, wurde im Jahr 1788 in der Botany-Bai angelegt. Da aber dieser Ort dem Wachsthum derselben nicht günstig war, so verlegte man sie nach Port-Jakson, einem der schönsten Häfen auf der Erde, der 13 englische Meilen Tiefe und an 100 kleine Buchten hat, worin wohl 1000 Kriegsschiffe sicher liegen können. An einer dieser Buchten, Sydneycove genannt, erfolgte die Niederlassung, mit Ausnahme derer, welche man nach Norfolk schickte. Das Gebiet der Kolonie wird die Grafschaft Cumberland genennt, welche im Westen von den Karmarthen und Landsdownhügeln, im Norden von den nördlichen Theilen der Trocken-Bai und im Süden von den südlichen Theilen der Botany-Bai begrenzt wird, und mit Norfolk 48134 englische Morgen enthalten soll. Die Hauptniederlassungen sind: Sidney, eine regulaire Stadt mit 200 Fuß breiten Straßen, einer Kirche, einem Hospital und Magazin, drei Schulen, einem Waisenhause, einigen Baraken für die Besatzung, dem Gerichts- und dem Gouvernementshause, und einem Liebhabertheater; und die Flecken Paramatta, Port-

land-Place, und an der Baßstraße, Port-Philipp. Im Jahr 1801 bestand die Kolonie aus 5547 Personen, worunter 767 Kinder waren, auf deren Erziehung viel Sorgfalt verwendet wird. Sie hat sich also ansehnlich vermehrt, wenn gleich nicht selten Verbrecher entlaufen sind. Aber die Kolonisten haben es auch, trotz den verheerenden Angriffen der Eingebornen, im Anbau des Landes schon weit gebracht, und bei dem herrlichen Klima und dem guten Boden gedeiht fast alles vortrefflich. Die Getreidefelder sind außerordentlich ergiebig, das Gemüse ist schmackhaft und im Überflusse; europäisches Obst kommt sehr gut fort (weniger Äpfel, Kirschen und Mandeln), und die Citronen- und Orangebäume geben herrliche Früchte; nur der Weinstock scheint nicht überall zu gedeihen. Außerdem werden Kaffee, Kakao, Baumwolle, Bananas, Tamarinden, Ipecacuanha, Jalappe, und andere Brasilische Gewächse angebaut. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Im Jahr 1802 zählte man 4200 Stück Rindvieh, 6800 Schaafe, über 10000 Schweine, 1800 Ziegen, aber nur etwas über 200 Pferde, welchen Neuholland nicht günstig zu seyn scheint. Mit der Entstehung dieser Kolonie hat sich viel Rindvieh verlaufen, zu großen Heerden vermehrt, und ist allmählig völlig wild geworden. Man hat mehrere Steinkohlenlager entdeckt, allein wegen der Weite des Landtransports, und aus Mangel benachbarter Häfen, werden jetzt nur die in der Nähe des Hunterosflusses bearbeitet, wo in dieser Absicht eine Niederlassung errichtet ist. 45 Tonnen Steinkohlen waren das erste Landesproduct, das einem englischen Schiffe, gegen Eisen, überlassen werden konnte. Mehrere Einwohner beschäftigen sich mit der Weberei. Sie verfertigen unter andern wollene Waaren, gute Decken und aus selbst erzeugtem Flachse eine gute Leinwand; auch werden schon Brigantinen, Sloops

und Goeletten von mittler Größe erbaut, und im Hafen sieht man oft mehrere englische und amerikanische Seeschiffe. Wenn nun gleich diese Anlagen der brittischen Regierung noch immer beträchtliche Kosten verursachen (vom Jahr 1788 bis 1799 299000 Pfund Sterl.), so sind doch alle Aussichten vorhanden, daß mit der Zeit die ganze Grafschaft in ein kultivirtes Land umgeschaffen werden wird, das die Unterstützung des Mutterlandes entbehren kann. Schon jetzt ist der blühende Zustand der Kolonisten daran zu erkennen, daß viele von ihnen im Stande sind, europäische Annehmlichkeiten, die hier in hohen Preisen stehen, zu bezahlen. So giebt man unter andern für 1 Pfund Thee 8 Pfund Sterl., für eine Flasche Porter 8 Schill., für 1 Pfund Brod 6 Pence, für 1 Pfund Fleisch 2 bis 3 Schill.; für eine Elle Tuch 2 Pfund Sterl., und für ein Paar Schuh 1 Pfund Sterl. Diese Theurung kommt daher, daß man wegen ungünstiger Witterung oft nicht Getreide genug gewinnt, und das fehlende vom Vorgebirge der guten Hoffnung beziehen muß, woher auch das Schlachtvieh geholt wird, so lange noch der Viehstand vermehrt werden soll, und daß von den genannten und andern Fabrikaten in der Kolonie selbst wenig oder gar nichts verfertigt wird. Um das Verkehr zu erleichtern, wurde im Jahr 1801 eine besondere Kupfermünze, die aus ganzen, halben und doppelten Pennysstücken bestand, aus England hierher geschickt.

Allgemeine Übersicht von Polynesien.

Dieser Erdtheil liegt größtentheils in der heißen Zone, zwischen dem 22° N. und 47° S. Br. und vom 90° bis 234° W. L., ist etwa 200000 Quadratmeilen groß, und hat wahrscheinlich etwas über 2

Millionen Einwohner. Einige dieſer Inſeln haben eine niedrige, andere eine hohe Lage. Die niedrigen, ſelbſt Korallengebäude, ſind vornehmlich im Oſten von den Geſellſchafts-Inſeln mit Korallenriefen umgeben, und die größern derſelben beſtändig bewohnt; die kleinern hingegen haben vorzüglich wegen Mangel an friſchem Waſſer keine Bewohner, ſondern werden bloß von Fiſchern und Vogelfängern beſucht. Die höhern Inſeln ſcheinen durch Erdbeben und Vulkane entſtanden zu ſeyn, wovon man noch jetzt häufige Spuren findet. Mehrere Inſeln werden von einem ſchmalen Saume fruchtbarer Erde umgeben und ſind kleinen Schiffen zugänglich; andere ſteigen ſteil aus dem Meere empor, und ſind unzugänglich. Verſchiedene der Kleinern kennt man genauer, von den meiſten aber nur die Küſten, und daher kann die innere Beſchaffenheit derſelben bis jetzt nur muthmaßlich beſtimmt werden. Große Ströme ſind zwar ſelbſt in Neuholland noch nicht entdeckt, woraus ein großer Mangel an guten Häfen erfolgen muß, aber viele Inſeln werden durch Bäche hinreichend bewäſſert. Das Klima iſt mehrentheils äußerſt angenehm und geſund, denn die abwechſelnden Land- und Seewinde, welche die Luft reinigen, und die geringe Ungleichheit der Tage und Nächte mäßigen die Hitze, die man überdies in dem Schatten der ſtarken Laubwälder wenig empfindet. Der hieſige Winter, eigentlich nur ein geringerer Grad von Wärme, bringt die Erſcheinungen des unſrigen niemals hervor. Übrigens haben die Polyneſier alle vier Jahreszeiten, und zwar in einem Jahre zweimal, diejenigen ausgenommen, welche in den gemäßigten Erdſtrichen wohnen, denn dieſe haben ſie, wie wir, nur einmal. Die Bergketten, deren höchſte Gipfel 10—16 bis 18000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ſind, laſſen eine beträchtliche mineraliſche Ausbeute vermuthen, allein bei der bisherigen geringen

gen Nachforſchung hat man wenig von Bedeutung, und weder von edlen Metallen, (außer auf Neu-Guinea) noch von Edelſteinen die geringſte Spur gefunden. Dagegen beſitzt Auſtralien einen außerordentlichen Reichthum an ſchätzbaren Gewächſen, worunter ſich die Brodfrucht, die Palmen, Plantanen und der neuſeeländiſche Hanf beſonders auszeichnen. Arm an Säugethieren, denn außer einigen wilden, als dem Känguruh, dem Schnabelthier, der Ratte, der Fledermaus ꝛc. giebt es hier nur die beiden Hausthiere, das Schwein und den Hund, iſt dieſer Erdtheil deſto reicher an Land- und Waſſervögeln, doch iſt das Huhn das einzige zahme Geflügel. Noch größer iſt die Menge und Mannigfaltigkeit der Inſekten, und der Bewohner des Meers, deſſen reiche Perlenbänke in dieſen Gegenden wenig benutzt werden. — Die Inſulaner ſcheinen zu zwei Hauptnationen zu gehören, zu der dunkelfarbigen und negerartigen, und zu der hellfarbigen. Die erſte, welche ſich wieder in zahlreiche Stämme theilt, die mehr in der Sprache, als in den Sitten von einander abweichen, bewohnt Neuholland, Neuguinea, Neukaledonien, Neubrittanien, Neuirland, die neuen Hebriden, die Fedſchi-Inſeln, zum Theil auch Neuſeeland, und überhaupt die größern mit mehrern kleinen Inſeln; die andere Nation, deren Farbe vom hellen bis zum dunkelbraunen ſtufenweiſe herabſteigt, und deren Geſichtscharakter in ſtark gezeichneten Zügen und großen, breiten Naſen beſteht, bewohnt die kleinern Inſeln, öſtlich vom 170° d. L. Die dunkeln Menſchen ſind gewöhnlich wilder, weniger kultivirt, kleiner und bei weitem nicht ſo ſchön als die hellfarbigen. Dieſe, worunter die Societäts-Inſulaner in der Schönheit obenan ſtehen, obgleich ſelbſt der ſchönſte unter ihnen große, plumpe Füße und ein mehr rundes als länglichtes Geſicht hat, reden insgeſammt Mundarten der Malayiſchen

Sprache, und zeigen einen vortrefflichen Charakter, worin Gaſtfreundſchaft, Dienſtfertigkeit und Verſöhnlichkeit beſonders hervorſtechen. Sämmtliche Auſtralier (die Pelewer ausgenommen) ſind Fetiſchdiener von mancherlei Art, auch bringen die meiſten ihren Göttern Menſchenopfer. Sie werden theils von Fürſten, theils von Volks- und Familienälteſten regiert, theils haben ſie gar kein beſtändiges Oberhaupt, ſondern nur Anführer im Kriege. Einige Völker leben von dem, was ihnen die Natur an Wurzeln und Früchten darbietet; andere von der Jagd und dem Fiſchfange; die wenigſten treiben Landbau in regelmäßigen Pflanzungen. Da ihre Bedürfniſſe hauptſächlich in der Nahrung, in einer leichten Bedeckung und in dem Schutz gegen feindliche Angriffe beſtehen, ſo kennen ſie auch keine andere Arbeiten als die, welche auf die Befriedigung derſelben abzwecken. Mithin beſchränkt ſich ihr ganzer Kunſtfleiß nur auf Verfertigung der Kleidungsſtücke, Fahrzeuge, Fiſcher- und Hausgeräthe und der Waffen; aber in dieſen Arbeiten, welche bei weitem nicht die europäiſche Mannigfaltigkeit haben können, zeigen einige Völkerſchaften, vornehmlich die Sandwichs-, Freundſchafts- und Societäts-Inſulaner eine außerordentliche Geſchicklichkeit, ſo wie einen gewiſſen Grad von Geſchmack. Viele Inſulaner gehen noch ganz unbekleidet, und beſitzen auch wenig Fertigkeiten. Nirgends finden wir in Auſtralien eine Spur von Schreibekunſt, und eben ſo wenig Schulen. Hin und wieder handelt zwar eine Inſel mit der andern; aber es iſt bloß Tauſchhandel, da man den Gebrauch des Geldes noch nicht kennt. Die Europäer beſuchen dieſen Erdtheil, mehr der Entdeckungen und Erfriſchungen, die ſie auf ihren großen Seereiſen nöthig haben, als des Handels wegen, denn bis jetzt hat Auſtralien die Aufmerkſamkeit europäiſcher Kaufleute wenig gereizt.

Indem wir nunmehr unſere Fahrt nördlich nach den Molukkiſchen Inſeln richten, erreichen wir Oſtindien, und damit

Aſien.

Zu den Molukken- oder Gewürz-Inſeln

gehören alle diejenigen, welche zwiſchen Neuguinea und Celebes, und vom 5° S. B. bis über 2° N. Br. hinaus liegen. Die größern darunter ſind wieder mit vielen kleinern bewohnten und unbewohnten Inſeln, mit Felſen und Klippen umgeben, ſo daß die Schiffahrt, wegen des beengten Fahrwaſſers, der häufigen Ströme, Sandbänke, Stürme und Brandungen in dieſen Gewäſſern gefährlich iſt. Die meiſten Molukken, wo Erdbeben gewöhnliche Erſcheinungen und auf einigen auch Vulkane vorhanden ſind, haben einen trocknen, zum Theil ſehr unfruchtbaren Boden, daher auch wenig Getreide und Reis gebauet wird. Aber das ausnehmend heiße und feuchte, den Europäern nicht zuträgliche Klima, iſt den indiſchen und ſelbſt europäiſchen Garten- und Baumfrüchten, wo es der Boden nur einigermaßen zuläßt, ſehr günſtig. Man ſieht daher Mandelbäume von ſeltner Höhe und Dicke, vortreff-

liche süße und bittere Pomeranzen, Kokos- und Sagopalmen, Bambusrohr, Sapan- und anderes Farbeholz, Aloe, Bananas, Baumwolle, Zuckerrohr, indische und europäische Feld- und Gartengewächse, und undurchdringliche Waldungen von nutzbaren Holzarten. Das Thierreich ist nicht so mannigfaltig: es liefert vornemlich Beutelthiere, Büffel, zahme und wilde Schweine, und hin und wieder auch europäische Hausthiere. Was den Südsee-Inseln die Brodfrucht ist, das ist den Ostindischen Inseln die Sagopalme. Dieser 50 Fuß hohe Baum hat kammförmige bis 15 Fuß lange Blätter, welche zu Bedachungen dienen, aber nur 1 Zoll dickes Holz, das ein mehliges Mark einschließt, woraus der bekannte Sago, eine eben so gesunde als nahrhafte Speise, bereitet wird. Zu dem Ende wird es durch Wasser gereinigt, alsdann durch Kneten in einen dünnen Teig verwandelt, und endlich über Feuer durch Siebe gekörnt, wobei es schnell trocknet und erhärtet. Der sogenannte weiße Sago, oder Sagoblume, ist der beste und theuerste, und kommt aus Japan. Die Asiaten gebrauchen dieses Mark gekörnt und ungekörnt zur täglichen Nahrung, indem sie daraus theils flache Kuchen formen, die unter der Asche gebacken werden, theils dasselbe zu andern Speisen benutzen. Die Produkte aber, weshalb der Europäer die Molukken am meisten schätzt, sind die Nelken- und Muskatbäume. Der Nelkenbaum, dessen Theile insgesammt gewürzhaft sind, gleicht einer hohen Pyramide, deren Stamm nur die Dicke eines starken Manns-Armes erreicht. Die Zweige sind mit spitzen lorbeerähnlichen Blättern besetzt. Der Baum trägt vom 9ten Jahr an die ersten Früchte, welche in dicken, aus röthlichen Blüthen erfolgten Kapseln bestehn, worin sich ein blauschwarzer Kern befindet. Diese Früchte nennt man Mutternelken; die Blüthenknospen aber, welche abgebrochen, und der

Erhaltung wegen durch Rauch getrocknet werden, Gewürznelken. Die Niederländer, welche sich als Herren der meisten Molukken betrachten, haben, um den an sich gerissenen Alleinhandel mit den Produkten der Gewürzbäume zu behalten, und die daraus entstehenden Vortheile recht hoch zu treiben, den Anbau derselben blos auf wenige Inseln beschränkt, auf den übrigen aber so viel als möglich ausgerottet, und doch, ohngeachtet der eigennützigsten Anstalten, die nur ein kaufmännischer Geist ausbrüten kann, eben so wenig jene Absicht ganz erreichen, als die Einmischung der Engländer verhindern können. Nach jenen Ausrottungen wird die Gewürznelke nur auf Amboina angebaut, in ihrem wilden Zustande aber findet man sie auch auf andern Inseln dieser Gewässer. Die Amboinischen Pflanzer müssen alles, was sie an Knospen und Früchten geerndtet haben, den batavischen Beamten für äußerst geringe Preise abliefern; auf Unterschleife erfolgen die härtesten Leibes- ja sogar Todesstrafen. Jene Insel zählt etwa 4000 Nelkengärten, jeden von 125 Bäumen, und man schätzt die Erndte von jedem Baume zu 2 bis 2½ Pfund, wovon aber ein Theil absichtlich vernichtet wird, damit diese Waare sich immer in einem hohen Preise erhalte. Dasselbe eigennützige Verfahren beobachtet man auch bei den Gewürzen, die uns der Muskatbaum liefert. Dieser Baum, welcher jetzt nur auf den Banda-Inseln in besondern Pflanzungen gezogen wird, erreicht die Höhe eines großen Birnbaumes, hat hellgrüne, glänzende Blätter und gelbe Blüthen, die sich in eine pfirsichähnliche, unten spitze, und mit einer harten, gelben, unbrauchbaren Schaale umgebene Frucht verwandeln. Das auf der Schaale befindliche rothe faserige Gewebe, welches behutsam abgenommen, getrocknet und vor dem Verpacken, zur bessern Erhaltung, mit Seewasser benetzt wird, kennen wir unter dem Namen

Muskatenblüthe. Die in der Frucht enthaltene Nuß ist inwendig weiß und braun geadert, und wird, um sie vor der Fäulniß zu bewahren, in Kalkwasser getaucht. Die Erndte geschieht im April, August und September. Von der ersten und dritten bekömmt man die dickste und fetteste, von der zweiten die meiste Blüthe. Die Nüsse werden nach ihrer Güte in drei Sorten getheilt, wovon man die beste nach Europa schickt, die Mittelsorte in Indien verkauft, und die schlechteste verbrennt, oder zu einem medicinischen Öle benutzt, wovon selbst in Holland die Unze bis 12 fl. kostet. Unreife Nüsse werden häufig mit Zucker eingemacht, und als Confect genossen. Der jährliche Gewinn der Bataver an Nüssen beträgt etwa 800000 Pfund, an Blüthe aber viel weniger. Bei reichen Erndten wird, so wie auch von den Gewürznelken, eine gewisse Menge in den Magazinen niedergelegt. — Die Bataver besitzen die wichtigsten Inseln ganz, auf andern haben sie den Alleinhandel mit Niederlassungen und Forts, mehrere erhalten sie durchaus wüste, einige benutzen sie zum Sclavenhandel, und manche stehen mit ihnen gar nicht in Verbindung. Die ihrer Herrschaft unterworfenen Inseln sind in die drei Statthalterschaften, Amboina, Banda und Ternate getheilt. Jede derselben hat einen Statthalter, der nebst einer Regierung, den Besatzungen, den Plantagen-Aufsehern, Kaufleuten und andern Unterbedienten unter dem Generalgouverneur in Batavia steht. Die Statthalter spielen, bei 50 bis 60000 Rthlr. jährlicher Einkünfte, die Rolle der Fürsten und asiatischer Despoten. Sie behandeln, da alles, selbst Abgaben und Strafen, von ihren Launen abhängt, nicht nur die Eingebornen, sondern auch die ihnen untergebenen Beamten, von denen sie ebenfalls Tribut empfangen, wofür sich denn diese schadlos zu halten wissen, als Sclaven, und sammlen durch Erpressungen, Unterschleife, und andere dergleichen

Mittel ansehnliche Schätze, besonders sind ihre jährlichen Reisen wahre Raubzüge. Aber eben diese Bereicherungssucht giebt den Eingebornen die erste Veranlassung zu Betrügereien, wodurch der beabsichtigte Vortheil von dem Gewürzhandel sehr geschmälert wird, so viel Posten auch zur Verhinderung des Schleichhandels mit großem Kostenaufwande unterhalten werden. Diese Eingebornen scheinen dem größten Theile nach von den Malayen abzustammen, deren Sprache sie auch reden. Sie sind schwarzgelb, treiben wenig oder gar keinen Ackerbau, nähren sich größtentheils von Sago, der Jagd und Fischerei, und sind durch die Härte ihrer europäischen Herren, träge, rachsüchtig, tückisch, treulos und feige geworden. Ihre Religion ist ein Gemisch von muhamedanischen und heidnischen Lehren und Gebräuchen, auch sind schon viele zum Christenthum bekehrt. Die Mannspersonen gehen bis auf einen Schurz um die Mitte des Leibes, und einen Turban von Palmblättern ganz nackend, nur die Amboiner und vornemlich die Reichen in den batavischen Kolonien vereinigen europäische mit indischer Tracht. Die Weiber, die übrigens sehr eingeschränkt leben, tragen einen engen Rock, und einen flachen, mit Muscheln verzierten Hut, der bis 8 Fuß im Umfange hat. Bogen, Pfeile, viereckige Schilde, und auf den Banda-Inseln auch krumme Säbel sind ihre Waffen, und ihre aus Brettern zusammengefügten Schiffe haben gegen 80 Fuß Länge, an beiden Enden aber 20 Fuß Höhe, und Matten statt der Segel.

Von den Banda-Inseln sind sechs bewohnt und viere wüste, und die meisten sandig und felsigt; sie ziehen aber, außer andern ostindischen Hausthieren, auch Schaafe. Die Muskatpflanzer werden als batavische Bürger betrachtet, sie müssen aber die zur Bearbeitung ihrer Pflanzungen nöthigen Sclaven, welche mehrentheils Neu-Guinea lie-

fert, so wie Lebensmittel und Kleidungsstücke, aus den batavischen Comtoiren für hohe Preise kaufen, ihre Produkte dagegen äußerst wohlfeil abliefern. Die batavische Regierung befindet sich auf der Insel Neira, in dem gleichnamigen Flecken, welcher an einer durch zwei Forts beschützten Rhede liegt, und außer den Wohnungen der Beamten und den Magazinen, etwa 100 Häuser enthält. In der Nähe sind Schiffswerfte. Die ziemlich fruchtbare Banda-Insel hat 6 Meilen im Umfange, die meisten Pflanzungen und einige kleine Örter mit batavischen Comtoiren. Das Kajaputöl wird hier im Großen destillirt.

Die Statthalterschaft Amboina, nördlich von der vorigen, erstreckt sich über 11 Inseln. Die Regierung, welche aus dem Statthalter, dem Staats-, Justiz- und Polizeirathe besteht, hat auf der gleichnamigen Insel ihren Sitz, aber die Festungswerke, welche diese Herrschaft beschützen und erhalten sollen, sind hier wie in den meisten asiatischen Besitzungen der Bataver verfallen. — Die Insel Amboina ist 20 Quadratmeilen groß, gut angebaut, und wegen ihrer Produkte, besonders der Nelken- und Kaffee-Plantagen, sehr einträglich. Sie hat einige 70000 Einwohner, worunter sich einige Mohren und Malayen, und seit dem Jahre 1625 auch viele Chinesen befinden, welche Landbau, Handwerke und den meisten Handel treiben. Die eigentlichen Amboiner sind von mittler Größe, braungelb und wohlgebildet. Die Männer tragen lange Hosen und Westen, und auf dem Kopfe eine mit Perlen, Knöpfen und Blumen verzierte Kappe, von der ein langer, ausgezackter Zipfel herabhängt. Die Frauenzimmer gehen in kurzen Röcken, und wickeln um die Schultern ein Stück Kattun, um den Kopf aber eine Binde. Bei der Geburt eines Kindes pflanzen sie einen Baum, der jährlich einen Absatz treibt, wonach das Alter des Kindes bestimmt wird.

wird. Die Töchter ſind des Vaters Reichthum, denn ſie werden den Meiſtbietenden für Sklaven, Kleider, Koſtbarkeiten u. ſ. w. als Eheſrauen verkauft. Die Amboiner ſind insgeſammt Chriſten, lernen aber in den Schulen, deren Anzahl ſich in dieſem Gouvernement auf 16 beläuft, wenig mehr als das Vater Unſer und den Glauben.

Die Niederländer unterhalten hier, außer einigen Forts und mehreren Poſten, drei Feſtungen, unter welchen Orange die vornehmſte iſt. Ihr Hauptcomtoir befindet ſich mit mehreren Magazinen in der Feſtung Victoria, welche in der Nähe von der Hauptſtadt Ambon liegt. Letztere iſt an einem Meerbuſen regelmäßig erbaut und hat etwa 1000 Häuſer, 3 Kirchen, einige Hoſpitäler, verſchiedene Regierungsgebäude, ein Schiffswerft und eine Pulvermühle. Größer als Amboina iſt die Inſel Ceram, deren Inneres undurchdringliche, von freien Haraforas bewohnte Wälder bedecken. Auf den Küſten ſieht man mehrere Dörfer mit etwa 15000 den Batavern unterworfenen Ceramern, die, den Amboinern faſt in allen Stücken gleich und vielleicht noch verſchmitzter, ohngeachtet der bataviſchen Befeſtigungen und des jährlich wiederholten Honigzuges, einen beträchtlichen Schleichhandel treiben. Um dies zu verhindern und zugleich die jungen Gewürzbäume auszurotten, fährt der Statthalter unter Begleitung ſeiner aus 60 Mann europäiſcher Soldaten beſtehenden Leibwache, und einem Corps Schwarze, welche ſämmtlich auf 70 bis 80 kleinen Fahrzeugen eingeſchifft werden, im October rings um die Inſel, und pflegt noch vor der Vollendung dieſer Fahrt, welche der Honigzug genennt wird, den Ceramern ein großes Feſt zu geben, um von ihnen, in der Trunkenheit, geheime Anſchläge zu erfahren, die er dann aufs beſte zu benutzen ſucht. Er wird aber dabei häufig hintergangen, und wagt

sich überdies nicht, aus Furcht vor den Haraforas, in das Innere, wo doch die Gewürzbäume in Menge wachsen.

Die Statthalterschaft Ternate begreift die von Ceram nördlich liegenden Inseln, Ternate, Tidor, Bachian, Motir und Machian, wovon die ersten drei eigene von den Batavern abhängige Fürsten haben, welche von ihnen für die Versicherung keine Gewürze anzubauen, gewisse Pensionen erhalten, die aber so geringe sind, daß sie, zusammengenommen, jährlich nur 32250 fl. betragen sollen. Unter den Sultanen ist zwar der von Ternate, dem die beiden letztgenannten Inseln auch gehören, und welcher in der batavischen Hauptstadt Malayo mit vieler Pracht residirt, der mächtigste, wird aber von einer ihm zugelegten Ehrenwache nicht aus den Augen gelassen. In jener Stadt befindet sich auch die batavische Regierung, und dicht dabei die von tiefen Gräben eingeschlossene Hauptfestung Orange, mit vier starken steinernen Bastionen, dicken Mauern, den Gouvernementsgebäuden, Magazinen und einer ansehnlichen Besatzung. Die Insel, auf welcher gegen 800 europäische Civil- und Militairpersonen unterhalten werden, hat einen furchtbaren Vulkan, ungesunde Luft, und mehrentheils dürren Boden. Die gelbbraunen Eingebornen zeichnen sich durch platte Köpfe und große Augenbraunen aus. Ihre Sprache ist die malayische, und ihre Religion die muhamedanische. Die Männer, welche Beinkleider, Westen, damastne Mäntel und Turbane tragen, sind mehr zum Kriege als zu häuslichen Arbeiten aufgelegt, zwar höflich und dienstfertig, aber im Handel eigennützig und für Wohlthaten undankbar. Ihre Frauen, von denen jeder Mann mehr als eine hat, sind mehrentheils sehr artige und muntere Blondinen, die ihren orientalischen Anzug durch mancherlei Putz, besonders das Haar durch Blumen, Federn,

Nadeln u. s. w. zu verschönern suchen, um sich dadurch geltender zu machen; denn die Treue, welche sie ihren Männern gelobt haben, ist sehr wankelbar. Zu Hause beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Baumwollespinnen.

Die fruchtbare Insel Tidor hat beinahe 7 Meilen im Umfange, und angenehme Sago- und Kokoswälder. Der Sultan, dem noch andere Inseln gehören, wohnt in der Stadt Tidor. Eben so beherrscht der Sultan von Bachian, der neben dem batavischen Fort Barneveld residirt, auch noch mehrere Inseln. Auf Motir liegt das batavische Fort Nassau und das bergigte Machian enthält einen Vulkan, 14 Dörfer und 3 Forts. — Die Insel Gilolo, worin sich die drei vorbenannten Sultane getheilt haben, liegt unter dem Äquator und hat 40 Meilen Länge, aber wegen der tiefen Meerbusen verschiedene Breite, von 26 bis zu 3 Meilen. Die östliche Küste ist zwar voll großer Waldungen, aber wegen der größern Freiheit der Eingebornen, die mit den Landesprodukten, besonders nach Suluh, einen Schleichhandel treiben, weit besser bewohnt, als die westliche, wo der Hauptflecken Gilolo liegt, in dessen Nähe die Niederländer einige Negereien mit Besatzungen haben.

Der Suluh-Archipel,

nordwestlich von Gilolo, zwischen den Philippinen und Borneo, vom 5 bis 7° N. Br. besteht etwa aus 60, von eben so viel tausend Menschen bewohnten kleinen Inseln, die einem Sultan unterworfen sind, der auch auf Borneo und den Philippinen einige Besitzungen hat, dessen Gewalt aber durch 15 Dattus (Edelleuten) beschränkt wird. Seine Würde ist in seiner männlichen Familie erblich, so daß der älteste Sohn, oder in Ermangelung der Söhne, der nächste Verwandte auf den Thron folgt, und eben dies gilt von der Dattuswürde. Im König-

UNIV. OF WIEN.

lichen Rathe sitzen auch zwei Volkssprecher, die aber bloß für die Rechte des Volks auf der Insel Suluh wachen; denn die übrigen Inseln seufzen unter der Despotie des Adels, wogegen keine Beschwerde statt findet, weil die Dattus sich einander treulich beistehen. Der Fürst, der so wie jeder Dattu, einen glänzenden Hof hält, ist mit einer Leibwache umgeben und auf seinen Befehl muß jeder wehrhafte Mann mit Schild, Dolch, Spieß und Feuergewehr unverzüglich im Felde erscheinen, so daß in kurzer Zeit ein Heer von 20000 Mann zusammenkommt, das von einem Dattu angeführt wird. Ein andrer aus dieser Klasse ist Befehlshaber der Flotte. Die Residenz des Sultans ist Bäwan, die Hauptstadt auf der Insel Suluh, welche in einer Länge von 7½ Meilen, und in einer Breite von 1 bis 3 Meilen 17000 Einwohner zählt. Die Stadt ist weitläuftig gebaut, und enthält mit Inbegriff der Ausländer die besondere Viertel bewohnen, 6000 Menschen, den königlichen Pallast mit einem großen Garten, verschiedene Gebäude des Adels, einige öffentliche Plätze, mehrere Waarenhäuser in der Nähe des Hafens, welcher stark besucht wird, und viele Moscheen, denn die Suluher sind schlecht unterrichtete Muhamedaner, deren Priester weder Fähigkeit noch Willen haben, den herrschenden Aberglauben zu vertreiben. Der Oberpriester, gewöhnlich ein gelehrter Araber, übt die höchste geistliche Gewalt aus. — Die Insel Bassihlan ist etwas größer als Suluh, und hat 22 Dörfer, Tawih Tawih aber 12000 Einwohner, und vorzüglich reiche Perlenbänke, worin ein großer Theil des Reichthums dieser Inseln besteht. Man findet nicht selten Perlen von der Größe einer Haselnuß; aber sie verlieren nach wenigen Jahren ihre Reinheit und Glätte. Indeß ist diese Fischerei für die im Tauchen geschickten Suluher eine gute Übung im Seedienst, den sie besser verstehen als ihre Nachbarn.

Bei einer sehr gemäßigten Sommerluft bringt der Erdboden eine außerordentliche Mannigfaltigkeit an Gewächsen hervor: Reis, Bataten, Yams, Apfelsinen und andere Baumfrüchte, Pfeffer, Cassia, Nelkenmyrthen, Bambusrohr, Rottinge oder spanisches Rohr, viele Kräuter, Agak Agal, ein Seegras, woraus man Leim kocht, Sago, Sandelholz, den Thekabaum, der gutes Schiffbauholz liefert, und dessen Blätter roth färben, und andre Bäume, deren Holz, Früchte oder Mark vielfältig benutzt werden, worunter sich auch manche eigenthümliche befinden, z. B. ein Baum, der äpfelgroße Kastanien mit einer wolligten Schaale und einem weichen wohlschmeckenden Marke trägt; eine Quittenart, deren Frucht einen Kern einschließt, der, sauer eingemacht, den Gaum kitzelt, und Lansa oder Lanzones, hellgelbe, auf hohen Bäumen wachsende Steinfrüchte, von Wallnußgröße, welche unter der äußern Schaale ein süßsaures Mark haben. Auch das Thierreich ist nicht arm. Man sieht hier wilde Elephanten, gefleckte Hirsche und Rehe, wilde Schweine, Ziegen, Rindvieh, Schaafe, Pferde, verschiedenes Federvieh, viele Vögel, worunter auch diejenigen Schwalben, deren aus Gewürzreisern erbaute Nester häufig nach Europa verhandelt werden, weil man durch diese Zuthat den Speisen, und besonders den Suppen, einen erhöhtern Geschmack zu geben vermeint, und endlich Bienen. — Die Insulaner sind schwarz, wohlgebildet, stark und tapfer, welches die Spanier bei ihren ehemaligen Anmaßungen öfters erfahren haben, aber auch, besonders gegen Fremde, treulos und gewaltthätig, und können sie ihre Absichten nicht mit Gewalt durchsetzen, so wissen sie die listigsten Anschläge zu entwerfen und eben so geschickt auszuführen. Sie sprechen malayisch und sind in Handarbeiten wohlerfahren. Das beweisen ihre Zeuge, Hausgeräthe, Kupfermünzen und Schiffe, welche fest und schön

aus Brettern gezimmert sind, 6 bis 10 Tonnen Last tragen, einen dreifüßigen Mast führen und gut segeln. In den Flaggen sieht man die Thore von Mecca, roth in weißem Felde. Ackerbau, Baumzucht, mit Pfropfen und Veredeln der Bäume, Jagd, Fisch-, Schildkröten- und Perlenfang, Seeraub, und Handel mit China, den Philippinen, Borneo und Ternate, woran der Sultan und die Dattus, als die listigsten Kaufleute, ebenfalls Antheil nehmen, gehören zu ihren Hauptnahrungszweigen. Die Männer tragen lange Hosen, die Weiber kurze Röcke; beide weiße Westen und verschiedenen Putz. Das Haar wird mit wohlriechenden Ölen eingerieben, und auf dem Wirbel in einen breiten Zopf geflochten, nur beim Ritt läßt man es fliegen. Spiel, Tanz, Musik und Reiten sind ihre Hauptvergnügen. Um die Pferde nicht zu drücken, machen sie die Sattel in der Mitte hohl. Auch die Frauenzimmer wissen mit den Pferden gut umzugehen, und bedienen sich kurzer Steigbügel. Der Reithabit einer hiesigen Dame besteht in langen Hosen, einem weiten, bis ans Knie reichenden Rock, einer glatt anliegenden Weste und einem reichen Gürtel. Die Dattus, so wie alle Wohlhabende leben sehr üppig und frei und nehmen mehrere Frauen, die sich übrigens nicht hinter vergitterte Fenster verbergen lassen. Die gemeinen Weiber sind so wenig schaamhaft, daß sie sich, völlig entkleidet, öffentlich baden; aber bei dem allgemeinen Badefeste, das jährlich einmal erfolgt, erscheint niemand unbedeckt.

Die Insel Magindanao,

östlich von den Sulah-Inseln, vom 5° 40′ bis 9° 55′ N. Br. hat 2450 Quadratmeilen Flächeninhalt, 240 deutsche Meilen im Umfange, viele Meerbusen, Landseen und Flüsse, so daß man in vielen Gegenden nur zu Wasser fortkommen kann. Die Luft ist im Innern gewöhnlich

neblicht, heiß, und voll Gewitterſtoff, weil die hohen Küſtengebirge die reinigenden Winde abhalten; auf den Küſten iſt ſie daher trockner, kühler und geſunder. Dem Boden fehlt es theils an Fruchtbarkeit, theils an guten Landbauern. Ein großer Theil deſſelben beſteht aus lockern Sandſteppen, magern Klippen und hohen Bergen, ein andrer aus tiefen Moräſten und ein dritter iſt mit dicken Wäldern, die mancherlei Bau- und Tiſchlerholz enthalten, bedeckt, oder von Vulkanen verheert; nur wenige Gegenden belohnen den Fleiß des Landmanns. Dieſe geben aber einen Überfluß an Reis, Mais, Betel, allerlei Gemüſen und Wurzeln, an Indigo, Zucker und ſpaniſchem Rohr. Auch findet man Kokos-, Sago-, Caſſia- und Zimmtbäume, deren Rinde unbenutzt bleibt, ſehr häufig. Es giebt hier wilde Pferde, Büffel, Hirſche, Schweine, Affen, Ziegen, Kaninchen, große Fledermäuſe, aus deren Miſt Salpeter gezogen wird, Hühner, Enten, Gänſe, verſchiedene wilde Vögel, Bienen, welche viel Honig und Wachs liefern, kleine Krokodille, Schlangen, worunter die Mannetinſchlange, weil ſie auf Bäumen den Vorübergehenden auflauert, die gefährlichſte iſt, Muſtiken oder Singmücken, Tauſendfüße, von welchen die Moraſtbewohner grauſam gemartert werden, und unter den Seeprodükten auch Perlen. Das Mineralreich liefert vornehmlich Salz und Gold. — Die Magindanoer Iljaner und Spanier ſind die herrſchenden Nationen, unter welchen noch einige andere zerſtreut und dienſtbar leben. Die Magindanoer, welche den ſüdlichen Theil der Inſel bewohnen, ſind dunkelbraun, von mittler Größe, zartem Bau und gefälligem Wuchſe, nur etwas mager. Ihr Kopf iſt klein, das Geſicht länglicht, mit platter Stirne, kurzer Naſe, ſchwarzen Augen, großem Munde, kleinen Lippen und ſchwarz gebeizten Zähnen; das Haar iſt ſchwarz und glänzend. Sie reißen den

Bart aus, laſſen aber die Nägel an beiden Daumen wachſen. Die Frauenzimmer, welche hellfarbiger und zarter ſind, als die Männer, knüpfen das Haar entweder in einen Knoten, oder laſſen es hängen, und tragen, die Vornehmen ausgenommen, welche ſich wie die Damen auf Suluh kleiden, ein langes rockähnliches Gewand, das ihnen zugleich zur nächtlichen Decke dient. Die Mannskleidung beſteht in einem Hemde, einer Weſte, langen Hoſen und einem Turban. Sie bewaffnen ſich mit Dolchen, Pfeilen, Spießen, Säbeln, Flinten und Schilden, und verfolgen ihren Feind, ſo freundſchaftlich ſie ſonſt ſind, mit unverſöhnlicher Rache. Im Genuß der Speiſen, die ſie größtentheils aus dem Pflanzenreiche entlehnen, beobachten ſie viel Mäßigkeit. Ihre hölzernen mit Binſen und Blättern gedeckte und mit dürftigem Geräthe verſehenen Häuſer, ſtehen meiſtentheils auf Pfählen. Sie äußern viel natürlichen Verſtand und gute Anlagen, und es giebt unter ihnen thätige Ackerleute, Gold-, Waffen und andere Schmiede, Gürtler, Schiffbauer und andere Handwerker, die aber plump und ohne Geſchmack arbeiten. Verſchiedene verfertigen Baumaſchinen, Salz, Salpeter, grobes Pulver, und einige muſikaliſche Inſtrumente, als Flöten, Gongen oder metallne Trommeln und Kalintonge oder Geigen, deren Seiten gleiche Länge und Dicke haben. Vornehme Frauenzimmer ſticken ſehr geſchickt in Seide und Gold, die niedern weben Leinwand. Mit ihren 50 bis 90 Fuß langen und bis 10 Fuß breiten, ſehr feſt gebauten Schiffen, die einen dreifüßigen Maſt, ein dreieckigtes Segel, vierpfündige Kanonen und Drehbaſſen führen, wagen ſich die Magindanaer unter Geſang und Beckenklang bis nach den ſpaniſchen und holländiſchen Beſitzungen, ſchleichen ſich, indem ſie Maſten und Segel verbergen, an die Küſten und in die Baien, um Menſchen nebſt allem was ſie vorfinden zu rauben. Nach ihren

Kaper-

Kapergesetzen giebt der Rheder gegen ein Drittheil der Beute das bloße Schiff her, ohne sich um dessen Ausrüstung zu bekümmern, denn diese muß die Mannschaft selbst besorgen. Wenn indeß mehrere von ihnen auf See- und Menschenraub ausgehen, so treiben andere dagegen einen beträchtlichen Handel in der Nachbarschaft. Ihre Produkte und Sklaven vertauschen sie am liebsten gegen chinesische und ostindische Zeuge, Porzellain, Glas, Metall, und besonders gegen europäische Eisenwaaren. Liebhaber von Spielen und Leibesübungen, geben sie öfters Hahnengefechte und Fechterspiele, bei welchen letztern jedoch kein Blut vergossen wird; denn ohne einen Gegner zu haben, haut der Kämpfer so lange in der Luft herum, bis er, unter den Jubeltönen der Zuschauer ermattet zu Boden sinkt. Oft belustigen sie sich mit Lanzenwerfen, seltner mit Bogenschießen, täglich aber mit Baden. Ihre Sprache ist sehr wortreich und hat vierzehn Mundarten; man spricht aber auch die malayische, deren Erlernung der Handel erfordert. Als Muhamedaner haben sie Sherifs und Imans, aber weder Derwische noch Klöster. Das Band der Ehe wird durch einen Iman geknüpft, und ist immer mit Lustbarkeiten begleitet. Söhne bekommen in der Kindheit und Mannbarkeit andere Namen. Verstorbene werden angekleidet beerdigt, und ihre Gräber mit Bäumen und Blumen bepflanzt; die prinzlichen aber mit viereckigten Zelten bedeckt, auf welchen weiße Fahnen wehen. Die hiesigen Kriminalgesetze sind mitunter etwas strenge: auf Ehebruch und grobe körperliche Beleidigungen folgt der Tod, auf Unkeuschheit unter Ehelosen eine Geldstrafe und auf Diebstahl der Verlust der rechten Hand, oder der dreifache Ersatz des Gestohlnen. Übrigens haben die Magindanoer manche Gebräuche und Sitten von den Chinesen und Spaniern angenommen. — Die Iljaner, ebenfalls Muhameda-

ner und Seeräuber, bewohnen, unter eignen Fürſten, den mittelſten Theil der Inſel, und kommen mit den Magindanaern in Sprache, Sitten, Gebräuchen, Geſetzen und der Lebensart größtentheils überein. Die Haraforas, hier ein ſtilles, friedfertiges, nicht zahlreiches Volk, das ſich in verſchiedene Stämme theilt, beſchäftigen ſich vornehmlich mit dem Reisbau, der Leinweberei und der Jagd. Mit ſchweren Abgaben gedrückt und als Leibeigne behandelt, führen ſie meiſtens ein kümmerliches Leben. Mehrere von ihnen ſind zur römiſchen Kirche übergegangen. — Die Bantſchilen im Südweſten ſind auch nicht zahlreich, aber roh und wild, gehen faſt ganz nackend, und haben keine andre Lagerſtätte, als die nackte Erde oder einen hohlen Baum. In den ſpaniſchen Beſitzungen wohnen Biſayer, getaufte, von den Philippinen hieher verſetzte Heiden; Karaganer, Abkömmlinge der Magindanaer, und die tapfern Dapitaer auf der Nordſpitze.

Die Inſel enthält mehrere theils freie, theils abhängige Staaten, vornehmlich aber 3 Hauptgebiete: 1) das Gebiet des Sultans von Magindanao, welches, 1200 Quadratmeilen groß, den ſüdlichen Theil der Inſel umfaßt. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Selangan liegt in einer mit Flüſſen und Kanälen durchſchnittenen und ſehr angebauten Ebene am Pelangyſtrome, und hängt durch eine Brücke mit der alten 1½ Meilen vom Meere entfernten und nur aus einigen Wohnungen beſtehenden Hauptſtadt Magindanao zuſammen. Selangan hat etwa 200 auf Pfählen ruhende Häuſer und unregelmäßige Straßen. Das Hauptgebäude iſt der Pallaſt. Er iſt 220 Fuß lang, 50 Fuß breit, und ruht auf 32 mit rothem Zeuge umwundenen Säulen. Die Wände beſtehen aus zuſammengeflochtenen Rohrſtäben. Das untere Stockwerk enthält große, mit Schiffsbedürfniſſen und eiſernen Kanonen angefüllte

Säle; das obere, außer der Wache und einer Batterie von 6 Kanonen, die fürstlichen Zimmer, worin man reiche Fußteppiche, ein sehr großes Himmelbett und andern morgenländischen Pomp findet. Der Pallast des Thronfolgers ist auch mit Wache und Geschütz besetzt, und nahe dabei steht das Gebäude des Stadtraths, der fremden Gesandten und Kaufleute. Schon durch Natur fest, wird die Stadt überdies durch das auf der äußersten Landspitze gelegene und mit Geschütz wohl versehene Demant-Fort hinlänglich beschützt. Überhaupt haben es die Magindanoer durch spanische Überläufer in der Befestigungskunst schon ziemlich weit gebracht. Die Würde des Sultans, dessen Gewalt durch die Rechte des Adels und des Volks, welches im Staatsrathe sechs Repräsentanten hat, eingeschränkt ist, bleibt in seiner Familie, so daß noch bei seinen Lebzeiten der Thronfolger aus derselben erwählt wird. Der Staatsrath besteht aus dem Polizeidirektor, Admiral und andern Ministern, welche der Regent sämmtlich aus dem Adel ernennt. Alle Landeigenthümer sind Vasallen des Sultans, und müssen ihm, wenn sie sich zur muhamedanischen Religion bekennen, im Felde dienen. Außerdem unterhält er eine auf europäische Art gekleidete, bewaffnete und exercirte Leibwache. Seine und des Thronfolgers Einkünfte fließen aus den Domainen, den Natural- und Geldabgaben, und sind sehr beträchtlich. In einem mäßig hohen Berge, ohnweit Selangan, liegt die sogenannte Salpeterhöhle, welche aus mehrern Theilen besteht. Zuerst steigt man 30 Fuß tief hinab in ein rundes Gemach, das 25 Fuß im Durchmesser hat und sein Licht durch eine Öfnung in der Decke bekommt. Aus diesem führt ein schräger Gang tiefer hinab in einen größern Saal, dessen Wände mit Kristallzapfen besetzt sind. Von hier kommt man weiter in eine krumme, etwa 300 Schritt lange, 7 Fuß

breite und bis 12 Fuß hohe Gallerie, aus welcher ein langer noch undurchſuchter Gang weiter führt. In der Gallerie halten ſich eine ungeheure Menge großer Fledermäuſe auf, die den Fußboden mit ihrem Kothe bedecken, den die Selanganer fleißig ſammeln, um daraus Salpeter zu bereiten. — Vor dem Ausfluſſe des Pelangy liegt die Inſel Bunwut, welche der Sultan im Jahre 1775 den Engländern geſchenkt hat. Sie hat 13 deutſche Meilen im Umfange, geſunde Luft, fruchtbaren Boden, manches brauchbare Produkt und einen ſichern Hafen. Ob die Beſitzer ſie ſchon jetzt benutzen, weiß ich nicht, wenigſtens hatte ſie im Schenkungsjahre keine Einwohner. 2) Das 15 Meilen lange und eben ſo breite Iljaniſche Gebiet iſt unter 16, von einander unabhängigen Sultanen und noch mehreren Rajahs vertheilt, die zuſammen gegen 62000 Unterthanen haben. Wir bemerken hier die Iljanobai, deren Ufer ſtark angebaut ſind. Die Landungsplätze und andere Örter ſind auch in dieſem Gebiete, doch weniger vollkommen als in dem vorigen, befeſtigt und mit Geſchütz verſehen. 3) Die ſpaniſchen Beſitzungen liegen auf der Weſt-, Nord- und Nord-Oſt-Küſte erfordern große Unterhaltungkoſten, bereichern aber bloß die Beamten. Sambuangan, der Hauptort, liegt an einer offnen Rhede, hat etwa 1000 Einwohner, eine Einfaſſung von Palliſaden, eine Citadelle, ein hölzernes Fort und 150 Mann Beſatzung. Außerdem ſind in dieſem Gebiete noch mehrere Pflanzörter und neun reiche Goldwäſchereien.

Die Maniliſchen oder Philippiniſchen Inſeln liegen, 1500 an der Zahl, zwiſchen dem 9 und 19° N. Br. Sie führen den letzten Namen von dem ſpaniſchen Könige Philipp II, der ſie im Jahre 1580 im Beſitz nehmen ließ, und gehören noch den Spaniern. Sie beſtehen aus abwechſelnden Gebirgen und fruchtbaren, von Morä-

sten, Flüssen und Seen durchschnittenen Thälern. Die große Bergkette, welche von Norden nach Süden durch den ganzen Archipel läuft, verursacht eine auf beiden Seiten derselben entgegengesetzte Witterung. Während der nassen Jahreszeit, die im westlichen Theile vom Juni bis Sept. anhält, hat der östl. Theil trocknes Wetter, und wenn hier der Nordwind mit dem Anfange des Octobers Regen herbeiführt, so erheitert sich dort der Himmel. Allein in den niedern Gegenden ist die Luft fast immer mit Dünsten angefüllt, gewaltig heiß und bei Unmäßigkeit der Gesundheit äußerst nachtheilig. Im Mai ist die Hitze am größten, und zieht heftige Gewitter und Stürme nach sich, die, öfters wüthender als ein Orkan, und mit heftigen Wirbelwinden begleitet, um so mehr schaden, da sie ihre Richtung mehrmals verändern. Dazu gesellen sich gewöhnlich noch Erdbeben und die furchtbarsten Feuer- und Wasserausbrüche mehrerer Berge. Bei alle diesem Ungemach ist die hiesige Natur mit allen Reizen eines ewigen Frühlings geschmückt; denn das Erdreich verliert nie sein Grün, die Bäume grünen und blühen das ganze Jahr, und die schönsten Blumen hören nie auf ihre Wohlgerüche auszubreiten. Keine Insel Ostindiens besitzt einen solchen Reichthum an Pflanzen und Thieren, als die Philippinen. Hier baut man Reis, Weitzen und Roggen im Überflusse, den besten Toback in Asien, Zuckerrohr in solcher Menge, daß ein Pfund Zucker für einen Groschen verkauft werden kann; Ananas, Indigo, Betel, Baumwolle, Kakao, Pfeffer, Ingwer und fast alle europäischen Küchengewächse. Hier findet man die schönsten Zitronen, Pommeranzen, Apfelsinen, Feigen und Granaten, und außerdem giebt es Kokos-, Sago- und Arekapalmen, wilde Muskat- und Brodfruchtbäume, Adler- Eben- und anderes Nutzholz, Farbehölzer, verschiedene eigene Baumfrüchte, eßbare Wurzeln und viele

Gift- und Arzneikräuter. Die Menge des zahmen und wilden Land- und Seegeflügels, worunter ſich auch die indiſche Schwalbe befindet, nicht zu gedenken, ſieht man hier große Heerden von Rindvieh und Büffeln, zahme und wilde Schweine, deren Fett häufiger gebraucht wird als Butter, Hirſche, Rehe, Affen, Zibethkatzen, aber wenig Schafe. Die wilden Bienen erzeugen ſo viel Wachs, daß man es wie Talg verkauft und häufig ausführt. Aber es fehlt auch nicht an gefährlichen Schlangen, Krokodillen und Eidechſen, welche letztere oft in die Häuſer kommen, um das Ungeziefer wegzufangen. Das Meer verſorgt die Inſulaner reichlich mit mancherlei Produkten, auch mit Ambra und Perlen. Die Berge und Flüſſe enthalten Gold; die Bergwerke werden aber nicht bearbeitet, man begnügt ſich mit der Goldwäſche, die jährlich an 233000 Rthlr. einträgt. Das gewonnene Gold kaufen die Prieſter und königlichen Beamten auf, um es als Handelswaare zu nutzen. Silber iſt nicht vorhanden, aber Eiſen, Magnet, Blei, Kupfer, Salpeter, Marmor, viel Schwefel und mineraliſches Waſſer. Man ſchätzt die Anzahl der Einwohner auf 3 Millionen, wovon etwa 1362000 in den ſpaniſchen Beſitzungen, die übrigen aber außerhalb derſelben noch in Freiheit leben. Dieſe letztern ſind mehrentheils Neger oder Ygaloten, die älteſten Bewohner der Philippinen eigentliche Haraforas und Nomaden. Sie bewohnen theils die Gebirge auf Manila, theils entfernte Inſeln, gehen, bis auf eine baſtne Leibbinde, ganz nackt, nähren ſich von Wurzeln, wilden Thieren und Fiſchen, wohnen in leichten Hütten, in Höhlen oder hohlen Bäumen, ſtehen unter Familienhäuptern und wenden ihre indiſchen Waffen oft gegen die Spanier, wenn ſie gleich zu ohnmächtig ſind ihr altes Eigenthum wieder zu erkämpfen. Mehrere von ihnen haben ſich auch ſchon unter den Spaniern niedergelaſſen und den katholiſchen Glauben angenommen.

In den europäischen Besitzungen wohnen außer Bissayern, Chinesen, Japanern, Kreolen, Mestitzen, Mulatten, Sangleien (von Chinesen und Schwarzen erzeugt), Mexikanern und Peruanern, die Tagalen. Diese sind olivengelb, von mittler Größe, stark und ohne Bart, den sie bei Zeiten ausreißen, und haben platte Nasen und große schwarze Augen. Sie ahmen gut nach, und erwerben sich dadurch oft zu Secretair-, ja sogar zu Advocaten- und andern Gerichtsstellen, welche man ihnen nicht vorenthält, die nöthige Geschicklichkeit. Als Liebhaber der schönen und zeichnenden Künste, geben sie zuweilen in der Stadt Manila auf gut gebauten Theatern große Trauerspiele in Versen, die ganzer drei Tage dauern, für uns aber Lustspiele seyn würden; und eben so wenig können ihre Gemählde, ihr Gesang und ihre Musik, wozu sie europäische Instrumente gebrauchen, unsern Beifall erhalten. Sie richten häufig Hähne zum Kampfe ab, und bei diesen blutigen Gefechten pflegen die Zuschauer Wetten anzustellen. Ihre Drachenkriege aber gehen ohne Blutvergießen ab. Sie lassen nemlich pappene Drachen sehr hoch steigen und gegen einander ziehen. Die ganze Kunst dieses Spiels besteht darin, daß die Drachenführer durch geschickte Verwickelung der Bindfäden und Abschneidung des Windes die feindlichen Drachen erbeuten. Zu dergleichen Schauspielen sind sie, ob sie gleich nicht sonderlich dafür bezahlt werden, aufgelegter als zu nützlichen Arbeiten, denn im Allgemeinen faul und gemächlich, leben sie bloß für den heutigen Tag. Nur die Noth bringt sie zur Arbeit, und haben sie ja etwas übrig, so verwenden sie es auf Lustbarkeiten. Wie die übrigen Insulaner hassen sie ihre Beherrscher und Bekehrer, von denen sie eben so elenden Unterricht als schlechte Beispiele erhalten, und so wie sich ihre christlichen Priester den schändlichsten Geldwucher erlauben, eben so

halten ſie Betrug beim Handel und bei Verträgen nicht für Sünde. Der Tagale erkauft ſich eine Frau, entweder durch Geld oder Dienſte, kleidet ſich in ein baumwollenes oder ſeidenes Hemde mit weiten Ärmeln, in eine ſchwarze Weſte und Schifferhoſen, und bindet ſeine auch wohl geſtickte Tücher um Kopf und Hals. Die Frau trägt ein weit ausgeſchnittenes Hemde, einen faltigen Unterrock, darüber einen Tapis, d. h. ein Stück dünnes geſtreiftes Zeug, das an einem Gürtel befeſtigt bis auf die Wade hängt, und darüber noch ein buntes Kleid; ziert den Hals, die Bruſt und die Finger mit Goldgeſchmeide, läßt das Haar theils frei hängen, theils flechtet ſie es in einen mit einer goldnen Nadel befeſtigten Kranz, und hüllt ſich beim Ausgehen in einen langen Mantel. Man geht entweder barfuß oder in geſtickten Pantoffeln, die kaum die Zehen bedecken. Eben ſo kleiden ſich auch die übrigen Philippiner in den europäiſchen Kolonien, nur die Spanier haben ihre europäiſche Tracht. Die Häuſer, außer den ſpaniſchen, ſind mehrentheils von Bambusrohr erbaut, mit Blättern gedeckt, und ruhen wegen der Feuchtigkeit des Bodens und des Ungeziefers auf Pfählen.

Der König von Spanien läßt die Philippinen durch einen, dem Vicekönig von Mexiko untergeordneten Statthalter regieren, welcher, ob ihm gleich ein Obergericht oder eine Audienz, eine Finanzkammer, und drei geiſtliche Gerichte zur Seite geſetzt ſind, unumſchränkt gebietet; denn er iſt Befehlshaber der Truppen, und Präſident der Audienz und Kammer, und hat als ſolcher das Recht, ſämmtliche Militair- Civil- und geiſtliche Bedienungen, das Erzbisthum ausgenommen, zu vergeben. Seine Einkünfte ſind nicht gut zu berechnen, mögen ſich aber wohl jährlich auf 100000 Rthlr. und drüber belaufen. Da die Auflagen ſehr mäßig ſind, indem eine Familie mit den Kirchengeldern des Jahrs etwa

20 Gr. zu geben hat, so fließen auch nur jährlich ohngefähr 800000 Piaster in die königl. Kassen. Allein diese Summe soll zur Unterhaltung dieser Besitzungen so wenig zureichen, daß Mexiko Jahr für Jahr noch 1½ Millionen nachschicken muß. Die Ursach liegt in der schlechten Verwaltung der Einkünfte, und in der eben so schlechten Regierung. Was Inquisition und Mönchsgeist von Freiheit noch übrig lassen, das vertilgt der Despotismus des Statthalters völlig. Man kann zwar den letztern noch vor seinem Abzuge wegen erlittener Ungerechtigkeiten bei seinem Nachfolger belangen, und dieser ist zur strengsten Untersuchung verpflichtet; aber dieses Nothgesetz hilft zu nichts, denn der Ankommende hat mit dem Abgehenden gleiches Interesse, und vielleicht ist dieser Statthalterwechsel, der alle 8 Jahre erfolgt, eher schädlich als nützlich. An der Spitze der Kirchenregierung steht ein Erzbischof mit drei Bischöfen. Sämmtliche Christen, der Zahl nach über 706000, sind in 692 Kirchspiele getheilt, worin die Geistlichen mit strenger Obergewalt herrschen, und alle Verbindung der Bekehrten mit Spaniern und Fremden durch sich unterhalten. Ihre Befehle gelten auch bei ihren Beichtkindern mehr, als die des weltlichen und geistlichen Oberhaupts. Aber anstatt diese vermeintlichen Christen vernünftig zu unterrichten und zu guten Menschen zu bilden, erhalten sie sie vielmehr in dem dümmsten Aberglauben, und geben ihnen die schlechtesten Beispiele; daher sind diese Menschen eben so herzlos, als ihre Bekehrer, ohne Kraft und Thätigkeit, feige, und gegen alle Tugend gleichgültig. Unter den größern Philippinen ist die Insel Manila oder Luzon die vornehmste, und 2300 Quadratmeilen groß. Sie hat einige Vulkane, mehrere Seen und Ströme. Unter den ersten ist der Mayon, ein hoher Pick, des 2 Meilen im Umfange hat, der höchste, und dient, da man seinen Rauch,

den er beſtändig, und ſein Feuer, das er oft ausſtößt, über 20 Seemeilen weit ſehen kann, den von Mexiko kommenden Schiffen zum Leuchtthurme. Dieſe Feuerſchlünde bringen eine Menge warmer Quellen hervor, die wegen ihrer Heilkräfte, theils zum Trinken, theils zum Baden benutzt werden. Einige derſelben ſind ſo heiß, daß ein hineingeworfenes Huhn in 6 Minuten bis auf die Knochen zerkocht iſt. Das vornehmſte Bad liegt etwa 3 Meilen von der Hauptſtadt, beim Dorfe Maquit am See Bay, welcher von allen der größte, gegen 30 Meilen im Umfange, und bis 150 Klafter Tiefe hat, an 40 kleine Flüſſe aufnimmt, und durch den ſchiffbaren, faſt immer mit Fahrzeugen, die Lebensmittel nach der Stadt bringen, bedeckten Manilaſtrom, deſſen Ufer äußerſt angenehm, ſtark bewohnt, und mit Landhäuſern beſetzt ſind, in die Manilabai abfließt. Das Waſſer des 4 bis 5 Meilen langen und halb ſo breiten Bombonſee iſt ſalzig und ſo heiß, daß kein Fiſch darin leben kann. Auf einer Inſel deſſelben wäthet der Vulkan Taal. — Von allen Städten, welche Luzon enthält, beſuchen wir vornemlich Manila, die Hauptſtadt und den Sitz der höchſten weltlichen und geiſtlichen Behörden. Sie liegt ſehr angenehm auf einer Landſpitze am Ausfluſſe des Manila, und bildet ein mit ſchlechten Mauern und Graben umgebenes, und mit einer unhaltbaren Citadelle verſehenes Viereck von 3144 Pariſerfuß Länge, und 1500 Fuß Breite, deſſen 15 Straßen zwar gerade, aber nicht gepflaſtert, und daher in der Regenzeit kaum gangbar und in der trocknen voller Staub ſind. Die Häuſer, deren größter Theil der Geiſtlichkeit gehört, welche ſie theuer genug vermiethet, haben faſt durchaus zwei Geſchoß, wovon das obere hölzerne bewohnt, das untere maſſive aber zu Magazinen gebraucht wird. Obiges Viereck beſteht aus der eigentlichen Stadt und zwei durch eine Brücke mit ihr

verbundenen, größern und volkreichern Vorstädten. Die eine, Minando, wird von Mestitzen, Chinesen und Indiern, fast lauter Handwerkern, die andere von spanischen Kaufleuten und Fremden aus allen Nationen bewohnt. Zwischen der letztern und der Brücke liegt der Marktplatz und Flecken Parian, wo allerlei Fabrikate verfertigt und Handelsgeschäfte getrieben werden. In der Stadt zählt man 8 Hauptkirchen, worunter die marmorne Kathedralkirche durch ihre Pracht am meisten hervorsticht, 16 Klöster, von denen mehrere groß, schön und reich sind, ein Hospital, ein Waisenhaus, zwei Schulkollegien, eine Kommunität (eine Art von Kloster) für Indianer, und eine Universität, auf welcher im Durchschnitt immer 50 Personen bloß Theologie und die lateinische Sprache studieren. Im Ganzen ist hier der Unterricht, in Ermangelung guter Bücher und bei vielen eingewurzelten Vorurtheilen, sehr dürftig und daher Unwissenheit fast überall herrschend. Fast ein Drittheil der 38000 Einwohner sind Mönche. Die Lebensmittel, die an den übrigen Orten äußerst wohlfeil zu haben sind, werden hier, Fische ausgenommen, theuer bezahlt und fremde Waaren stehn, wegen der hohen Einfuhrzölle, in außerordentlichen Preisen. Die meisten Einwohner trinken daher statt Wein, Wasser oder Limonade. Die Spanier leben größtentheils von ihren Bedienungen oder vom Handel, und trotz der Inquisition nicht so ganz der Moral gemäß. Wer nur die Mönche nicht beleidigt und den Gottesdienst nicht versäumt, seine Sitten mögen übrigens noch so verdorben seyn, gilt schon für einen guten Christen; Frömmelei ist daher allgemein. Fällt dem üppigen Spanier eine religiöse Forderung z. B. das Fasten, zur Last, so kann er sich bald durch Geld davon befreien. Wer dieses Mittel in Händen hat, kann auch in Manila manches sonst unmögliche, möglich machen. Will jemand, z. B.

ein Mädchen, wider Willen der Ältern deſſelben heirathen, ſo darf er ſich nur an den Erzbiſchof wenden, und dieſer iſt gefällig genug, die Geliebte aus dem väterlichen Hauſe abholen, in Sicherheit bringen, und, ohne auf die Einwendungen der Ältern zu achten, dem Liebhaber antrauen zu laſſen. Dieſer Fall kömmt wahrſcheinlich öfters vor, denn die Spanier heirathen mehrentheils indiſche Mädchen, obgleich die Indianer, wenigſtens die männlichen, den Europäern gar nicht zugethan ſind. Unter dieſen Spanierinnen giebt es viele Schönheiten; aber leider werden ſie ſchon mit dem 20ſten Jahre, wegen ihrer zu frühen Verheirathung und der ausſchweifenden Lebensart, der ſie ergeben ſind, bis zur Unkenntlichkeit häßlich. Manila iſt nicht der Ort, wo das geſellſchaftliche Leben beſondere Reize hätte. Denn, ohne auf den geiſtlichen Zwang zu ſehen, leidet der geſellige Umgang auch durch das ſteife Ceremoniel, das Stand und Würden vorſchreiben. Dieſer Stolz geht ſo weit, daß die Anzahl der Pferde, die einer Kutſche vorgeſpannt werden, nach dem Range ihres Beſitzers beſtimmt wird, und darnach richtet ſich wieder der Rang unter den Kutſchen, ſo daß die ſchwächer beſpannte ſtill halten oder ausweichen muß, unterdeß die ſtärker beſpannte vorbeifährt. Während der großen Hitze haben alle Geſchäfte ein Ende, und dann beſucht jeder ſein Landhaus. Dieſe Häuſer haben zwar eine reizende Lage, aber weder Höfe noch Gärten. Die letztern ſcheinen überflüſſig zu ſeyn, da die umherliegenden, grünen und blumenreichen Gefilde ihren Schmuck nie verlieren. An öffentlichen Luſtbarkeiten fehlt es den Manilern keineswegs, beſonders zu Weihnachten, Oſtern, an den heiligen Karls- und Andreas-Tagen; dies iſt die rechte Zeit der Schmauſereien, Bälle, Maskeraden, Stier- Hahnen- und Drachengefechte. Was endlich den Handel der Stadt betrifft, ſo

wird derſelbe hauptſächlich mit Spanien und Mexiko unterhalten, und jetzt weniger eingeſchränkt, als ſonſt. Wegen einer gefährlichen Sandbank können nur kleine Schiffe bis zur Stadt kommen, die großen begeben ſich nach dem befeſtigten Hafen Cavite, wo man ein Arſenal und Werfte findet. Den Handel nach Akapulko in Mexiko betreiben noch immer zwei Königl. Schiffe, Galeonen genannt, jede von 5 bis 600 Tonnen (à 2000 Pfund). Die eine bringt im Juli für eine halbe Million Piaſter oſtindiſche Waaren dahin, und die andere für etwas mehr amerikaniſche Produkte hieher. Von der glücklichen Fahrt der erſten hängt der Wohlſtand der Stadt größtentheils ab, denn alle Einwohner haben das Recht an dieſer kaufmänniſchen Unternehmung Antheil zu nehmen, und machen davon mehr oder weniger Gebrauch. Daher wird auch die Galeone vor ihrer Abfahrt, von der aus der Thomaskirche auf die Stadtmauer in Prozeſſion gebrachten Jungfrau Maria, feierlichſt eingeſegnet. Kommt das Schiff glücklich zurück, ſo wird der Gewinſt unter die Intereſſenten, nach ihren Beiträgen, vertheilt. Da aber die Reichern denen, welche wenig zu wagen haben, oder nicht wagen wollen, das Befrachtungsrecht abkaufen, und die Geiſtlichen gegen 30 Procent Vorſchüſſe leiſten, ſo ſieht man wohl, wer ſich durch dieſen Handel bereichert, und wie wenig der Wohlſtand der meiſten Einwohner durch ihn gewinnt. Von auswärtigen Nationen dürfen nur Chineſen, Armenier, Malaien und Portugieſen aus Goa hieher kommen, und gegen alle dieſe verliert Manila offenbar, beſonders gegen die Chineſen und Malaien, die nicht allein ungeheure Summen für ihre Waaren wegführen, ſondern auch den Engländern zu einem vortheilhaften Schleichhandel behülflich ſind. Überhaupt könnten die Spanier bei der wichtigen Lage dieſer reichen Inſeln, zwiſchen Mexiko und

China und der Nähe Ostindiens, bei größerer Thätigkeit, die das schöne Land und die sich von selbst darbietenden Früchte nicht unbenutzt läßt, bei richtigern Grundsätzen in der Verwaltung, bei minderer Einschränkung des Handels und vermehrter bürgerlicher Freiheit weit größere Vortheile aus ihnen schöpfen, als bis jetzt geschehen ist. — Unter den übrigen Örtern zeichnen sich noch aus: Quilbay durch Volksmenge und einen stark besuchten Hafen; Neusegovia durch reiche Mönche in wohlgebauten Klöstern und armselige Bürger in elenden Hütten und Apari durch den Handel, und unter den Landschaften Illokos auf der Westküste, Pampanga, aus welcher die Hauptstadt die mehrsten Lebensmittel zieht, und Bay, insgesammt durch ausnehmende Fruchtbarkeit, und letztere noch durch einen unerschöpflichen Reichthum an Schiffbauholz. — Zwischen Luzon, Mangindanao und Borneo, liegen die von Bissayern bewohnten mittleren Philippinen, von denen Mindoro, Samar, Leyto, mit der Handelsstadt Sagor; Zebu mit gleichnamiger Stadt, deren Häuser nach Heiligen, die meisten aber Jesus benennt sind; Buglas, von freien Negern bewohnt, Panay und Palawan die vornehmsten sind. — Die kleinen Philippinen liegen zerstreut um und zwischen Luzon und den Bissayos. Dazu gehören die Calamianes-Inseln, Luban, Marinduke, Panamoa ꝛc. Die Baschy-Inseln, zwischen Luzon und Formosa, sind erst im Jahr 1783 von den Spaniern besetzt worden. Die vornehmste heißt Grafton. Wir wenden uns nunmehr nach Süden und bereisen die sundischen Inseln: Celebes, Borneo, Java und Sumatra.

Celebes oder Makassar

erstreckt sich, 4270 Quadratmeilen groß, vom 1° 45′ Nördl. bis 6° S. Br. Das hohe Gebirge Bonthain durchschneidet sie von Norden nach

Süden, und verursacht zu beiden Seiten entgegengesetzte Witterung, wovon man sich in 8 Stunden überzeugen kann, und welche im Ganzen der Gesundheit nicht nachtheilig ist, obgleich die Hitze im Sommer glühend heiß, und bei Windstillen unerträglich wird. Das in diesen Gegenden sehr unruhige und bei Stürmen gefährliche Meer, dringt an zwei Orten sehr tief ins Land, wodurch im Süden die 30 Meilen lange und 5 bis 13 Meilen breite unsichere Bonybucht, und im Norden die 28 Meilen lange und 6 bis 14 Meilen breite Westsee, oder Gunony Tellu entstehen. Die mit mehrern Häfen versehenen Küsten sind meistens niedrig und sehr fruchtbar. Mit besonders anmuthigen und reichen Landschaften prangt der südliche Theil der Insel. Sie liefert eine Menge der schönsten Gewächse: Reis, Orangen, Kokos-, Areka- und Weinpalmen, die beste indische Baumwolle, Eben-, Sapan-, Sandel-, Kalamba- und anderes feines Tischler- und Färbeholz, gutes Bauholz, 2 bis 3 Fuß dickes und festes Bambusrohr, das man zu Fahrzeugen, Hütten, Pfeilen und Trommeln benutzt; vielerlei Blumen und darunter Lilien, die einen balsamischen Geruch verbreiten und ein wohlriechendes Öl geben, saftreiche Wassermelonen, Bananas, Zuckerrohr, Betel, eine Art Nüsse, aus deren fettem Kerne Öl und Balsam gepreßt werden, Mangues, eine Art goldgelber, süßer Pflaumen, Kampher, Pfeffer, Opium, und eine Menge Küchen-, Arznei und Giftkräuter. Aus verschiedenen der letztern zieht man einen so scharfen Saft, daß schon die bloße Berührung, ja sogar die Ausdünstung desselben tödten soll. Das Thierreich ist nicht ärmer: außer Pferden, Ochsen, Büffeln, Hirschen und wilden Schweinen giebt es hier auch Elephanten und Affen, nebst deren gefährlichsten Feinden, den Schlangen; endlich Papagaien und andere Vögel, vielerlei Fische, Karetschildkröten, Perlen und Krokodille.

Die Berge enthalten Gold, Kupfer, Zinn, Diamanten und die beſten Steinbrüche in Indien.

Unter den 3 Millionen Einwohnern ſind die Makaſſaren und Bonier, beide Muhamedaner, die zahlreichſten. Die erſten ſind ſchwärzlich, groß, ſtark, arbeitſam, muthig, und haben vorzügliche Anlagen zu Künſten und Wiſſenſchaften. Sie gebrauchen zu ihren Kleidungsſtücken ſowohl Gold- und Silberſtoffe, als auch geringere Zeuge. Eine lange Weſte mit engen Ärmeln, bunte ſeidne Hoſen, ein breiter Gürtel von Brokat, ein kleiner Mantel von Muſſelin, eine weiße Mütze oder ein Turban, und zuweilen geſtickte Pantoffeln, goldne Ohr- und Armringe, roth gefärbte Zähne und Nägel, grüne Augenbraunen, und ſtatt der natürlichen auch goldne, ſilberne und tombackne Zähne ſind die Kleidungsſtücke und der Putz eines vornehmen Mannes. Dazu kommen noch ein Meſſer, ein Tobacks-, ein Betel- und ein Geldbeutel, ein Krid, eine Art von Hirſchfänger, welcher 1 Fuß lang, 2 Finger breit, gerade oder geſchlängelt, ſpitz und zweiſchneidig iſt, und im Kriege ein Säbel, der an der rechten Seite hängt. Frauenzimmer tragen ein langes neſſelfeines Hemde, einen leichten dünnen Rock, welcher die langen reichen Beinkleider durchſchimmern läßt, einen geſtickten Gürtel und eine goldne Halskette, und winden das ſchwarze lockige und parfümirte Haar hinten zuſammen. Die Tafeln werden gewöhnlich mit Reis, Wurzeln, allerlei Früchten, Fiſchen und Federvieh beſetzt, und man trinkt nicht bloß Waſſer, ſondern auch Thee, Kaffee, Chokolade und Brantwein. Die Kinder werden täglich mit Öl und lauem Waſſer gerieben, wodurch Nerven und Haut Stärke und Geſchmeidigkeit erhalten. Im fünften oder ſechsten Jahre verlaſſen die Knaben, um nicht verzärtelt zu werden, das väterliche Haus, und bleiben ſo lange bei

Ver-

Verwandten und Freunden, bis ihnen das Gesetz die Verheirathung erlaubt. Aus dieser Erziehung entspringen alle ihre häuslichen und kriegerischen Tugenden. Jeder Jüngling lernt ein Handwerk, und so werden sie gute Fischer, Landbauer, Kupfer-, Eisen- und Goldschmiede, Tischler, Weber und Kaufleute. Die Frauenzimmer nähen, sticken und weben allerlei Zeuge aus selbst gesponnener Baumwolle und Seide, und verfertigen die Kleider. Von Jugend auf hart und zum Kriege erzogen, sind die Makassaren die tapferste Nation in Ostasien, müssen aber doch der europäischen Kriegskunst weichen. Die Europäer sind auch von ihrer Brauchbarkeit, welche durch Fleiß und Gutherzigkeit noch erhöhet wird, so überzeugt, daß sie die Mannspersonen als Handwerker und Soldaten, die Frauenzimmer als Haushälterinnen und Hausmädchen sehr gern und weit lieber in Dienste nehmen als die Bonier oder Buggiesen, welche sich von jenen vornehmlich durch einen kleinern, dunklern und nicht so schön gebildeten Körper, um dessen Mitte nur ein Stück Kattun gewunden wird, durch Ungelehrigkeit, Feigheit, Grausamkeit, Heimtücke, Meuchelmord und durch den Gebrauch vergifteter Pfeile, die sie durch Blaseröhre abschießen, unterscheiden. — Die östliche und nördliche Hälfte von Celebes gehört dem Sultan von Ternate; einige Landschaften besitzen die Bataver unmittelbar, und in den übrigen Theilen bestehen mehrere Staaten, worunter die Reiche Makassar oder Goa auf der Westküste, Boni, Soprim, Selindrim und Mandar die größten sind. Die meisten Fürsten hängen aber von der Willkühr des batavischen Statthalters ab, der in ihren, zu Berathschlagungen über allgemeine Angelegenheiten bestimmten Versammlungen den Vorsitz führt, ihre Streitigkeiten schlichtet, ihnen Gesetze vorschreibt, ihr Betragen genau beobachtet, sie durch Entwaffnung

in Ohnmacht erhält, und ihre Thronen zuweilen an den Meistbietenden verhandelt. Der Alleinhandel mit den hiesigen Produkten, wobei die Bataver nur den Chinesen und im Hafen Makassar auch den Engländern den Zutritt gestatten, und die Hebung der Hafenzölle, des Zehnten von der Reiserndte und des Tributs von den Fürsten verschaffen ihnen großen Gewinn, der aber bei der Untreue ihrer Beamten, die, anstatt den Schleichhandel zu verhindern, den die Engländer, vorzüglich in der Twaelbey betreiben, die bewaffneten Fahrzeuge lieber zum eignen Verkehr und zur Beraubung der Eingebornen gebrauchen, größtentheils verloren geht. Die batavische Regierung befindet sich mit dem Hauptcomtoir in dem Fort Rotterdam auf der Südwestküste, nahe bei der Haupt- und Residenzstadt Makassar. Diese Stadt ist die größte auf der Insel, hat gegen 100000 Einwohner, einen guten Hafen, einige Festungswerke, breite, ungepflasterte und mit Bäumen besetzte Straßen, von Ebenholz fest gebaute, mit Blättern gedeckte und auf Pfählen ruhende Häuser, einen steinernen Pallast des Sultans, große mit Kaufmannsbuden besetzte Plätze, auf denen täglich zweimal Markt gehalten wird, und ansehnliche Waarenlager und Comtoirs der Bataver, welche die eigentlichen Herren des Orts sind. Die Regierung des Sultans, dessen Krone, damit sie kein Minderjähriger erhalte, zunächst auf die Brüder, dann erst auf die Söhne vererbt wird, ist durch den Adel, ohne dessen Zustimmung nichts von Belang beschlossen werden kann, eingeschränkt. An der Spitze der Regierungszweige stehen gewisse Räthe, welche der Sultan, so wie die Ortsobrigkeiten, ernennt. Die Justiz wird nach bestehenden Gesetzen verwaltet. Die fürstliche Leibwache ist ein Corps von einigen tausend Mann, das mit Säbeln und Krids besser umzugehen weiß, als mit den ungeschickten Kanonen.

Der Adel, der sich auch hier durch Stolz, Anmaßung und bedeutende Vorzüge kennbar macht, ist erblich und besteht aus drei Klassen: dem fürstlichen, welcher auf gewisse Lehen haftet, deren Besitzer, als die nächsten nach den königlichen Prinzen zu den höchsten Staatsbedienungen berechtigt sind; dem vom Sultan mit einem Gute ertheilten und dem persönlichen. — Ohnweit Makassar liegt die von Europäern und Chinesen bewohnte Negerei Vlardingen, und weiter gen Süden das Fort Bonthain und die 11 Meilen lange und bis 2 Meilen breite Insel Saleyer, welche 60000 unter 14 Oberherren vertheilte Einwohner hat, deren blau und weiß gestreifte Zeuge berühmt sind. Nördlich liegen in der batavischen Landschaft Sodian, der Kornkammer von Celebes, die Forts Amsterdam und Falkenburg, letztere am Goldflusse Gorontalo, und 150 von Inländern bewohnte Negereien, — Die Stadt Boni im Innern ist ziemlich groß, der Sultan residirt aber in Teko, und hat zu Tschirana eine starke Festung.

Borneo,

westlich von Celebes unter dem Äquator, ist bei 14250 Quadratmeilen die größte Insel Asiens. Man kennt nur die Küsten, welche niedrig, morastig, den Überschwemmungen ausgesetzt, und wegen der dicken und heißen Luft ungesund sind. Mehrere derselben, besonders in Norden, sind wasserreich, und manche Ströme haben für große Schiffe hinlängliche Tiefe. Das Meer bildet einige Busen, worunter der Borneische im Norden, bei 75 Meilen Länge und 10 Meilen Breite einer der größten ist. Nach den Küsten zu urtheilen, kann Borneo nur schwach bevölkert und wenig angebaut seyn; wenn sich nicht die meisten Menschen nach den innern gebirgigten und gesundern Landschaften gezogen haben. Sie liefert Goldstaub und Golderze, hauptsächlich in Süden

und Westen; Diamanten und andere Edelsteine, besonders in der Landschaft Sukkadana; Eisen, Kupfer, Zinn, Mergelkalk, Salpeter, Perlen, Korallenzinken, Ambra, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Sago, Drachenblut, den besten Kampher, Betel, Benzoin, Bambusrohr, Sapan und Ebenholz, Reis, Baumwolle, verschiedene Südfrüchte, indische Vogelnester, Wachs und hat mancherlei wilde Thiere, als Ochsen, Schweine, Stachelschweine, Elephanten, Tieger, Hirsche, Bezoar, Ziegen und Affen, worunter auch der Orang-Outang, verschiedene Vögel, Fische, Schildkröten, Schlangen und Krokodille. Der Orang-Outang ist kleiner als der Schimpanse, denn er wird nur 2 bis 4 Fuß hoch, ist schlank und hat einen kleinen runden Kopf. Das stark behaarte Gesicht steht weit hervor, besonders das große Maul. Der Rücken ist oberwärts buckelartig gewölbt. Die Beine sind merklich länger als die Arme. Er hat weder Hinterbacken noch Waden, und kann daher nicht gut aufrecht gehen. Die Haut ist über den ganzen Körper schwärzlich, auf der innern Handseite ganz schwarz, und durchaus mit braunen, zollangen Haaren besetzt; nur die Hände und die Stirn sind kahl. Er klettert sehr geschickt auf die Bäume, und springt leicht von einem zum andern. Wenn man ihm zu nahe kömmt, so schlägt er mit einem abgebrochenen Aste heftig um sich; daher wird selten einer lebendig gefangen. Von den Gewächsen zeichnen wir den Kampher besonders aus. Der Baum, eine Gattung des Lorbeers, hat immer grüne, eirunde, einander überstehende Blätter, neben welchen die weißen Blüthenbüschel hervorkommen, die sich in dunkelblaue Beeren verwandeln. Alle Theile des Baums, besonders der Stamm, der ein festes und dauerhaftes Holz hat, und die Wurzeln enthalten ein weißes harziges Wesen, das Kampher genennt wird, und entweder von selbst aus der

Rinde hervorquillt, oder durch Sieden und die Sublimation aus dem Holze und der Wurzel gezogen wird. In dieſer Abſicht zerhackt man dieſe Theile und kocht ſie in einem eiſernen Topfe, der wie eine Blaſe geſtaltet und oben mit einem ſpitzen mit Stroh angefüllten irdnen Helme verſehen iſt. Während des Siedens ſteigt der Kampher wie weißer Dampf in die Höhe, und ſetzt ſich in dem Stroh an. Dieſer rohe, mit vielen fremden Theilen vermiſchte Kampher wird in Europa zum fernern Gebrauche, beſonders in der Arznei, gereinigt. — Die Einwohner gehören zu mehrern Völkerſchaften. In den Gebirgsgegenden ziehen ſchwarzgelbe und tapfere Ygaloten umher. Auf der Nordſpitze wohnen die Eidahaner oder Dajakker. Dieſe gelbbraunen gutmüthigen und arbeitſamen Landbauer, welche bei der Überzeugung von ihrer Unwiſſenheit klügere Leute ſchätzen, und alſo auch wohl Belehrungen annehmen werden, glauben nach ihren heidniſchen Ideen, daß die Gottheit Menſchenopfer verlange, welche in jenem Leben zur Bedienung derer, die ungeopfert ſterben und nach ihrem Tode verbrannt werden, beſtimmt ſind. In dieſer Abſicht pflegen arme Leute wenigſtens einen ausgedienten Sclaven zu kaufen und gemeinſchaftlich abzuſchlachten, der Reiche aber mehrere zu opfern, denn er bedarf zu ſeiner Bedienung viele Hände und zur Verzierung ſeines Hauſes Menſchenſchädel und Zähne. Außer dieſem geſetzlichen Mord wird jeder andere, ſo wie Diebſtahl, Meineid und Ehebruch mit dem Tode beſtraft. Die Vielweiberei iſt nicht Sitte. Außer ihrer eignen Sprache bedienen ſie ſich auch der malayiſchen. Zu ihren Waffen gehören hauptſächlich Pfeile, die mit dem ſchnell tödtenden Safte des Ippuhbaumes beſtrichen werden. — An den Mündungen der Flüſſe wohnen die Badſchuer, welche, ob ſie gleich ein Gemiſch von mehrern Völker-

schaften sind, doch mit den Eidahanern am meisten übereinstimmen. Sie pflegen mit ihren Waaren, hauptsächlich mit Reis, Geflügel, Salz aus Seekräutern verfertigt, mit Seeschnecken, wovon man die schwarzen am liebsten genießt, die weißlichten oft ½ Pfund schweren aber nach China versendet, mit andern Seeprodukten und mit einem aus kleinen getrockneten Krabben, Gewürzen, Seepflanzen, Salz und andern Materien gemachten Teige, Ballichong genannt, den die Indier gern essen, die Märkte zu beziehen. Ihr Hauptmarkt ist der östliche Ort Passir. Der muhamedanische Theil dieser Nation beherrscht die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten, und hindert den Umgang der Europäer mit den Eidahanern. Eine Klasse von ihnen, die Buggiesen, ist besonders arbeitsam und in Gold-, Silber- und Holzarbeiten geschickt; andere hingegen sind weniger thätig, vornehmlich der prachtliebende Adel, der nur für das Vergnügen lebt. Auf der nordöstlichen Küste wohnen die wilden Tedangs, welche sich nicht bekleiden, in der Wuth Menschen fressen, und Seeräuberei treiben. — Mehrere Fürsten haben sich in die Herrschaft über die Insel getheilt. Unter ihnen sind die Sultane von Borneo, Banjermaßing und Sambas die mächtigsten. Der erste muß seine Macht mit einem Unterkönige und 15 Statthaltern theilen. Die Stadt Borneo liegt auf der Nordküste, 2 Meilen von der Mündung eines breiten und lebhaften Flusses, längs dessen morastigen Ufern in einer Länge und Breite von einer halben Stunde. Sie ist von Kanälen durchschnitten, auf welchen man zu den Wohnungen gelangt, welche auf Pfählen ein Stock hoch erbaut sind, sehr volkreich und treibt mit China einen lebhaften Handel, weshalb die hiesigen Märkte von unzähligen Fahrzeugen besucht werden. In der Nähe unterhalten die Chinesen, welche an mehrern Orten Faktoreien haben, große Pfef-

terpflanzungen. Der Pfeffer, von dem die Bataver wenigstens 5 Millionen Pfund jährlich nach Europa bringen, ist die Frucht einer Staude, die gleich dem Hopfen an Stangen gezogen und durch Stecklinge fortgepflanzt wird. Die Blätter derselben sind dunkelgrün, eiförmig und geribbt. Die Blüte ist grünlich-weiß und verwandelt sich in kleine Trauben zu 20 bis 30 hochrothen Beeren, die den Saamen enthalten, der durch die Trocknung ein schwärzliches Ansehn bekömmt, und der bekannte schwarze Pfeffer ist, durch Beitzen mit Meerwasser aber die schwarze Haut verliert und alsdann weißer Pfeffer genannt wird. — Die Stadt Sumbas, 8 Meilen von der Küste, ist weitläuftig, aber schlecht gebaut. Die Reiche Banjermaßing, Landak und Sukkadana sind von den Batavern abhängig, die in den beiden südlichen Städten Bangermaßing und Sukkandana Besatzungen, Waarenlager und Comtoirs, auch das Fort Tatas angelegt haben. Der Sultan von Suluh besitzt außer einem fruchtbaren Landstrich von 142 Meilen Länge, wovon er einen nordöstlichen Distrikt den Engländern überlassen hat, die nördlichen Inseln, von denen sich Balambangan durch ihren Produktenreichthum besonders auszeichnet. — Wir begeben uns südlich nach der fruchtbarsten Sund-Insel

Java,

auf welcher die Bataver ihre Hauptmacht, ihre wichtigsten Magazine und ihre obersten Tribunäle vereinigt haben. Sie hat 160 Meilen Länge, 16 bis 30 Meilen Breite, einen Flächenraum von 2400 Quadratmeilen, einige Meerbusen, als den von Madure, Sheribon, Bantam, mehrere Buchten, viel Flüsse, besonders im Norden, und mehrere Vorgebirge. Auf der Nordküste ist die Luft sehr heiß, jetzt aber, wegen der Lichtung der Wälder und andrer Verbesserungen, welche die Ver-

minderung der Moräſte nach ſich ziehen, weniger feucht und ungeſund als ehedem, doch immer noch nicht der Geſundheit ſo zuträglich als auf der Südküſte, deren höhere Lage die Überſchwemmungen mehr abhält und als im Innern, obgleich die dortigen Thäler von der Hitze faſt verbrannt, ſo wie von Vulkanen und Erdbeben oft verwüſtet werden. Der höchſte Berg iſt der Gete, welcher 8000 Fuß mißt, und nach ihm der Tagal; beide ſpeien Feuer. Dagegen ſind die Thäler, die ſich nach dem Meere öffnen, äußerſt angenehm. Hier grünen und blühen die Bäume das ganze Jahr hindurch, und manche geben in 12 Monaten zwei Erndten. Unter den vielen Erzeugniſſen, worunter ſich auch europäiſche Früchte und Gartengewächſe befinden, nenne ich nur die vornehmſten, als: Getreide, Reis, Brodfrüchte, Kokosnüſſe, Zucker, Kaffee, Kakao, Indigo, der den amerikaniſchen an Güte übertrifft, Toback, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Kardamomen, Caſſia, Areka, Betel, Bambusrohr, Benzoe, Gummi, Piſang, Ananas, den Cantowbaum, deſſen große glatte Blätter die Stelle des Papiers vertreten, den Samanabaum, deſſen Blätter mit Zucker eingemacht werden, den Mangos, der eine Art von Pfirſchen trägt, und den Durio, deſſen Frucht, die in der Ferne der Brodfrucht ähnlich iſt, ein weißes der Sahne gleichendes Fleiſch hat, das zwar anfangs widerlich riecht, aber an Wohlgeſchmack alle übrigen Früchte übertreffen ſoll. Man zieht europäiſche und aſiatiſche Hausthiere, und viel Geflügel, und die Waldungen, vornehmlich landeinwärts, beherbergen Nashörner, Tiger, Zibethkatzen, Büffel, Hirſche, Schweine, Affen, fliegende Makis und fliegende Eichhörner. Schlangen und Krokodille ſind nicht ſelten, und die Küſten voll großer eßbarer Schildkröten. Die Gebirge enthalten manche nützliche Mineralien, unter andern Gold, Silber, Kupfer und Edelſteine. — Die Einwohner

wohner, welche aus Eingebornen, andern Asiaten und Europäern bestehen, wohnen, 916000 Köpfe stark, (also auf einer Quadratmeile nur 382 Menschen) in 39 Städten und 4493 Dörfern, reden neben der batavischen, gewöhnlich die malayische Sprache und bekennen sich größtentheils zur muhamedanischen Religion. Die eigentlichen Javaner sind schwarzgelb, haben ein breites Gesicht, einen kleinen Mund, mit platten und gleich langen Zähnen, die man durch sorgfältiges Schleifen hervorbringt; eine etwas starke Oberlippe und kurze stumpfe Nase, kleine, runde, hervorstehende Augen, dicke Backen, langes, schwarzes Haar, keinen Bart, weil er ausgerupft wird, starke Glieder, und niedrigen Wuchs. Die Männer winden bloß einen Schurz um die Lenden, und ein Stück baumwollenes Zeug in Gestalt eines Turbans um den Kopf. Dazu führen sie, außer Flinten, Krids, Piken, Wurfspieße und Schilde. Die Weiber kleiden sich nicht anders, nur machen sie den Schurz länger, bedecken Busen und Schulter mit einer Schärpe und winden das Haar in einen mit Blumen gezierten Kranz. Ihre Nationaltänze sind angenehmer, als die sie begleitende Musik. Denn eine mit zwei Saiten bespannte Geige, ein Hackebrett mit hölzernen Saiten, eine Trommel, ein kupferner Kessel und zwei solche Bekken werden wohl schwerlich gefällige Töne hervorbringen. Der Charakter dieser Nation soll sehr verdorben seyn. Man beschuldigt sie der Trägheit, der Falschheit, Bosheit, Rachsucht, des Geitzes und sogar des Meuchelmords, lobt aber den Gehorsam gegen ihre Obern, und ihre Mäßigkeit im Genuß der Speisen. Wenn sie aber auch nur bis gegen 9 Uhr Vormittags in den Gärten und auf den Feldern arbeiten, den übrigen Tag müßig, und die Abende in Erzählungen und Gesängen zubringen, so können wir sie darum, ob sie gleich nicht so arbeit-

ſam ſeyn mögen, als die Jſalams, noch nicht zu den Müßiggängern rechnen; denn bei der außerordentlichen Hitze, die ſchon um 9 Uhr drükkend zu werden anfängt, ſind nur die frühen Morgenſtunden zur Arbeit anzuwenden; und dieſe Thätigkeit iſt, bei der ſchon erwähnten Ergiebigkeit des Bodens und der genügſamen Lebensart, hinlänglich ſich Überfluß zu verſchaffen. Was aber die übrigen Flecken in ihrem Charakter betrift, ſo mögen die Bataver nicht wenig zu deren Daſeyn beigetragen haben. Wie ſich dieſe Herrn der Inſel gegen die Eingebornen überhaupt benehmen mögen, läßt ſich einigermaßen aus der knechtiſchen Ehrfurcht beurtheilen, womit jene von dieſen begrüßt werden. Der Javaner bleibt nemlich, wenn ihm ein Bataver begegnet, ſchon in einer Entfernung von 60 Schritten ſtehen, hockt ſich bei deſſen Annäherung auf die Ferſen, bedeckt mit beiden Händen die Augen, als ſey er unwerth ſeines Herrn Antlitz zu ſehen, und ſagt: Sey gegrüßt, Herr! Jſt der Begrüßte vorbei gegangen, ſo ſteht er mit den Worten auf: Gott vermehre Deine Geſundheit. Was er aber bei dem eingewurzelten Haſſe gegen den Europäer nur denken, nicht ſagen darf, möchte wohl jenem Gruße völlig widerſprechen.

Die Jſalams, welche, obgleich ihre Tafeln nicht ſchlecht und auch wohl mit Opium beſetzt ſind, im Ganzen doch nüchtern leben, erwerben ſich durch Betriebſamkeit anſehnliche Reichthümer, die ſie, wie faſt jeder Wohlhabende auf Java, in der Sclavenmenge und Kleiderpracht oft verſchwenderiſch zeigen. Der Gartenbau, Fiſchfang, Waarentransport und Handel mit Früchten, Blumen, Betel- und Arekanüſſen, ſind die vornehmſten Gegenſtände ihres Fleißes. Vornemlich legen ſie ſich auf den Anbau der beiden letztgenannten Erzeugniſſe, weil ihr Verbrauch unbeſchreiblich groß iſt. Denn um einen wohlriechenden

Athem und rothen Speichel zu bekommen, kaut der Asiate fast beständig Arekanüsse, die der gemeine Mann bloß in Muschelkalk taucht, der Vornehme hingegen mit Gewürz in Betelblätter wickelt. Die Arekapalme wird bis 50 Fuß hoch, und hat unten 5 Fuß im Umfange, der Stamm ist glatt, aschgrau und mit erhabenen Kreisen, den Merkmalen der zuvor daselbst gesessenen Blätter besetzt. Das inwendige Mark ist weiß. Die großen gefiederten Blätter am Gipfel, deren Stiele den Stamm wie mit einer Scheide umgeben, bilden eine schöne Krone. Unter ihnen kommen aus dem Stamme die Blüthentrauben hervor. Wenn die Frucht reif ist, so hat sie eine länglich-runde Gestalt, eine dicke faserige Schale, einen inwendig weiß und gelbbraun marmorirten Kern und die Größe eines Hühnereies. Diese Nüsse haben einen scharfen Saft, und um ihnen diesen zu benehmen, werden sie zerschnitten, mit Muschelkalk bestrichen und in Betelblätter gewickelt. Das Areckakauen färbt die Lippen und Zähne roth, welches die Indier für eine Schönheit halten. Auch glauben sie, daß dieser Saft die Verdauung befördere, die Zähne fest erhalte, den Athem wohlriechend mache ꝛc. Man gebraucht die Nüsse auch zum Rothfärben und in der Arznei, und zieht aus ihnen einen wäßrigen Extrakt, Katechu genannt, welcher der Fäulniß widersteht, und daher ein gutes Mittel gegen den Skorbut ist. Die Indier kochen auch aus den Wurzeln des Baums ein Wasser zum Ausspühlen des Mundes, und benutzen das Holz zu mancherlei Instrumenten und Hausgeräthe, die Blumenscheiden aber zu Wasser- und Oelschläuchen.

Der Betel gehört zu den Pfefferpflanzen, denn er treibt Stengel, die sich um Bäume und Stangen schlingen. Die Blätter, deren Stiele unterwärts hohl sind, haben eine ovale, zugespitzte Ge-

ſtalt, und ihnen gegenüber ſtehen die pfefferähnlichen Blüthen, welche walzenförmige Ähren bilden. Die Früchte ſind länglich und geſchuppt. Man gebraucht aber vorzüglich die Blätter wegen ihres gewürzhaften und angenehmen Geſchmacks, und weil ſie beim Zerkauen einen rothen Saft von ſich geben. Der Handel mit demſelben iſt, da kein Indier ſie entbehren mag, ſehr beträchtlich.

Unter allen Einwohnern ſind die hieſigen Chineſen die nützlichſten und arbeitſamſten, daher ihnen auch die bataviſchen Kolonien ihren Wachsthum und Wohlſtand vorzüglich zu danken haben. Sie ſtehen unter einem beſondern Kapitain in Batavia, der ſeine Stelle vom Oberſtatthalter theuer erkaufen muß, und treiben Feldbau, Handwerke, Künſte, Mäckler- und Krämergeſchäfte, pachten die Zucker- Kaffee- und Indigo-Plantagen, die Arakbrennereien, die Zölle und Spielhäuſer, unterhalten Seiden- und Leinwand-Manufakturen, und verſehen ſowohl Batavia als die Schiffe in den Häfen mit Gartengewächſen und andern Lebensmitteln.

Man theilt die ganze Inſel in Jakkatara, Bantam, Scheribon und die Oſtküſte. — Jakkatara, eine unmittelbare Provinz der Bataver auf der Nordküſte, iſt etwa 18 Meilen lang bis 12 Meilen breit, und von etwas über 230000 Menſchen bewohnt. Hier liegt am Ende einer ſchönen Rhede, am Fluſſe Tjilion und in einer niedrigen Ebne, Batavia, eine der erſten Städte Aſiens, die Hauptſtadt des Bataviſchen Oſtindiens und der Sitz der Regierung für daſſelbe. Sie hat 350 Rhl. Ruthen Länge, 250 Ruthen Breite, mit den drei Vorſtädten 2 deutſche Meilen im Umfange, eine Ringmauer, 22 kleine Bollwerke, 4 Thore, 20 breite und gerade, aber ungepflaſterte, an den Seiten mit Bäumen beſetzte und in der Mitte mit ſchiffbaren Kanälen verſehene Haupt-

straßen, schattige Spaziergänge, und 1993, mit den Vorstädten aber 5270 Häuser, die mehrentheils im holländischen Geschmacke erbaut und bequem eingerichtet sind, auch gute Höfe und Gärten, aber kein gefälliges Äußere haben. Selbst die öffentlichen Gebäude, als die Kirchen, das Rathhaus, das große, für 300 Personen eingerichtete Hospital und noch 3 andere Hospitäler, das Zucht- und das Waisenhaus fallen nicht besonders in die Augen. Sehr lebhaft ist die chinesische, aus lauter Gewölben bestehende Halle, wo man alle Arten von Zeugen, auch fertige Kleider verkauft. In den Fleischbänken, zwei langen, sehr reinlich gehaltenen Pfeilergängen, ist zwar wöchentlich nur zweimal frisches Fleisch zu bekommen, welches des hiesigen Klimas wegen nicht anders seyn kann; aber dagegen steht das Fischhaus mit einer hinreichenden Menge von See- und Flußfischen den Käufern täglich offen, und der Reis-, Vogel- besonders aber der Obstmarkt, sind immer mit Menschen angefüllt. Außer dem Gasthofe giebt es hier wohl Spiel- aber weder Wirths- noch Kaffeehäuser, noch Weinstuben. Der Fremde ist also, weil kein Privathaus ihn für Geld aufnehmen darf, gezwungen, im Gasthofe abzutreten, wo er denn natürlich sehr übertheuert wird. Man findet in Batavia einige Segel- und Tauwerk-Magazine, mehrere Speicher, zwei Schifszimmerhöfe, ein Kaufhaus mit großen Waarenlagern und ein Handwerksquartier mit europäischen und indischen Handwerks- und Baumaterialien. Außer den vier öffentlichen Stadt- und zwölf Privatschulen hat dieser Ort seit 1778 auch eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, deren Bibliothekar ein Jahrgehalt von 16 Fl. bekömmt! und zwei Freimaurer-Logen. An der Mündung des Flusses liegt die Festung, welche eine 120 Fuß lange, auf 14 Bogen ruhende Brücke mit der Stadt verbindet. Sie ist ein regulaires Vier-

eck, hat 200 Mann Beſatzung, 2 Thore, und enthält den Pallaſt des Stadthalters, die Wohnungen der Regierungs-Räthe, die Wacht- und Vorrathshäuſer, das Archiv, ein Laboratorium, eine reformirte Kirche und einige Pulvermagazine. Die Gegenden umher ſind ſehr angenehm, überall wechſeln Küchen- und Baumgärten, Zucker- und Reisfelder, Indigo-, Kaffee- und andere Plantagen, Land- und Gartenhäuſer, zu denen dicke Alleen führen, mit einander ab. Längs den Armen des Tjilion liegen Getreide-, Zucker-, Sago-, Papier- und Pulvermühlen. Die entfernten Berge prangen mit Palläſten reicher Bataver, und im Hintergrunde ſieht man einige verfallene Kaſtelle. Den ſchönſten Anblick aber gewährt die äußerſt lebhafte Rhede mit ihren Schiffen und angebauten Inſeln.

Auf der einen derſelben ſieht man, nebſt einigen andern, den ſchönen Garten des Oberſtatthalters; auf einer andern ein großes Lazareth, auf einer dritten eine Seilerbahn, auf einer vierten ein beträchtliches Schiffswerft, Sägemühlen, Wohnungen für Zimmerleute, Pack- und Wirthshäuſer, eine Kirche, ein Arſenal und einige Forts ꝛc. Aber bei allen dieſen Schönheiten iſt Batavia, wegen der Moräſte und des faulenden Waſſers in den Kanälen, einer der ungeſundeſten Oerter auf der Erde. Davon geben die bleichen Geſichter, die man überall wahrnimmt, den ſprechendſten Beweis; auch iſt man das plötzliche Hinſterben ſchon ſo gewohnt, daß faſt jeder den Tod als die gleichgültigſte Sache betrachtet. Um indeß Krankheiten ſo viel als möglich abzuhalten, brennt man in den Häuſern wohlriechende Hölzer und Harze, wäſcht ſich mit aromatiſchen Waſſern, parfümirt die Kleider, ſtellt duftende Blumen in die Zimmer; und diejenigen, welche Landhäuſer beſitzen, kommen nur Geſchäfte halber nach der Stadt.

Jetzt bemüht sich die Regierung, diesem Orte eine gesundere Luft zu verschaffen. Unter den 160000 Einwohnern, einem bunten Gemisch von Europäern und Asiaten, befinden sich 23300 Chinesen und gegen 11000 Bataver; die übrigen sind meistens Sclaven, die theils zum Feld-, Garten- und Plantagenbau, theils zu häuslichen Geschäften gebraucht werden. Eine Familie in Europa hat nicht so viel Dienstboten nöthig, als eine Familie in Batavia, weil es hier Sitte ist, zu jedem noch so unbedeutenden Geschäfte einen eigenen Sclaven zu halten. Uebrigens lebt hier ein jeder, bei der allgemeinen Duldung, nach seiner Volkssitte, ohne Unterschied der Religion; aber fast alle sind vom Handelsgeiste beseelt, der auch selten reichere Nahrung findet, als hier. Denn in Batavia werden nicht allein von der ganzen Insel, von dem batavischen Indien, von China und Japan, alle Waaren, die für Europa; sondern auch alle europäische, asiatische und andern Waaren, die für Indien bestimmt sind, zusammengebracht; daher findet man hier ungeheure Magazine von Natur- und Kunstproducten aller Welttheile. Nach Europa gehen unter andern im jährlichen Durchschnitt, 10 Mill. Pfd. Kaffee, 1½ Mill. Pfd. Zucker, 2 Mill. Pfd. Pfeffer, 18000 Pfd. Indigo, 64000 Pfd. Sapanholz, 93000 Pfd. Kurkuma, 65000 Pfund baumwollen Garn ꝛc. Alle ein- und ausgehende Waaren, selbst Lebensmittel nicht ausgenommen, erlegen 5 Procent, und diese Einkünfte werden den Chinesen gewöhnlich für eine jährliche Pachtsumme von 660 bis 900000 Fl. überlassen. — Die hiesigen Bataver sind sehr gastfrei. Die Reichen, welche europäische Schwelgerei mit asiatischem Pomp verbinden, halten wöchentlich einigemal, selbst für Ungebetene, offne Tafel, die mit dem besetzt ist, was alle Welttheile Leckerhaftes darbieten. Die besten und theuersten Weine werden nicht ge-

Batavia, in einem Thale am Bantamflusse und von Kanälen durchschnitten; ist weitläuftig gebaut, so daß ihr Umfang über eine Meile beträgt. Sie hat krumme ungepflasterte Straßen mit Häusern von Bambusrohr, die auf Pfählen stehen; drei Marktplätze, einen großen muhamedanischen Tempel, einen massiven Pallast, bei welchem das batavische Fort Demant liegt, steinerne Waarenhäuser und einen schönen Hafen, den meistens die Chinesen zu einem lebhaften Handel benutzen. An der Mündung des Flusses haben die Bataver das Fort Speelwik, welches Stadt und Hafen beherrscht. Der Sultan besitzt auch die Inseln in der Sundastraße und die Küste Lampong auf Sumatra.

Das Reich Scheribon, östlich von Batavia, auf der Nordküste, besteht aus 9 Provinzen, die höchstens 90000 Menschen zählen, wovon die meisten, etwa 26000, in der Hauptstadt Scheribon, ohnweit der See, wohnen. Die Bataver, welche hier einen sehr wichtigen und vortheilhaften Handel treiben, besitzen bei der Stadt das Fort Beschermting. Eine Meile davon befindet sich das Grabmal eines muhamedanischen Fürsten, der aus Arabien hiehergekommen seyn soll, und noch immer als ein Heiliger verehrt wird. Es besteht aus fünf in Felsen ausgehauenen Terrassen, die mit Mauern eingefaßt, mit japanischen Blumentöpfen verziert und mit Bäumen besetzt sind. Auf der vierten steht eine Moschee und auf der fünften das steinerne Grabmal des Heiligen. Einige Derwische wohnen umher. — Auf der Ostküste gehören die Landschaften längs dem Strande, welche über 277000 Einwohner haben, den Batavern unmittelbar.

Der Statthalter wohnt in der offnen Stadt Samarang am Meerbusen Japana, welche beinahe eine Meile im Umfang, einen vortrefflichen Hafen, gut gebaute Häuser, ansehnliche Magazine

und ein Fort hat. Die Handelsstadt Tagal ist auch groß und befestigt, aber besser bewohnt. — Das Reich Mataran soll 1450 Quadratmeilen enthalten. Der Sultan, der mächtigste unter allen inländischen Fürsten, residirt in Ningret auf der Südküste. Diese Stadt ist offen, aber groß und wohlgebaut, hat etwa 11000 Einwohner, eine ansehnliche Moschee, einen großen ummauerten und inwendig nach europäischer Art meublirten und geschmückten Pallast, und einen Thiergarten. Der Sultan kleidet sich europäisch, hat in seinem Harem über 400 Frauen, und neben seiner Garde eine batavische Ehrenwache. Seine ehemalige Residenz war Mataran, eine große gut gebaute Stadt, die etwa 80000 Menschen faßt. Jede der beiden Hauptstraßen derselben ist 1½ Meilen lang. — Auf der fruchtbaren Insel Madure, welche 16 Meilen Länge, bis 6 Meilen Breite und gegen 60000 Einwohner hat, unterhalten die Bataver eine Besatzung und einige Magazine.

Östlich von Java liegen die 39

Kleine Sund-Inseln.

Die größten darunter sind Bali, Sumbana, Flores und Timor. Bali hat 40 Meilen im Umfange, eine gute Bewässerung, und wird wegen ihrer Anmuth von den Europäern gern besucht. Den Molukkenfahrern verschafft die große und sichere Bai Padam viel Erfrischungen. Die Einwohner, 180000, sind Nachkommen der Hindus, und nähren sich von der Landwirthschaft, der Spinn- und Weberei und dem Handel. Man rühmt ihren guten Charakter und vornehmlich ihre Treue. Der König regiert sehr gelinde, und bestraft die größten Verbrechen mit Verbannung. Es ist hier noch Sitte, daß sich die Wittwen nach dem Tode ihres Mannes verbrennen. Der Hauptort Bali ist gut gebaut

und volkreich. Sambana, 40 Meilen lang und 16 breit, wird von Malaien, Makaſſaren und Chineſen bewohnt, und von 6 den Batavern unterthänigen Fürſten beherrſcht. — Flores giebt ihr an Größe wenig nach. Aber die größte von allen iſt Timor, denn ſie hat, bei 16 Meilen Breite eine Länge von 75. Die Berge, beſonders um die Rhede von Kaupang ſind ziemlich hoch und ſtark bewaldet, und die öſtlichen noch höher und fruchtbarer. Überhaupt iſt der Boden, von vielen Bächen bewäſſert, vortrefflich, und kann in den Ebnen mit dem Pfluge leicht bearbeitet werden. Reis, Mais, Yams, Waſſermelonen und Taback ſind die Produkte, die man hauptſächlich und faſt überall anbaut. Außerdem findet man hier unter andern Bäumen Tamarinden, Areka-, Kokos- und noch zwei andre Palmenarten, wovon die Blätter der einen zu Bedachungen gebraucht werden, die andern aber ein ſehr ſüßes Getränk, Kaloh genannt, liefern; den 35 bis 40 Fuß hohen und 3 Fuß dicken Korallenbaum, den Ölnuß-, Papaya- und oſtindiſchen Dornkirſchbaum, womit alle Berge bedeckt ſind; viele Arten von Feigenbäumen und darunter den Banianenbaum, der bis 30 Fuß im Umkreiſe hat, und eine anſehnliche Strecke des Bodens beſchattet; indiſche Akazien, baumartige Caſſien, und eine Art von Kaſuarbaum, der eine Höhe von 50 und einen Umfang von 10 Fuß erreicht. Die Inſel iſt in vier Gebiete getheilt: 1) in das Bataviſche, welches die Südweſtküſte begreift. Hier liegt die Hauptſtadt Kaupang mit dem Hauptcomtoir und dem nahen Fort Concordia. Die Gegend umher iſt die dürrſte auf Timor, und mit Steckäpfeln, Pfauenſchwanz und anderm Unkraute bedeckt. 2) In das Portugieſiſche, welches die Nordoſtküſte umfaßt, mit dem Fort Dilil. 3) In das Land der ſchwarzen oder eingebornen Portugieſen, die unter unabhängigen Fürſten ſtehen,

und 4) in die südliche Landschaft Belo, die mehrern kleinern Fürsten unterworfen ist. Die halb kultivirten Insulaner gehören zu mehrern muhamedanischen und heidnischen Völkerschaften, und sind an den Küsten munter, sanft, und durch den Umgang mit den Batavern gastfrei geworden, im Innern aber noch ziemlich roh und grausam, so daß sich kein Fremder mit Sicherheit unter sie wagen darf. Sie tragen bloß einen Schurz, wohnen in elenden Hütten, und viele von ihnen nähren sich nur von der Jagd. — Wir kommen nunmehr zu der letzten großen Sund-Insel.

Sumatra.

Sie wird von Java durch die Sunda-, von Malakka aber durch die davon benannte Straße getrennt, durch den Äquator fast in zwei gleiche Hälften getheilt, und hat vom nördlichen Königskap bis zum südlichen Ferkenkap 172 Meilen Länge, im Süden 40 bis 50, im Norden 12 bis 36 Meilen Breite, 500 Meilen im Umfange und 8062 Quadratmeilen Flächeninhalt. Eine hohe, mit Vulkanen untermischte Bergkette, worin der Ophir, der sich, gerade unter der Linie, 13842 Fuß über das Meer erhebt, der höchste ist, durchstreicht die Insel mit einigen andern parallel laufenden Reihen, der Länge nach, verursacht auf beiden Seiten entgegengesetzte Witterung, und umschließt breite, von Bergströmen, die zum Theil fahrbar sind, und von Seen bewässerte Ebnen. Erdbeben sind nicht ungewöhnlich. Die Hitze ist erträglich, aber die Luft auf der West- und Nordostküste, wo sich meilenlange Moräste hinziehen, welche dicke stinkende Nebel erzeugen, sehr ungesund. Den größten Theil der produktenreichen Insel bedecken Waldungen. Unter den Mineralien verdienen Gold, das nicht nur gegraben, sondern auch aus dem Flußsande gesammlet wird, Zinn, wovon die

Bataver reiche Gruben in Banka bearbeiten laſſen, Kupfer, Eiſen, Schwefel, Salpeter, Steinkohlen, Bergöl und Bergkriſtal die meiſte Auszeichnung. Der Feldbau beſchränkt ſich vorzüglich auf mehrere Reisarten; demnächſt gewinnt man häufig Mais, deſſen Ähren zur Speiſe geröſtet werden, Yams, ſüße Bataten Hülſenfrüchte, Zuckerrohr, Hanf, den man wie Taback raucht, Pfeffer, Ingwer, Kampher, Kaffee, Indigo, Baumwolle und andere bei den vorigen Inſeln ſchon genannte Früchte, Gewürze, Gummi und Holzarten. Der Benzoebaum iſt eine Gattung des Storax und von mäßiger Höhe. Er hat eirunde und zugeſpitzte Blätter und weiße Traubenblüthen, aus denen Steinfrüchte entſtehen. Das Harz wird durch Einſchnitte gewonnen, und jeder Baum liefert etwa jährlich 3 Pfund. Es iſt trocken, bräunlich-roth, ſchmeckt ſüßlich, riecht ſehr angenehm, gewürzhaft und beim Reiben durchdringend. Nicht aller Benzoe iſt von gleicher Güte; der durchſichtige iſt der beſte, der ſchwärzliche der ſchlechteſte. Man gebraucht dieſes Harz faſt bloß zum Räuchern, das daraus gezogene Salz aber, Benzoeblumen genannt, in der Arznei.

Auch in Abſicht der Thiere gleicht Sumatra den andern Sundainſeln. Man verſpeiſet nicht allein europäiſche Hausthiere und ſogar Pferde, die zu dieſem Behuf gemäſtet werden, ſondern auch Hunde, Katzen und Ratten; aber der Büffel, unter den Hausthieren hier das erſte, giebt den Einwohnern das vornehmſte Nahrungsmittel. In den Wildniſſen bemerkt man Elephanten, Rhinoceroſſe, Tiger, braune Bären, wilde Katzen, Zibeth und Faulthiere, Orang-Utangs, Gibbons und andere Affen. Der Gibbon iſt etwa 4 Fuß hoch, ſtill und ſanft, und hat einen runden Kopf, ein menſchenähnliches Geſicht, das um Augen, Naſe und Mund gelb und ſchwarzbraun, ſonſt aber mit grauen, ſo wie der Leib, Hände und Füße ausgenommen, mit ſchwarzen Haa-

ren beſetzt iſt. Seine Arme reichen faſt bis zur Erde. Er geht daher ſowohl auf zwei, als auf vier Füßen aufrecht. An zahmen und wildem Geflügel, worunter ſich auch die Schwalbe befindet, deren Neſter ſo beliebt ſind, an Seidenwürmern und Bienen fehlt es ſo wenig, als an Schlangen und andern läſtigen Gewürmen und Inſekten. Dieſer natürliche Reichthum an nutzbaren Erzeugniſſen hat einen ſtarken Handel veranlaßt, worin ſich die Bataver und Engländer theilen. Beide Nationen haben nicht allein die Fürſten der Küſten von ſich abhängig gemacht, ſondern auch eigne Länder erworben.

Die Bataver beſitzen 1) die Inſel oder Pulo Tſchinko mit einer befeſtigten Stadt und 59 Dörfern auf der gegenüberliegenden Küſte. 2) In den von ihnen abhängigen Reichen a) Menangkabo auf der Weſtküſte, die Landſchaft Padang mit 17 Dörfern und der gleichnamigen Stadt und Feſtung, dem Hauptort ihrer Handlung und dem Sitze ihres Statthalters; b) in Indrapura der befeſtigte Ort Adjerhadja, und c) in Palembang auf der Oſtküſte eine Handelsloge in der gleichnamigen befeſtigten Stadt. Den Engländern gehört in den Ländern der Redſchangs und Battas, das 350 Quadratmeilen große Gebiet von Benkulen auf der Weſtküſte, das eine eigne Präſidentſchaft ausmacht, und in die Statthalterſchaft des Forts Marlborough, und in die Reſidentſchaften Natal und Tappanuli getheilt iſt. Das Fort, der Sitz des Statthalters und des brittiſchen Haupthandels, liegt ohnweit der malayiſchen Stadt Benkulen, iſt irregulair gebaut und hat etwa 1500 Einwohner. Unter den inländiſchen Reichen ſind folgende die wichtigſten: 1) Aſchem auf der Nordſpitze mit der gleichnamigen in einem Walde liegenden Haupt- und Reſidenzſtadt, welche faſt 2 Meilen im Umfange, 8000 regellos hie und da gebaute Häuſer und einen guten Hafen hat, den allein, mit Ausſchluß der übrigen Häfen, aus-

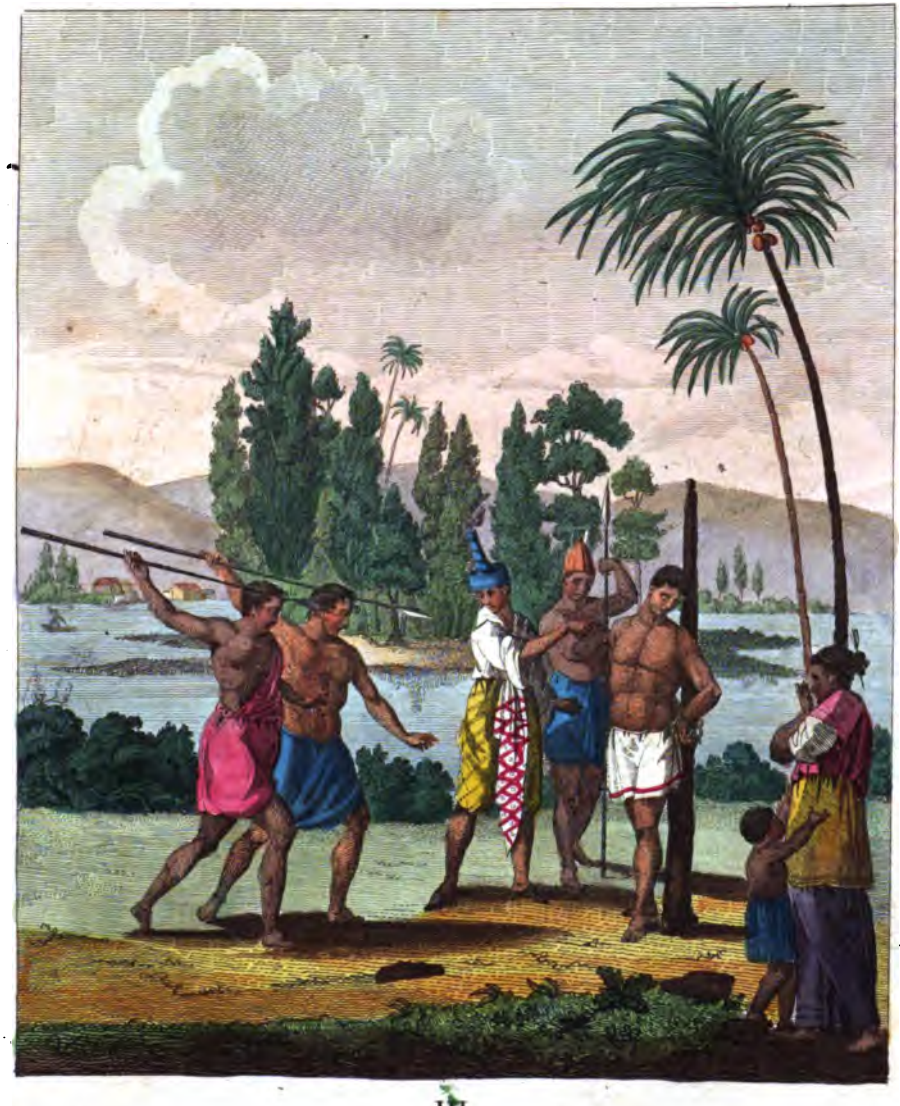
wärtige Handelsschiffe besuchen dürfen, und der dem Könige jährlich etwa 15000 Rthlr. an Zöllen einbringt. Der Seeminister pflegt den fremden Kaufleuten bei ihrer Ankunft die Erlaubniß zum Handel durch eine gewisse symbolische Feierlichkeit zu ertheilen, indem er ihnen während der Festsetzung der dem Könige zu überreichenden Geschenke, einen Dolch über den Kopf hält. Erscheint ein Gesandter, so wird er durch die königlichen Elephanten aus dem Hafen abgeholt. Sein Kreditiv trägt der größte Elephant in einer silbernen mit reichen Zeugen bedeckten Schüssel auf dem Rücken. Der Regent erwartet den Zug auf einem freien Platze, giebt nach geendigter Audienz ein herrliches Mahl, und läßt alsdann den Fremden in eben der Ordnung mit Fackeln zurückbringen. Die Regierung von Aschem, welche völlig despotisch seyn würde, wenn ihr nicht durch die Gesetze des Islam, durch das Herkommen und durch 28 Repräsentanten der Nation, welche einen besondern Staatsrath bilden, worin vier Minister an der Spitze der Verwaltung stehen, Schranken gesetzt wären, scheint auf diese Weise jede Anmaßung eines auswärtigen Volkes verhindern zu wollen. 2) Das Reich Menangkabo, auf der Westküste, ist eine gut angebaute von Malaien bewohnte Ebene und der reichste Theil der Insel. Der Sultan residirt in dem Gebirgsflecken Paggaradschung, den die Malaien für den Sitz der Heiligkeit und Gelehrsamkeit halten; daher müssen diejenigen, welche auf die Würde eines Geistlichen oder Gelehrten, die nur der König oder dessen Minister ertheilt, Anspruch machen, sich hieher begeben. 3) Das Reich Palembang, dem mehrere Fürsten unterworfen sind, liegt auf der Ostküste. Die befestigte Hauptstadt Palembang ist an dem Ufer des gleichnamigen Stromes, des größten auf Sumatra, erbaut. Zu diesem Reiche gehört auch die 30

Meilen

Meilen lange und bis 10 Meilen breite Insel Banka, deren Zinnbergwerke jährlich 40—60000 Pekuls (1 Pekul ist 133⅓ Pfund) zur Ausfuhr liefern. Die Malaien erlauben sich dabei häufige Betrügereien, denn sie legen in die Mitte der Zinnklumpen Eisen und Steine. Der Preis des Zinns richtet sich nach der Menge der Käufer. Im Jahre 1789 galt ein Pekul 16 bis 18 Piaster. Hier liegen immer einige batavische Schiffe, unter dem Vorwande den Sultan in Ausübung seiner Gewalt zu unterstützen, eigentlich aber jede andere Nation von dem Handel abzuhalten. 4) Das Reich Indrapuna auf der Westküste. Es hat das ungesundeste Klima, und ungesittete, aber arbeitsame Einwohner, deren Flecken und Dörfer, nach dem Hauptorte Indrapuna zu urtheilen, von elender Beschaffenheit seyn müssen.

Man kann die Völkerschaften dieser Insel füglich in die Berg- und Strandbewohner theilen. Zu den erstern gehören vorzüglich die Battas, Redschangs und Lampuhner, und zu den letzten die Malaien. Die Battas, eigentliche Haraforas, sind blaßbraun und tragen einen Schurz, auch wohl eine Weste und kurze, mit Korallen besetzte Beinkleider von einem selbst verfertigten, braun oder dunkelblau gefärbten baumwollnen Zeuge und eine baumrindne Mütze. Der Mann pflegt sich mehrere Weiber zu kaufen, welche eine um die andre, da jede ihre eigne Haushaltung hat, ihm die Speisen zubereiten und bringen. Ist er ihrer überdrüßig, so kann er sie gegen andere umtauschen, oder sich eine Verwandte auf einige Zeit borgen; scheidet er sich aber gänzlich von einer Frau, so verliert er die Kaufsumme, welche gewöhnlich 120 Rthlr. beträgt; scheidet sie sich von ihm, so erhält er von ihren Verwandten jene Summe doppelt; wird sie ihm ungetreu, so kostet es ihr die Haare und die Freiheit; wird er aber treu-

los, ſo verliert er das Leben. Andre Verbrecher und Kriegsgefangene werden, wenn ſie ſich nicht mit Geld löſen können, an Pfähle gebunden, wonach ein jeder ſeinen Spieß abwirft. Sobald man bemerkt, daß der Angebundene eine tödtliche Wunde bekommen hat, läuft jeder hinzu und ſchneidet ihm ein Stück Fleiſch aus dem Leibe, um es, mit Salz und Citronenſaft geröſtet, zu verzehren. Zur Stillung dieſes Appetits findet ſich oft Gelegenheit, denn die Kriege, worin die Dörfer gegen einander unaufhörlich verwickelt ſind, liefern Gefangene genug. Außer den Spießen gebrauchen ſie zum Streite auch Säbel und Luntenflinten, die ſo wie das Pulver eigne Fabrikate ſind. Ehe ſie aber zu Felde ziehen, muß ein Prieſter aus den Eingeweiden eines Huhns oder Büffels den Ausgang des Krieges vorherſagen, welcher nur bei günſtiger Prophezeihung angefangen wird; aber wehe dem Wahrſager, wenn das Unternehmen mißlingt; alsdann kann er ſich noch glücklich preiſen, wenn er nicht unter Schlägen ſeinen Geiſt aufgiebt. Dieſe Prieſter werden außerdem bloß bei den Begräbnißceremonien gebraucht, denn die Battas glauben zwar ein gutes und ein böſes Weſen, beten aber keins von beiden an. Ehe man die Todten beerdigt, behält man ſie eine Zeit lang in verpichten Särgen in den Häuſern. Bemerkenswerth iſt noch, daß die Battas mit eigenthümlichen Buchſtaben von der linken zur rechten Hand, ſchreiben. Die Redſchangs und Lampuhner ſind etwas brauner als jene, und man erkennt ſie an der ſpitzen Hirnſchaale, den abſtehenden Ohren, der platten Naſe, (ſolche Formen giebt man dieſen Theilen den Kindern in der früheſten Jugend) und den dunklen glänzenden Augen. Die Männer ſchneiden das ſchwarze ſtarke Haar ab, reißen den Bart aus, laſſen aber die Nägel an den Daumen und kleinen Fingern, ſo wie an den großen und klei-



.III

UNIV. OF MICH.

nen Zehen, als Ehrenzeichen wachsen und färben sie roth. Vornehme Leute fassen die schwarz gebeitzten Unterzähne mit Goldblech ein. Ihre ganze Kleidung besteht in einem rindenen Schurz. Sie leben vornehmlich vom Reis-, Pfeffer- und Kokosbau, bauen ihre Dörfer, um nicht so leicht von Feinden überfallen zu werden, wo möglich auf steilen Anhöhen, an einem Wasser, wohin von der Land- und Wasserseite zwei schmale krumme Wege führen, und stehen zunächst unter Dorfschulzen, und mit diesen unter gewählten und sehr eingeschränkten Fürsten. — Die Malaien sind gelbbraun, klein, stark gegliedert, gut gewachsen und haben einen spitzen Kopf, eine breite Nase, große feurige Augen und langes schwarzes Haar. Mannspersonen aus dem niedern Stande gehen, bis auf ein Stück Leinwand, das den Unterleib bedeckt, nackend; Vornehme aber tragen eine enge zugeknöpfte Weste, einen langen weiten Rock, und Halbhosen.

Selten sieht man einen Malaien ohne einen Dolch im Gürtel. Die weibliche Kleidung ist ein Mieder, ein langes Oberkleid und ein Schleier. Goldne Armbänder, goldne Halsketten, Ohrringe von Edelsteinen, gleich gefeilte und schwarz gebeitzte Zähne gehören zum Putz beider Geschlechter. Ihre hölzernen Häuser, worin man wenig mehr sieht als Matten, welche die Stelle der Tische, Stühle und Betten vertreten, ruhen auf Pfählen. Als Muhamedaner sind sie der Vielweiberei zugethan. So viel Verstand und Fähigkeiten der Malaie auch zeigt, so wenig Gutes liegt in seinem Charakter. Selbst in Aschem, wo sie sich am freundlichsten und gefälligsten betragen sollen, sind sie die größten Diebe und Betrüger, und dabei so hinterlistig und böse, daß man ohne geladene Pistolen keine Handelsgeschäfte mit ihnen anfangen kann. Der zu starke Opiumgenuß versetzt sie bisweilen in

Wuth, so daß sie, wie toll, auf der Straße umherlaufen und in der Schlacht sich in das wildeste Getümmel stürzen. Zur Arbeit träge, bauen sie nicht mehr an, als ihr Unterhalt höchstens erfordert. In den europäischen Niederlassungen sind sie zwar gutmüthiger, ehrlicher, auch thätiger, aber auf der Ostküste, wo sie Seeräuberei treiben, desto schlimmer. Fast alle lieben das Spiel leidenschaftlich, und es ist nichts seltnes, daß zuletzt Frau und Kind verspielt werden. Bei alle dem sind sie geschickte Arbeiter. Sie verfertigen, obgleich mit schlechten Instrumenten, eiserne Nägel und Werkzeuge, Holz- und Elfenbeinwaaren, seidne und baumwollne Zeuge nach gefälligen Mustern, sehr schöne Gold- und Silberstickerei, vorzügliche Sachen aus Gold- und Silberdrath, irdne glasirte Töpfe, Luntenflinten, Pulver und Seesalz, und viele von ihnen sind gute Seefahrer, Botaniker und Ärzte. Ihre Sprache ist auf Sumatra die herrschende. — Längs der Westküste liegen mehrere kleinere Inseln, von denen Neas die volkreichste zu seyn scheint. Sie liefert die schönsten Sclaven Asiens, die in der weißen und feinen Haut beinahe den Europäern gleichen sollen. — Nördlich von Sumatra finden wir vom 5 bis 10° N. Br.

Die Nicobarischen Inseln,

welche von europäischen und malayischen Seefahrern häufig besucht werden. Die beiden südlichsten heißen Schambalong und Nicobar, wovon jene, bei 5 Meilen Länge und Breite unter allen die größte ist. Die mittlere Gruppe nennt man, von einer Insel, die Sombrerische, und die nördlichste und wichtigste heißt Carnicobar.

Alle diese Inseln sind fast ganz unangebaut, ob sie gleich bei geringer Mühe reiche Erndten geben würden. Indeß bringen sie von selbst die meisten tropischen Früchte hervor, auch vorzügliches Bau-

holz und die 30 bis 40 Pfund schwere Mellorifrucht, welche zu den Brodfrüchten gehört, aber von Vierfüßlern nur Schweine, die mit Kokosnüssen gefüttert werden und daher ein ungemein wohlschmeckendes Fleisch haben, Hunde, Ratten und Eidechsen; von zahmen Geflügel bloß Hühner, außerdem viel Schlangen. Die kupferfarbnen und behenden Insulaner gleichen im Äußern den Malaien, aber nicht im Charakter; denn sie sind gutmüthig, im Umgange offen und ehrlich, munter und aufgeräumt. Sie bedecken bloß die Hüften mit einem Gürtel von Seegras, nähren sich hauptsächlich von Schweinefleisch, setzen sich auch gern und mit vielem Appetit an europäische Tafeln, trinken am liebsten gegornen Kokossaft und Arrack; bauen ihre runden mit Stroh gedeckten Häuser, um Schlangen und Ratten abzuhalten, auf Pfählen; haben weder Tempel noch Götzenbilder, opfern aber dem Teufel, damit er ihnen kein Leides thue; sind gute Schwimmer, Tänzer und Liebhaber der Musik, wozu sie gute Anlagen zeigen; wissen nichts von Polygamie, bestrafen zwar den Ehebruch hart, leihen sich aber doch einander ihre Weiber, und trennen sich von ihnen, wenn diese keine Kinder gebären, oder die häuslichen Pflichten verabsäumen; begraben die Todten und geben ihnen allerlei Speisen und alles mit, was sie in diesem Leben an Eigenthum besaßen, nennen aber ihre Namen nie wieder; reden eine eigne Sprache und bezeigen bei der herrschenden Gleichheit und Freiheit nur einigen Alten vorzügliche Achtung. Die Dänen eignen sich das Eigenthumsrecht auf die Nicobaren zu, obgleich ihre Niederlassung wegen des nachtheiligen Klima's wieder eingegangen ist, und nur das Etablissement der dänischen Herrnhuter auf Nangkawri noch besteht. — Weiter nördlich bis zum 15° N. Br. liegen

Die Andamanischen Inseln.

Die beiden größten derselben sind Groß- und Klein-Andaman. Auf der ersten haben sich die Engländer im Jahre 1793 bei dem schönen Hafen Cornwallis niedergelassen, der ihnen in Ermangelung eines Hafens an der östlichen Küste des bengalischen Meerbusens gegen die nordöstlichen Mußons zu einem sichern Ankerplatze, nebenbei auch zu einem Verbannungsorte dient. Unter den Mußons oder Monsons versteht man die in Indien herrschenden und regelmäßig abwechselnden Winde. Vom October bis April herrschen, nehmlich nördlich vom Äquator, die Nordost-, südlich von demselben, bis zum 14° d. Br. die West- und Südwest- und noch südlicher die Ost- und Südostwinde; aber vom April bis October dreht sich der Wind auf der nördlichen Halbkugel nach West und Südwesten, und auf der südlichen nach Ost und Südosten. — Die Andamaner haben mit den Kaffern viel Ähnlichkeit, und sind ein zahlreiches, kühnes und streitbares, aber äußerst ungebildetes und armes Volk, das, wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens oft großen Mangel leidet.

Wenn wir nach Südwesten steuern, so erreichen wir

Die Insel Ceylon,

die sich vom 5 bis 9° 50′ N. Br. in einer Länge von 60 und einer Breite von 20 bis 30 deutschen Meilen ausdehnt, 1750 Quadratmeilen groß ist, und durch die seichte Palksstraße von Vorder-Indien getrennt, mit demselben aber durch eine unter dem Wasser befindliche Sandbank, die Adamsbrücke genannt, verbunden wird. Die Ansicht der Küsten und einiger innern Gegenden ist sehr malerisch. Hohe, mit uralten Holzungen prangende Berge, und große, stark bewässerte, hin und wieder gut angebaute und bevölkerte Thäler wechseln angenehm mit

einander ab. Davon macht jedoch der Theil der Westküste, von Manaar bis Columbo, eine Ausnahme; denn dieser hat, außer einigen mit undurchdringlichem Gebüsch bewachsenen Stellen, ein unfruchtbares, trauriges Ansehn. Den größten natürlichen Reichthum und die stärkste Menschenmenge findet man auf der südwestlichen Küste; aber auf der entgegengesetzten, von der Natur weniger begünstigten, die sichersten Häfen. — Von Norden nach Süden zieht sich eine Kette von Bergen, welche in der Mitte der Insel am höchsten und steilsten sind. Der Adamsberg in Süden zeichnet sich durch seine Höhe besonders aus. Die Eingebornen halten ihn für heilig, weil der Stifter ihrer Religion, Budda, von seinem Gipfel lebendig gen Himmel gefahren seyn soll. Sie beweisen dies mit der Vertiefung, welche sich in der auf dem Gipfel liegenden Steinplatte befindet und einem menschlichen Fußtapfen ähnlich, aber ungewöhnlich groß ist. Alle Neujahr wallfahrten hieher große Haufen von andächtigen Leuten, so beschwerlich es auch ist die Spitze zu ersteigen. Hin und wieder klettert man vermittelst eingehauener Stufen, an manchen steilen Abhängen aber an eisernen Ketten hinauf. Diesen Mühseligkeiten und Gefahren setzt sich der Pilger aus, weil er sich entsündigt glaubt, wenn er den Ton einer oben befindlichen Glocke, die er durch den Klöpfel in Bewegung zu bringen sucht, gehört hat. — Am Fuße dieses Berges entspringt der Mavelagonga, der größte Fluß der Insel, welcher nach einem nordöstlichen Laufe sich bei Trinconomale ins Meer ergießt. Er ist voller Klippen und Fälle, von Ruanelli bis Candi seicht, felsigt und so eng, daß selbst die kleinsten Canots mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; oberhalb fahrbarer, wird aber durch starke Regen so reißend, daß ein Boot von Ruanelli bis Columbo (60 englische Meilen) in 8 Stunden

ungerudert hinabfährt, wogegen 10 Tage und die größte Anstrengung nöthig sind denselben Weg hinauf zu machen. Die übrigen Ströme werden in der regnigten Jahreszeit ebenfalls reißend und trocknen in der heißen fast ganz aus; daher ist eine innere Schiffahrt nicht gut möglich. Das Gebirge verursacht zu beiden Seiten entgegengesetzte Witterung, welche auch hier von den Ost- und Westmonsoons abhängt. An den Küsten ist die Luft gemäßigt und mehrentheils gesund, besonders in dem nördlichen Distrikt Jafnapatam, der eine länglichte Halbinsel bildet; aber im Innern steigt das Thermometer schon im März bisweilen auf 102°, und fast jeder Tag beschließt sich mit einem oft schrecklichen Gewitter. Die Abwechselung der großen Tageshitze mit der nächtlichen durch Thau und Nebel hervorgebrachten Kälte, muß auf denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, sehr nachtheilig wirken.

Im Ganzen ist Ceylon fruchtbar und reich, besonders in den Küstenstrichen, im Innern weniger; denn dieses ist schlecht angebaut und in mehrern Theilen mit dichten Waldungen und Dorngebüschen bedeckt. Durch diese von Elephanten, Tigern, Bären, Büffeln, wilden Schweinen und Schlangen bewohnten Wildnisse gehen keine gebahnten Straßen, denn die Kandische Politik erlaubt es nicht dergleichen anzulegen, sondern höchstens sehr unsichere Fußsteige. Sollten indeß die Engländer im Besitz der Küstenstriche bleiben, welche ihnen die Bataver im Frieden zu Amiens abtreten mußten, so läßt es sich erwarten, daß sie zur Verbindung ihrer Städte auf den entgegengesetzten Küsten eine Heerstraße von Trincomale nach Columbo, mitten durch das Land anlegen werden. Bis jetzt sind die dortigen Reisen nicht allein wegen der schlechten Wege, sondern auch wegen des Hasses der Eingebornen gegen

gen

gen die Europäer mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen verknüpft.

Die Berge liefern Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Reißblei, Kristalle, Edelsteine und Schwefel. Um aber die Europäer nicht noch mehr anzulocken, haben schon längst die Goldminen nicht bearbeitet werden dürfen, und eben so wenig ist es den Europäern erlaubt nach Edelsteinen zu graben, die man sonst im Thale der Edelsteine oder Ruanelli in großer Menge sammlete. Um die Gewinnung der Eisen- und andrer Erze bemühen sich die Eingebornen wenig. Das Pflanzenreich liefert alle Arten indischer Gewächse, vornemlich Zimmt, Brodfrucht-, Kokos- und wilde Muskatbäume, Ebenholz, fächertragende Weinpalmen, Banianen, Schirmpalmen, Pfeffer, Zucker, Kardemomen, Betel, Manna ꝛc. Obgleich der Ackerbau ein Hauptgeschäft der Eingalesen ist, so wird er doch so nachlässig betrieben, daß der Gewinn an Reis und andern Getreidearten zum inländischen Verbrauch niemals zureicht. Die vorgenannte Schirmpalme benutzt man häufig: das Mark und die Blumen zu Speisen, und die gespaltenen Blätter, deren jedes einen Klafter lang und fast eben so breit ist, zu Regen- und Sonnenschirmen. Unter den schönen Blumen Ceylons macht sich die Prachtlilie, deren Wurzel ein starkes Gift enthält, besonders bemerkbar. Das Hauptgewächs ist indeß der Zimmtbaum. Er gehört zu den Lorbeerbäumen, wächst 20 Fuß hoch, und hat eirunde, länglichte Blätter, von starkem Nelkengeruch, weiße wohlriechende Blüthen, und olivenähnlich schwarzrothe Steinfrüchte, die gewissen Tauben zur Speise dienen, welche sie aber unverdaut wieder von sich geben und dadurch die Fortpflanzung des Baumes befördern. Sein größter Nutzen besteht in der Rinde, die man vom Stamme selbst nicht abschält, weil alsdann

der Baum vertrocknet, sondern von drei- und mehrjährigen Zweigen, die wieder ausschlagen. Ist aber der Baum schon alt, so wird er bei der Wurzel abgehauen, damit ein neuer Stamm hervorsprosse. Von den Zweigen schält man die äußere Haut, als unbrauchbar ab, um die eigentlich gewürzhafte Rinde zu bekommen, die der Länge nach aufgeschlitzt und rund umher behutsam abgelöset wird. Auf diese Art erhält man lange Röhren von verschiedenem Umfange, welche in einander gesteckt und an der Sonne getrocknet werden. Hierauf wird die Rinde mit Bambusstreifen in Bündel von 30 Pfd. gepackt und in die Magazine gebracht, um daselbst, weil es mehrere Zimmtarten von ungleicher Güte giebt, die Beschaffenheit derselben zu prüfen. Da aber die Güte des Gewürzes nur durch den Geschmack bestimmt werden kann, so muß man aus jedem Bündel einige Rollen zerkauen. Durch die öftere Wiederholung dieses Geschäftes wird den Leuten der Mund so wund gebeißt, daß der Schmerz ihnen nicht erlaubt zwei bis drei Tage damit fortzufahren, und sie von Zeit zu Zeit etwas Butterbrod essen müssen, um ihn zu lindern. Nach vollbrachter Prüfung sortirt man den Zimmt, verpackt ihn in 4 Fuß lange Ballen zu 85 Pfd. und füllt die Zwischenräume der Rollen mit schwarzem Pfeffer aus, wodurch sich jener länger erhält, dieser aber verbessert.

Es giebt zehn Arten von ächtem Zimmt. Der Honigzimmt ist der feinste und kostbarste, sehr dünn und biegsam, mehr gelblich als braun, und schmeckt lieblicher als die übrigen Arten. Auf ihn folgen der Schlangen- und Kampferzimmt, nebst einer vierten Art, welche schon herbe ist. Der, welcher nach Europa gebracht wird, ist häufig durch schlechtere Arten und durch Kassiarinde verfälscht. Man hält jährlich zwei Erndten: Die große, vom April bis August, und die kleine, vom No-

vember bis Januar. Ehe die Holländer sich hier niederließen, fand sich dieser Baum, welcher Ceylon fast allein angehört, indem er anderwärts ausartet, und selbst auf dieser Insel nur auf der Nordwestküste in seiner ganzen Vollkommenheit erscheint, nur im wilden Zustande. Diese haben aber zur Veredlung der Rinde große Pflanzungen angelegt, die ihnen jährlich 8 bis 10000 Ballen zur Ausfuhr lieferten. Aus den Splittern, die beim Abschälen und Verpacken abfallen, bereitet man in Columbo und Batavia ein Oel, wovon die Unze, weil 1 Pfd. Rinde nur 1 bis 2 Unzen giebt, in Ceylon selbst mit 9 holländischen Fl. bezahlt wird, und aus den Früchten bekommt man durchs Kochen und Destilliren ein Wachs, woraus für den Kaiser von Kandi Lichter gemacht werden.

Ich habe oben der Elephanten erwähnt, welche in zahlreichen Heerden in den Wildnissen umherschweifen. Sie sind die größten und brauchbarsten ihrer Art, und werden daher mit Recht in ganz Asien am meisten geschätzt. Man braucht sie in Indien im Kriege, theils zur Fortschaffung des schweren Geschützes und Gepäckes, theils zum Angriff, indem sie mit dem Rüssel zehn Ellen lange eiserne Ketten auf den Feind schleudern; dann auch zur Tiegerjagd, zu Prozessionen, und überhaupt zum Tragen und Ziehen. Bei einem feierlichen Aufzuge tragen sie verzierte und vergoldete Thürme oder prächtige Thronhimmel, worunter die Großen des Landes sitzen, oder sie eröffnen den Zug, ohne etwas zu tragen, und sind alsdann mit Metallstücken, Glocken, Decken und Kränze, ihre Fangzähne aber mit glänzenden Ringen geschmückt. Von Jafnapatnam aus, wo jährlich ein großer Elephantenmarkt gehalten wird, auf dem man ein ausgewachsenes, das heißt, 12—14 Fuß hohes Thier mit 2000 engl. Thlr. bezahlt, werden jährlich an 100 Stück

nach Vorder-Indien und Java transportirt. Man fängt sie vermittelst einer aus starken Bäumen erbauten Falle, deren Öffnung sich, hinter dem hineingegangenen Elephanten von selbst verschließt, welcher alsdann, theils durch Hunger, theils dadurch, daß man ihn an einen zahmen Elephanten bindet, in einigen Tagen seine Wildheit völlig verliert. Um aber diese Thiere der Falle zuzuführen, stellt man ein großes Treibjagen an. Eine Menge mit Trommeln versehener Menschen umgiebt in dieser Absicht einen Theil der Waldung, worin sie sich befinden. Dieser Kreis verengt sich allmälig unter beständigem Trommeln, und die vor dem Lärmen fliehenden Thiere nähern sich immer schneller dem Orte ihrer Gefangenschaft. Durch angezündete Fackeln macht man sie vollends scheu; sie suchen sich zu verbergen und gerathen in die Fallen. — In den Wäldern giebt es auch viel Affen, worunter der Wanderow, mit dunkelgrauen Haaren, schwarzem Gesicht und langem weißem Barte, Ceylon eigen zu seyn scheint. Das ceylonsche Bisamthier gleicht an Größe dem Haasen, hat große Ohren und ein schmackhaftes Fleisch. Die hiesigen Pferde sind von arabischer Abkunft, aber nicht in großer Anzahl, weil sie blos zum Reiten, die Büffel hingegen beim Ackerbau gebraucht werden. Unter den Vögeln bemerken wir den kleinen Schneidervogel, wegen der Behutsamkeit, womit er sein Nest gegen seine Feinde zu sichern pflegt. Er legt es nemlich auf einem schon abgestorbenen Blatte an, welches er durch seine Pflanzenfibern, vermittelst seines spitzen Schnabels an eins der äußersten lebendigen Blätter der feinen Baumzweige befestigt.

Das Gewässer, worin sich auch Krokodille aufhalten, geben Fische im Überfluße. Bienen schwärmen häufig umher, aber auch sehr viele Ameisen und blutsaugende Insekten von verschiedener Art. An den

Küſten ſammlet man Kauris; allein die Perlenfiſcherei zwiſchen Manaar und Tutokorin, die alle 7 oder 8 Jahre wiederholt wurde, iſt ſo eigennützig und ſo wenig haushälteriſch betrieben worden, daß ſie ſchon ſeit mehrern Jahren ganz aufgehört hat. Ceylon wird von zwei verſchiedenen Hauptvölkern, vermuthlich Abkömmlingen der Hindus, bewohnt, den Waddahs und Cingaleſen. Die Waddahs bewohnen den nördlichen Theil der Inſel, ſind heller als die Cingaleſen, beinahe kupferfarbig, wohlgebildet und langbärtig, gehen faſt ganz nackend und ſchlagen das Haar auf dem Scheitel in einen Knoten. Sie ſind rohe, ununterrichtete Jäger, die, ohne Städte und Dörfer zu haben, in den Wäldern und Berghölen leben. Sie reden eine beſondere Mundart der Cingaleſiſchen Sprache, aber nur ein kleiner Theil von ihnen, der ſich dem Könige von Kandi unterworfen hat, ſteht mit den Cingaleſen in Handelsverbindungen. Die meiſten kommen nicht aus ihren Wäldern hervor und zeigen eine entſchiedene Abneigung gegen alle Fremden. Sie ſind ſtark, muthig, entſchloſſen, unbiegſam, jähzornig, doch im Betragen artig, übrigens ganz unbekannt mit den Kenntniſſen und Künſten anderer Menſchen, und es iſt merkwürdig, daß ſie ſich durchaus nicht weiter ausbilden, ob ſie gleich die Künſte ihrer Nachbarn und die dadurch bewirkten Annehmlichkeiten des Lebens ſtets vor Augen haben. Allein ihre Armuth ſichert ihnen die Freiheit, welche ſie auch mit vereinigten Kräften zu vertheidigen ſtets bereit ſind, und ihre Wälder befriedigen ihre einfachen Bedürfniſſe. Sie leben in Familien oder kleinen Horden. Jede derſelben hat ein freigewähltes Oberhaupt, welches der ſtärkſte, muthigſte und geſchickteſte Jäger ſeyn muß. Ueberhaupt richtet ſich das Anſehn eines Waddah nach der Menge des von ihm erlegten Wildes, und er bekommt nicht eher ein Mädchen zur Frau,

als bis er deſſen Ältern hinreichende Beweiſe von ſeinen Jagdthaten gegeben hat. Die Frau bringt ihm zur Ausſtattung eine Anzahl vortrefflich abgerichteter Jagdhunde mit, welche den Hauptreichthum dieſer Nation ausmachen. Sie glauben an einen Gott, der vor vielen Millionen Jahren vom Himmel geſtiegen ſey, um ſie über die Lebenspflichten zu belehren, feiern ihm Feſte, bringen ihm Opfer, hoffen durch ſeine Gnade nach dem Tode eine ewige Seligkeit zu erlangen, und fürchten von ſeinem Zorn ewige Strafe. An einigen Orten haben ſie ihm eine Art von Tempel erbaut, aber meiſtens verrichten ſie ihren Gottesdienſt bei einem aus Bambusrohre erbauten Altare, im Schatten eines Banianenbaums. — Die geſittetern Eingaleſen bewohnen den größern ſüdlichen Theil der Inſel. Sie ſind die ſchönſten Menſchen von hindoſtaniſcher Herkunft, gebildet und in allen Künſten des bürgerlichen Lebens wohl unterrichtet, aber auch einer deſpotiſchen, tyranniſchen Regierung unterworfen. Die Männer, ziemlich groß, wohlgebaut und behende, tragen ein muſſelinenes Tuch um die Hüften, ein Kamiſol mit faltigen Ärmeln, eine rothe Mütze mit Ohrläppchen, einen langen Säbel an der rechten Seite und einen Dolch im Buſen oder im Gürtel. Die Frauenzimmer ſind, obgleich fein gebaut und anmuthsvoll, doch keine europäiſchen Schönheiten. Ihre Kleidung iſt eine Weſte von weißem Kaliko mit blauen und rothen Blumen, und darüber ein muſſelinenes Tuch, deſſen Feinheit und Länge ſtandesmäßig beſtimmt werden. Das mit Kokosöl geſalbte Haar ſchlagen ſie zierlich auf, und umwinden es mit einem ſeidnen Tuche. Die Vornehmen ſchmücken Ohren, Hals, Arme und Fußgelenke mit Edelſteinen, und die kandiſchen Hofleute tragen goldne Halsketten, die in einer Reihe von Drachkugeln beſtehen. Beide Geſchlechter gehen barfuß; nur der König trägt Pantoffeln. Der

Cingalese hat ein ernstes, würdevolles Ansehen, ist dabei sehr geschmeidig, artig und höflich, besonders der vornehme Kandier, und äußert viel Witz, Scharfsinn, Wißbegierde und eine lebhafte Einbildungskraft; nur durch seine Förmlichkeiten wird er langweilig. Er ist mäßig, nüchtern, muthig, doch nicht verwegen, aber voll Mißtrauen gegen den Europäer, das ihm dieser durch seine Behandlung selbst beigebracht hat. Im Kriege sucht er mehr durch List als durch offnen Angriff seinen Zweck zu erreichen. Er führt zwar auch Feuergewehr, weiß sich aber desselben nicht so gut zu bedienen, als der Europäer, und die kandischen Kanonen, welche von den Soldaten fortgetragen und beim Schießen auf einen hölzernen Block in schiefer Richtung gelegt werden, sind nicht viel mehr als weitgemündete Musketen. Die Frauenzimmer, welche hier nicht Sclavinnen, sondern Gefährtinnen der Männer sind, zeigen ebenfalls viel Geist, Herz und Frohsinn. Sie sind vortreffliche Haushälterinnen und wissen Sparsamkeit mit Gastfreundschaft sehr gut zu vereinigen. Die Vielweiberei ist nicht Sitte; dagegen nimmt eine Frau oft zwei Männer zugleich, welche aber zwei Brüder seyn müssen. An den Heirathen hat die gegenseitige Zuneigung keinen Antheil, denn sie beruhen allein auf die Entscheidung der Ältern. Daher ist eine solche Ehe auch nur durch Zufall dauerhaft und glücklich; die meisten nehmen bald ein Ende, denn es steht den Eheleuten frei, sich nach Gefallen zu trennen, und mit einem andern Gegenstande nach ihrer eignen Wahl wieder zu verbinden. In allen Dingen sehr reinlich, sind sie es auch in der Zubereitung der Speisen, welche meistens in Reis, Fischen, Geflügel, Hammel- und Ziegen-, nicht in Rindfleisch bestehen. Außer Arrack kennen sie kein geistiges Getränk, aber auch den trinken sie nicht, weil es ihre Religion verbietet. Nach

derſelben verehren ſie einen höchſten Gott als den Schöpfer und Regierer des Weltalls, nebſt vielen Untergöttern und darunter beſonders den Budda, als den vom Himmel gekommnen, allweiſen und wohlthätigen Stifter ihres Glaubens und als den Erlöſer, der ſie vor den böſen Gottheiten ſchützt und durch welchen ſie von dem höchſten Gott Gnade und ewige Seligkeit erwarten. Sie glauben eine Vorſehung und eine Seelenwanderung, welche ſie auch auf die unbelebte Schöpfung ausdehnen, weil der göttliche Geiſt die ganze Natur durchſtrömt und alle Weſen belebt. Ehe ſie ihre Andacht verrichten, waſchen ſie ſich erſt mit dem geweihten Waſſer eines außer- oder innerhalb des Tempels befindlichen Teiches. Einer der Haupttempel des Budda ſcheint der zu ſeyn, welcher eine Meile weſtlich von dem königlichen Garten (einem in der Nähe von Ruanelli befindlichen dichten Kokoshain, von zwei Meilen im Umfange, welcher zum Abrichten der königlichen Elephanten gebraucht wird) in einen Felſen, mitten unter ungeheuren Klüften, ausgehauen iſt, und eigentlich nur in einem niedrigen Zimmer beſteht, deſſen Wände mit rothen und ſchwarzen Streifen bemahlt ſind. Der Weg ſchlängelt ſich etwa 40 Fuß den Felſen hinan. Inwendig ſieht man nichts, als einen 20 Fuß langen, aus Holz geſchnitzten Götzen, der in einer Niſche liegt und ſein Haupt auf die rechte Hand ſtützt. Sein Haar iſt gekräuſelt und ſein ſanftes, heiteres Geſicht roth angeſtrichen. Es ſind immer zwei Prieſter, für welche neben dem Tempel zwei Zimmer angebracht ſind, gegenwärtig, um die, vor dem Götzen befindliche Lampe beſtändig brennend zu erhalten, und die in Geld, Reis, Tuch und andern Sachen von Werth beſtehenden Opfer der Gläubigen, die den Tempel häufig beſuchen, in Empfang zu nehmen. Durch dieſe Geſchenke bereichern ſich die Prieſter; ſie müſſen aber dem Könige

auch

auch anſehnliche Abgaben entrichten. — Gemeine Leute begraben ihre Todten; Vornehme verbrennen ſie in ausgehöhlten Bäumen. Die ganze Nation theilt ſich in 5 Klaſſen: in Adliche, Künſtler und Handwerker, Tagelöhner, Sclaven und Bettler. Aus dem Adel nimmt der König die Statthalter und Reichsbeamten. Die Bettler ziehen umher, um durch Gaukeleien und Poſſenſpiele Almoſen zu verdienen. — Einen beſondern Stamm der Cingaleſen machen die Choliars aus. Dieſe ſind Muhamedaner, offner und zutraulicher, thätiger und von männlicherm Charakter als jene. — Die Küſten werden meiſtens von Holländern, Portugieſen und Malaien bewohnt. Die erſten ſind ganz ausgeartet und ſprechen auch ſelten holländiſch, gewöhnlich ein verdorben Portugieſiſch. Die Portugieſen ſind hier ein Gemiſch von Baſtardabkömmlingen der verſchiedenen europäiſchen Beſitzer mit eingebornen Weibern, auch von Mohren und Malabaren, und finden ſich auch in andern europäiſchen Kolonien Indiens, beſonders in denen der Bataver, die oft Heirathen mit ihnen eingehen. Die Farbe ihrer Haut hat alle Abſtufungen vom ganz ſchwarzen bis zum Zigeunergelben, daher wird jeder, der mehr ſchwarz als weiß iſt, ſich halb indiſch, halb europäiſch kleidet, und ſo viel als möglich europäiſchen Gebräuchen nachahmt, für einen Portugieſen gehalten, ſelbſt der Neger, der ſich Hut, Schuhe, Weſte und Hoſen anſchaffen kann und mit der katholiſchen Religion etwas bekannt iſt; obgleich auch viele dieſer Portugieſen ſich zur proteſtantiſchen Religion bekennen und die bataviſchen Kirchen beſuchen. Die Mannsperſonen ſind in der Regel klein, ſchwächlich und übel gewachſen; die Frauenzimmer meiſtens wohlgebildet. Beide lieben den Putz und Prunk im Übermaße, beſonders in der Kleidung, worauf ſie alles Geld verwenden, auch haben ſie eine lächerliche Vorliebe vor langen

hochtrabenden Namen, die sich gewöhnlich mit Don Pedro ꝛc. anfangen. Man hält sie übrigens für die unmoralischste Menschenklasse in Indien, weil sie alle Laster der Europäer und Indier in sich vereinigen, ohne deren Tugenden zu besitzen.

Unter den Seeplätzen, welche jetzt den Engländern gehören, sind folgende die wichtigsten: Jafnapatnam, auf der Nordküste und einer von Kanälen durchschnittenen Landzunge, mit einem Hafen und Kastell. Zu diesem industriereichen Distrikt gehören die westlichen kleinen angebauten Inseln: Leiden, Delft, Harlem, Amsterdam, Rotterdam und Middelburg, welche gute Pferde- und Rindviehzucht haben. Südlich von ihnen ist die Insel Manaar mit einem Fort, welches die Unterthanen des Königs von Kandi, sowohl vom Schleichhandel, als von der Verbindung mit dem gegenüberliegenden festen Lande abhält.

Bei Putalbon sind große Salzwerke, die aber jetzt vernachläßigt werden. Negombo auf der Westküste hat etwa 60 Häuser, ein Fort und einen Hafen für kleine Schiffe. Kolumbo, ihrer Größe nach eine der volkreichsten indischen Städte, wo man vielerlei Sprachen, Sitten und Religionen durch einander wahrnimmt, ist die Hauptfestung und Sitz der europäischen Regierung. Die eigentliche Stadt besteht aus einer langen Straße von 600 Häusern, und hat ein katholisches Seminarium. In der Festung sind mehrere lange, breite und mit Bäumen bepflanzte Straßen. Der Hafen faßt auch nur kleine Schiffe. Rings um die Stadt her sieht man viele Zimmtpflanzungen. Zwischen Kolumbo und Kandi liegt landeinwärts Sittivacca, die letzte englische Station. Sie ist einer der angenehmsten Örter der Insel, und vom königlichen

Gebiete nur durch einen Arm des Muliwaddy getrennt, der hier einen Arm des Mavelagonga aufnimmt. Das durch Kunst und Natur befestigte Punta de Gale liegt zwischen felsigten Bergen, hat etwa 800 Häuser und einen großen sichern Hafen. Matura mit einem Hafen auf der Süd-, und Batecalo auf der Ostküste. Da liegt auch an einem tiefen und geräumigen Meerbusen die Stadt Trinconomale mit dem Fort Ostenburg, welche den Engländern Ceylon zu einer ihrer schätzbarsten ostindischen Besitzungen macht. Im Jahr 1795 zogen die Bataver, die damals noch im Besitz dieser Seeplätze und deren Gebiete waren, aus demselben 611704 Livres Einkünfte. Die Engländer werden sich in der Folge an dieser Summe nicht begnügen. Trinconomale ist von Kandi, der Haupt- und Residenzstadt des Königs der Cingalesen, etwa 24 deutsche Meilen entfernt. Das Gebiet dieses Fürsten ist von der Küste ganz abgeschnitten, von undurchdringlichen Wäldern und hohen Gebirgen umgeben, durch welche zwar Straßen zu den Küsten führen, die aber kaum zu bereisen und selbst den meisten Eingebornen unbekannt sind; denn die Kandische Regierung sucht das Land für Fremde unzugänglich zu machen. Es begreift 6 in kleinere Distrikte abgetheilte, durch dichte Waldungen und Dornhecken von einander getrennte Provinzen, worin man noch verschiedene Denkmäler aus der Vorzeit, ansehnliche Trümmer von Palästen, Tempeln, gewölbten Brücken nnd Säulen, die aus Marmor und andern Steinen gehauen sind, so wie mehrere in Felsen gehauene jetzt unverständliche Inschriften findet. Die Distrikte Oudanour und Tatanour sind volkreicher und angebauter als die übrigen, aber auch von diesen durch Wälder und Berge abgesondert und mit Grenzwachen besetzt, die jedem den Ein- und Ausgang versperren.

hochtrabenden Namen, die sich gewöhnlich mit Don Pedro ꝛc. anfangen. Man hält sie übrigens für die unmoralischste Menschenklasse in Indien, weil sie alle Laster der Europäer und Indier in sich vereinigen, ohne deren Tugenden zu besitzen.

Unter den Seeplätzen, welche jetzt den Engländern gehören, sind folgende die wichtigsten: Jafnapatnam, auf der Nordküste und einer von Kanälen durchschnittenen Landzunge, mit einem Hafen und Kastell. Zu diesem industriereichen Distrikt gehören die westlichen kleinen angebauten Inseln: Leiden, Delft, Harlem, Amsterdam, Rotterdam und Middelburg, welche gute Pferde- und Rindviehzucht haben. Südlich von ihnen ist die Insel Manaar mit einem Fort, welches die Unterthanen des Königs von Kandi, sowohl vom Schleichhandel, als von der Verbindung mit dem gegenüberliegenden festen Lande abhält.

Bei Putalbon sind große Salzwerke, die aber jetzt vernachläßigt werden. Negombo auf der Westküste hat etwa 60 Häuser, ein Fort und einen Hafen für kleine Schiffe. Kolumbo, ihrer Größe nach eine der volkreichsten indischen Städte, wo man vielerlei Sprachen, Sitten und Religionen durch einander wahrnimmt, ist die Hauptfestung und Sitz der europäischen Regierung. Die eigentliche Stadt besteht aus einer langen Straße von 600 Häusern, und hat ein katholisches Seminarium. In der Festung sind mehrere lange, breite und mit Bäumen bepflanzte Straßen. Der Hafen faßt auch nur kleine Schiffe. Rings um die Stadt her sieht man viele Zimmtpflanzungen. Zwischen Kolumbo und Kandi liegt landeinwärts Sittivacca, die letzte englische Station. Sie ist einer der angenehmsten Örter der Insel, und vom königlichen

Gebiete nur durch einen Arm des Muliwaddy getrennt, der hier einen Arm des Mavelagonga aufnimmt. Das durch Kunst und Natur befestigte Punta de Gale liegt zwischen felsigten Bergen, hat etwa 800 Häuser und einen großen sichern Hafen. Matura mit einem Hafen auf der Süd-, und Batecalo auf der Ostküste. Da liegt auch an einem tiefen und geräumigen Meerbusen die Stadt Trinconomale mit dem Fort Ostenburg, welche den Engländern Ceylon zu einer ihrer schätzbarsten ostindischen Besitzungen macht. Im Jahr 1795 zogen die Bataver, die damals noch im Besitz dieser Seeplätze und deren Gebiete waren, aus demselben 611704 Livres Einkünfte. Die Engländer werden sich in der Folge an dieser Summe nicht begnügen. Trinconomale ist von Kandi, der Haupt- und Residenzstadt des Königs der Eingalesen, etwa 24 deutsche Meilen entfernt. Das Gebiet dieses Fürsten ist von der Küste ganz abgeschnitten, von undurchdringlichen Wäldern und hohen Gebirgen umgeben, durch welche zwar Straßen zu den Küsten führen, die aber kaum zu bereisen und selbst den meisten Eingebornen unbekannt sind; denn die Kandische Regierung sucht das Land für Fremde unzugänglich zu machen. Es begreift 6 in kleinere Distrikte abgetheilte, durch dichte Waldungen und Dornhecken von einander getrennte Provinzen, worin man noch verschiedene Denkmäler aus der Vorzeit, ansehnliche Trümmer von Palläſten, Tempeln, gewölbten Brücken nnd Säulen, die aus Marmor und andern Steinen gehauen sind, so wie mehrere in Felsen gehauene jetzt unverständliche Inschriften findet. Die Distrikte Oudanour und Tatanour sind volkreicher und angebauter als die übrigen, aber auch von diesen durch Wälder und Berge abgesondert und mit Grenzwachen besetzt, die jedem den Ein- und Ausgang versperren.

Kandi liegt in Tatanour am Mavelagonga. Die engen Wege, die dahin führen, sind mit dicken Dornhecken besetzt; die Stadt selbst ist mit solchen Hecken umgeben, in welchen sich die Thore befinden, die durch Stricke auf- und niedergelassen werden können. Die Hecke, welche die Stadt zunächst umgiebt, hat einen Wall mit Brustwehren, worauf gelegentlich schweres Geschütz gepflanzt wird. Außer diesen Festungswerken zieht sich der genannte Strom, der hier sehr breit und reißend ist, und scharf bewacht wird, fast ganz um den Berg her, auf welchem die Stadt liegt. Diese ist etwa 2 Meilen lang, besteht aber nur aus einer breiten vom Pallaste geschlossenen Hauptstraße, die am Abhange des Berges fortläuft und eine Art von Hohlweg bildet, zu dessen beiden Seiten die Häuser auf Anhöhen stehen. Diese Bauart findet deswegen statt, damit die Elephanten und Büffelgefechte, die der Fürst zuweilen giebt, die Gebäude nicht beschädigen. Die Häuser selbst sind niedrig, von Thon, oder, wenn sie einem Vornehmen gehören, von Backsteinen, und von einander abgesondert erbaut. Die übrigen Städte sind noch armseliger. — Der Pallast, welcher im vorigen Jahre bei der Eroberung von Kandi durch die Engländer, von seinem flüchtigen Besitzer selbst in Brand gesteckt worden seyn soll, hatte einen ungeheuren Umfang und bestand aus zwei in einander befindlichen viereckigten steinernen Gebäuden mit einer weißen Außenseite, denn die weiße Farbe ist hier die königliche, daher auch kein anderes Wohnhaus diesen Anstrich haben darf. Eine Treppe von 16 aus Stein gehauenen Stufen führte zum ersten stark bewachten Eingange und dem Vorhofe, aus welchem man vermittelst einer andern Treppe in einen innern großen ummauerten Platz stieg, wo sich die aus Malaien und Malabaren bestehende und mit Säbeln, Spießen und Feuergewehren bewaffnete Leib-

garde aufhielt, und hier führte ein großer Thorweg auf den innern mit großen Steinplattnn gepflasterten Hof, den die Zimmer des Königs und der ersten Officiere umgaben. Ein hohes gewölbtes und durch einen weißen Vorhang verschlossenes Thor war der Eingang zum Audienzsaale. Dieses lange und prächtig gezierte Zimmer hatte an den Seiten zwei Reihen Pfeiler, welche die Schwiebbogen der Decke trugen und mit einem Blumengewinde aus vielfarbigem Musselin, nebst andern aus Pisangblättern verfertigten Kunstarbeiten geschmückt waren. Am Ende des Saals stand unter einem der größten Schwiebbögen, in einem heiligen Helldunkel der Thron, eine hohe mit einem Teppich bedeckte und rund umher mit Stufen versehene Platteforme. Gab der König Audienz, so nahm er auf derselben seinen Sitz, so daß eine kleine Wand seine Füße und einen Theil seines Körpers verbarg; die Hofleute hockten, in ihren Feierkleidern, zwischen den Seitenpfeilern, und der ganze Saal wurde durch Prachtlampen und große Wachskerzen stark erleuchtet; denn die Audienz wird aus Mißtrauen nur des Nachts gegeben, so wie überhaupt alle Staatsgeschäfte in dieser Zeit vorgenommen werden. Auch scheint es Grundsatz dieses Monarchen zu seyn, den europäischen Gesandten zu zeigen, wie sehr er sich herablasse, wenn er den Vorträgen ihrer Regierungen Gehör giebt. Daher wird es jedem äußerst schwer gemacht zur Audienz zu gelangen, und jede ist mit so vielen unbedeutenden, aber von den Kandiern für äußerst wichtig gehaltenen Feierlichkeiten verbunden, daß zu den eigentlichen Verhandlungen nur wenig Zeit übrig bleibt. Der Gesandte muß sein Creditiv auf einem silbernen Teller, mit prächtigen Tüchern verdeckt, über dem Kopfe haltend, zu dem Throne bringen, und sich auf diesem Wege mit seinen Begleitern dreimal niederwerfen, daß das Gesicht den

gepflasterten Fußboden berührt, und eben so oft niederknien, wobei jedesmal mit lauter Stimme gesagt wird: Möge das Haupt des Königs der Könige bis über die Sonne hinausreichen; möge er hundert tausend Jahre leben u. dergl. mehr. Die Engländer haben sich aber diese Erniedrigungen ihrer Vorgänger, der Bataver, welche sogar mit verbundenen Augen in die Stadt geführt wurden, nicht gefallen lassen wollen. Der König ist bei solchen Gelegenheiten sehr reich gekleidet. Ein goldgesticktes, an der Brust befestigtes Gewand von feinem Musselin umgiebt ihn in verschiedenen Windungen, so daß nur die untern Theile der Arme frei bleiben, und hängt wie ein Weiberrock bis zum Boden herab. Der Hals ist mit einem Stücke Musselin bedeckt und mit mehrern goldnen Ketten geschmückt. An den Fingern trägt er Ringe von Edelsteinen, auf dem Turban eine goldne Krone, wodurch er sich von den übrigen asiatischen Fürsten auszeichnet, und an einer prächtigen Schärpe einen kurzen krummen Säbel. Der Adigar, (Minister, General) ist eben so gekleidet, nur hat sein Turban eine andere Verzierung.

Übrigens muß eine Audienz in Kandi, bei welcher häufig mit Rosenwasser gesprengt wird, und wohlriechende Erfrischungen auf goldnen Präsentirtellern herumgegeben werden, äußerst langweilig seyn, weil man die größte Zurückhaltung und den tiefsten Ernst beobachtet, die unbedeutendsten Sachen flüsternd vorträgt und mehrere Mittelspersonen zur Mittheilung seiner Gedanken gebraucht. Was nehmlich der Gesandte zu sagen hat, theilt er seinem Dollmetscher mit, von welchem es zu dem Könige, durch dessen Dollmetscher, durch den Adigar und durch einen andern Minister gelangt. Auf demselben Rückwege erfährt der Gesandte die Antworten des Königs. Überhaupt ist das Ceremoniel an diesem Hofe äußerst

kleinlich und drückend; die Politik aber feiner und schlauer als man denken sollte. In Kandi darf außer dem Könige niemand reiten, und wenn ein Gesandter ankommt, so muß er eine Meile von der Stadt bis zum Pallast zu Fuße gehen. Die ersten Staatsbeamten aber dürfen auch nicht einmal zum Throne gehen, sie müssen dahin kriechen. Wird in einer Gesellschaft über Sachen gesprochen, die den König betreffen, so kann dies nur stehend geschehen. Werden königliche Briefe versendet, so trägt man sie in einem weißen Tuche über dem Kopfe. Läßt sich der Monarch auf der Straße erblicken, so darf kein Mensch auf dem Fußsteige vor den Häusern, selbst nicht in der Hausthüre stehen bleiben, weil sonst der Unterthan höher stände als sein Herr, der sich für einen Abkömmling der Sonne hält, welches auch in seinem pomphaften Titel bemerkt ist, worin er sich nennt: Kaiser von Ceylon, König von Kandi und Jafnapatnam, Sohn der goldnen Sonne, dessen Reich höher liegt, als alle andere, die sich vor ihm beugen müssen, Prinz von Ouva, Herzog der sieben Provinzen, Marquis von Duranuro ꝛc. Er regiert unumschränkt und despotisch, obgleich alte Gesetze vorhanden seyn sollen, an denen er nichts ändern darf, und die seine Macht zügeln. Seine Haupteinkünfte bestehen in den Natural- und Kunstprodukten, welche die Unterthanen jährlich zwei- bis dreimal darbringen, und oft im Übermaße erpreßt werden. Das Volk hat das Recht den König zu wählen, und kann den entferntesten Thronerben so gut wie den nächsten, sogar einen zur königlichen Familie nicht gehörigen auf den Thron erheben, doch geschieht dies letztere selten. Hat der verstorbne König keinen unmittelbaren Abkömmling, so gehn die weiblichen entfernten Verwandten den männlichen vor. Indeß liegen bei der Wahl nicht bestimmte Gesetze zum Grunde und eigentlich wählt die

mächtigste politische Parthei. — Die Justiz ist hier sehr schnell; Verhör, Urtheil und Strafe folgen unmittelbar auf einander. Indeß sollen ernsthafte Streitigkeiten sehr selten vorfallen, wenigstens sucht man alle Prozesse zu vermeiden. Die mehrsten werden dadurch abgemacht, daß Kläger und Beklagter die rechte Hand in siedendes Öl und nachher in heißes Kuhmistwasser tauchen; worauf der von beiden für meineidig erklärt wird, an dessen Fingern sich die Haut durch Reiben ablöset. Dieser muß alsdann nicht nur seinem Gegner eine starke Genugthuung, sondern auch den größten Theil seines Vermögens zur königlichen Strafkasse geben. Allein bei allen dergleichen Gottesurtheilen bleibt der Betrug nicht aus, ob man ihn gleich durch gewisse Sicherheitsmaaßregeln scheinbarlich zu verhindern sucht; denn schwerlich wird ein Gerichtshof beide Theile für unschuldig erklären, welches auch, im strengsten Sinne nicht möglich ist.

Südwestlich von Ceylon liegt

der Maldivische Archipel.

Er besteht aus 10 bis 19000 kleinen, meist niedrigen, unbewohnbaren und ungesunden Inseln und Klippen, die den ganzen Raum vom 5 bis 7° einnehmen. Die Natur hat sie durch 12 Meerengen in 13 kleinere Gruppen getheilt, und jede der letztern mit einer Steinbank eingeschlossen. Die in der Mitte gelegene Insel Male oder Maldivia ist die größte, und der Sitz des Königs, dem auch alle übrigen unterworfen sind. Man findet hier vorzüglich Kauris, Hirse und den maldivischen oder Meerkokosbaum, der den Einwohnern Speise, Wein, Öl, Honig, Kleidung, Tau, Segel und Wohnungen giebt. Die Maldivier sind gelb, gut gebildet, geistreich, tapfer, zu Künsten und Wissenschaften geneigt, betriebsam, bauen Schiffe und verfertigen ziemlich gute

Binsen-

Binſenmatten, Kattune und ſeidne Zeuge, die ſie auch verhandeln; doch ſind die ſüdlichen weniger geſittet, als die nördlichen, welche ſich in der Lebensart den Hindus nähern, und auch im Leſen und Schreiben, welches auf Baumblättern geſchieht, im Koran, in der Aſtrologie und Medicin mehr Unterricht genießen. Sie reden eine eigne Sprache. Ihre Religion iſt die muhamedaniſche, und Vielweiberei herrſchend. Die Männer tragen leinene Hoſen und eine ſeidne oder baumwollne Pagne, ſcheeren das Haar ab, und laſſen den Bart wachſen. Die Weiber kleiden ſich in Leibröcke und ſchmücken das Haar auf verſchiedene Art. Betel und Areka kaut ein jeder. Die Vornehmen bauen ſich Häuſer aus Steinen, die Gemeinen aus Kokosholz und Blättern. Die ganze Nation theilt ſich in die königliche Familie, in die Beamten, welche zugleich Prieſter ſind, in den Adel und das Volk, und dieſe Stände leben in einer gewiſſen Abſonderung von einander. Der König regiert unumſchränkt und hat eine Leibwache von 600 Mann; jede der 13 Gruppen ſteht unter einem Oberhaupte, Nayhe genannt, der ebenfalls ein Corps Soldaten hält.

Die Lakediviſchen Inſeln,

welche noch ſehr unbekannt ſind, liegen nördlich von den vorigen, haben einen Überfluß an Reis und Kokosbäumen, und ſollen von einem Fürſten der gegenüberliegenden Küſte des feſten Landes beherrſcht werden. — Wir verlaſſen nunmehr die Inſeln, um das feſte Land von Oſtindien zu beſuchen, welches durch den Ganges und bengaliſchen Meerbuſen in zwei große Halbinſeln getheilt iſt, wovon man die weſtliche Vorder- und die öſtliche Hinter-Indien nennt. Wir wollen zuerſt

bereisen. Sie liegt zwischen dem 1 und 27° N. Br. und dem 108 und 127° d. L., enthält 44000 Quadratmeilen und grenzt nordwestlich an Bengalen, nördlich an Tibet und China, und auf den übrigen Seiten an das Meer, welches hier drei ansehnliche Busen bildet: den von Pegu, Siam und Tunkin. Im Norden erheben sich hohe Gebirge, von denen drei lange Bergketten bis zur Südspitze, dem Cap Romania, das Land durchziehen, und durch mehrere Nebengebirge in Verbindung stehen. Sie enthalten die Quellen vieler Ströme, deren periodische Überschwemmungen der Fruchtbarkeit des Erdreichs nothwendig sind. Die größten derselben, welche von Norden herab den südlichen Meeren zufließen, sind: der Irawaddi oder Ava, der sich, nicht weit von seiner Mündung, mit dem Lukian oder Pegu mehrmals verbindet; der Menam und der Menamkom oder Kombodia, der stärkste von allen und einer der größten in Asien. Dieser, so wie überhaupt die östlichen Flüsse, haben gefährliche Sandbänke und hohe Wasserfälle, sind auch reißender und bei Überschwemmungen gefährlicher als die westlichen. — Im Norden empfindet man eine angenehme Gebirgsluft; im Süden aber, in der wärmern Jahreszeit, die unerträglichste Hitze, wenn sie nicht durch die häufigen Regen und durch die Monsons etwas abgekühlt wird. Der Ostmonson bringt mehrentheils schönes, der westliche aber Regenwetter. Diese Halbinsel ist, da sie nur wenige bedeutende Sand- und Sumpfstrecken enthält, eins der reichsten Länder der Erde. Die Berge, an Edelsteinen, Metallen und andern Mineralien ergiebig, sind fast durchaus mit Wäldern der schönsten Frucht- und Nutzholzbäume bedeckt, worunter man das Adler-, Sapan-, Sandel- und Thekaholz, welches letztere wegen seiner

Dauerhaftigkeit vorzüglich zum Schiffbau gebraucht wird, am meiſten ſchätzt. Außerdem liefert das Pflanzenreich in großer Vollkommenheit vornehmlich Reis, Mais, Weitzen, Gerſte, Hülſenfrüchte, Yams, Ignamen, Bataten, Gartengewächſe, auch europäiſche, Zuckerrohr, Baumwolle, Zimmt, Ingwer, Zittwer, Kardamomen, Weihrauch, Sennesblätter, Saffran, Indigo und andre Farbekräuter; Orangen und Pompelmuſen, Kokos-, Sago- und fächertragende Weinpalmen, den gemeinen und Bananaspiſang, den Bananienbaum, der mit ſeinen ausgebreiteten und in einander verſchlungenen Äſten große Lauben bildet, und daher häufig auf den Straßen der Städte angepflanzt wird; Granaten, Tamarinden, gefiederte Seifenbeerbäume, deren Früchte ein ſaftiges Mark enthalten, das man bei der Seidenwäſche gebraucht; Durio-, Kampher-, Arcka-, Betel-, Benzoe-, Gummilack-, Bambus- und Thomasbäume, deren Blätter einen lieblichen Geruch verbreiten. Das Gummilack, welches mit Gummi, Harz und Wachs Ähnlichkeit hat, und zum Siegellack, zum Malen, Lackiren, Färben, Schminken u. ſ. w. verbraucht wird, bekommt man durch den Stich eines Inſekts, das zu den Schildläuſen gehört und auf den indiſchen Feigenbäumen lebt. Das Lack quillt auf dieſe Art hervor, um den befruchteten Müttern zu Zellen zu dienen, wird aber durch Abbrechen der Äſte geſammlet, ehe die Jungen zum Vorſchein kommen. Der Ingwer iſt die getrocknete Wurzel einer rohrartigen 2 bis 3 Fuß hohen Staude, deren hellgrüne ſpitze Blätter 1 Fuß lang und 2 Zoll breit ſind. Die mit Schuppen umgebene blaßgelbe und röthliche Blüthenähre ſitzt an der Spitze eines blätterloſen Stengels, der aus der Wurzel hervorſchießt. Alle Theile der Staude riechen ſtark, beſondrs die Wurzel, welche ausdauert, die Dicke eines Daumens hat, mit Knoten und feinen Reifen umgeben iſt,

und nahe unter der Oberfläche der Erde fortkriecht. Sie iſt reif und wird ausgegraben, wenn die Blätter und Stengel gelblich werden. Die Staude wird durch Schnittlinge der Wurzel fortgepflanzt. Ehe man die leztere als ein gutes Gewürz verſendet, wird ſie erſt von den Faſern und der Erde gereinigt, in Stücke zerſchnitten und an der Luft getrocknet. In Indien ißt man den Ingwer friſch als Sallat, und braucht die unreiſe mit Zucker oder Honig eingemachte Wurzel zur Stärkung des Magens und als Mittel gegen den Scharbock. — Die Zittwerpflanze, deren Wurzel ebenfalls perennirt, wächſt 2 Fuß hoch, hat eiförmige, ſcharf zugeſpizte Blätter, und weiße, im Geruch den Veilchen ähnliche Blumen an einer abgeſtuzten Ähre. Die Wurzel, der man mediciniſche Kräfte zuſchreibt, und die einen ſcharfen Geruch und gewürzhaft bittern Geſchmack hat, wird zum Gebrauche ebenfalls getrocknet. — Außer den Hausthieren, worunter man Rindvieh, Büffel, Zebu oder kleine Buckelochſen, und Schweine in großer, Elephanten, Schafe und Ziegen in geringerer Menge, und Pferde noch ſeltner findet, laſſen ſich vielerlei Affen, auch der Gibbon, fliegende Maki, Ichneumone, Schakale, wilde Katzen, Tiger, Panther, Unzen, Hiänen, Leoparden, Rhinoceroſſe, aber auch Antelopen, Gemſen, Hirſche, Biſamhirſche, Haſen, Kaninchen und Eichhörnchen ſehen. Die Makis fliegen des Abends häufig umher, wie bei uns die Fledermäuſe. Es ſind vierfüßige an 3 Fuß lange Thiere, welche oberwärts ſchwarzgraue, unten aber gelbbraune Haare, einen vorgeſtreckten Fuchskopf, eine kurze Schnauze, weit von einander ſtehende Naſenlöcher und zwiſchen dem Halſe, den Beinen und dem Schwanze eine Haut haben, welche ſie ausſpannen und dann fliegen können. Sie nähren ſich von Baumfrüchten und ſind unſchädlich. Zahmes und wildes Geflügel, und

unter dem letztern auch Königsgeier, Kasuare, Falken, Papagaien, Nachtigallen und andere Gesang-, Sumpf- und Wasservögel sind, so wie Fluß- und Seefische, Schildkröten, Seidenraupen und Bienen im Überflusse vorhanden. Leider fehlt es auch nicht an Eidechsen, worunter der Leguan, das Kamäleon und der giftige Gekko; an Abgotts-, Brillen- und andern Schlangen; an Krokodillen, Skorpionen, Muskiten, weißen Ameisen und andern Gewürmen und Insekten. Die Abgottsschlange (Anakonda) ist unter allen bekannten Riesenschlangen die größte, indem sie eine Länge von 40 bis 50 Fuß und in der Mitte des Leibes die Dicke eines Mannes erreicht. Ihr Kopf gleicht einem Krokodillkopfe, und der weit geöffnete Rachen ist mit spitzen Zähnen besetzt, womit sie ihre Beute festhält. Die Haut ist an Farbe und Zeichnung verschieden. Sie schwimmt gut und wohnt auf den Bäumen und in der Nähe der Flüsse. Um einen Büffel, Hirsch, Reh, Antilope ꝛc. zu fangen, schwingt sie sich von ihrem Sitze auf ein solches Thier herab, umschlingt und erstickt es, saugt ihm zuvörderst das Blut aus, und zerbricht dann durch Zusammendrücken des Körpers die Knochen, welche sie durch ihren Geifer schlüpfrig macht, und hinunterwürgt. Außerdem frißt sie auch kleinere Schlangen, Eidechsen, Vögel und deren Eier. Nach einer starken Mahlzeit ist sie wegen der darauf folgenden Trägheit leicht zu tödten, sonst aber auch den Menschen, nicht wegen ihres Giftes, denn sie soll ohne Gift seyn, sondern wegen ihrer Stärke und Gefräßigkeit äußerst gefährlich. Die Brillenschlange ist die giftigste von allen. Sie hat eine Länge von 4 Fuß, in der Mitte eine Dicke von 4 Zoll, eine hellbraune Haut, um den Hals einen dunkeln Streifen, den sie im Zorne weit ausdehnt und auf dessen obern Seite eine brillenähnliche Zeichnung. Ohngeachtet ihres starken Giftes wissen sie doch die indi-

ſchen Gaukler zum Tanzen nach dem Takte einer Muſik abzurichten. Sie ziehen alsdann mit ihnen umher und laſſen ſie für Geld ſehen. Der Schlangenbändiger lockt ſie aus dem verſchloſſenen Kaſten hervor, und reicht ihr einen Tuchlappen hin, um ſich durch einen Biß in denſelben ihres Gifts auf eine kurze Zeit zu entledigen. Sobald die Muſik den Anfang nimmt, erhebt die Schlange den Kopf mit ſichtbarer Freude, bewegt taktmäßig den aufwärts gerichteten Leib, wobei aber der Schwanz unbeweglich bleibt und ſcheint deſto größeres Vergnügen zu empfinden, je ſchneller die Töne auf einander folgen. Dieſer Tanz dauert ohngefähr zehn Minuten, worauf das Thier ermüdet und gelaſſen in ſein Gefängniß zurückkriecht. — Die Einwohner ſind Anamiten, Malaien, Barmanen, Chineſen, Portugieſen und Bataver. Die Hauptſprachen, außer der gelehrten Baliſprache, die peguaniſche, barmaniſche, ſiamiſche und malayiſche, welche ſich am weiteſten ausgebreitet hat; und die herrſchenden Religionen: die muhamedaniſche, braminiſche und lamaiſche. Unwiſſenheit und Aberglauben haben hier überall ihren Sitz aufgeſchlagen, und vielleicht wird kein Land auf der Erde durch den Despotismus härter gedrückt als dieſes; daher auch die Europäer die hieſigen Häfen im Ganzen wenig beſuchen. Einige der inländiſchen Monarchen ſind unabhängig, andere aber Vaſallen des Chineſiſchen Kaiſers. Hinter-Indien geht ſüdlich in die Halbinſel

Malacca

aus, welche 81 deutſche Meilen lang und bis 54 breit iſt. Die von ihr benannte Meerenge iſt 7 bis 21 Meilen breit und wegen der darin befindlichen Inſeln und Sandbänke den Schiffern ſehr gefährlich. Undurchdringliche, von Flüſſen durchſchnittene und von reißenden Thieren bewohnte Wälder bedecken das Innere dieſes feuchten und ungeſunde-

ren Landes, zu deſſen Haupterzeugniſſen Gold, Silber, das feinſte Zinn, das ſogar auf der Oberfläche der Erde gefunden und von den Europäern am meiſten gekauft wird, Pfeffer, Elfenbein, ſaftige Manguſtanäpfel und andere edle Früchte gehören. Die Einwohner ſind die uns ſchon bekannte Malaien, und im Innern ungeſittete Nomaden. Außer den hieſigen, zum Theil von Siam abhängigen kleinen Staaten, haben auch die Bataver und Engländer einige Beſitzungen. Den erſtern gehört der Landſtrich vom Fluſſe Moar bis an das Cap Rockado. Die darin befindliche Stadt Malacca liegt an der Meerenge und iſt dadurch und durch ihren Hafen ihren Beſitzern ſehr wichtig. Sie hat ſchöne gerade Straßen, ſteinerne Häuſer und zwei Vorſtädte, und wird vornehmlich von Malaien und Chineſen bewohnt. Jenſeit des Fluſſes liegt, am einen Berg, die mit vielem Geſchütz und 600 Mann beſetzte Feſtung mit der Statthalterwohnung und verſchiednen Pack- und Zeughäuſern. — Die Engländer haben ſich im Jahr 1783 im Reiche Queda, auf Pulo-Pinang oder Prinz-Wallis-Inſel, niedergelaſſen, die zur Präſidentſchaft Bengalen gezogen iſt. Sie hat zwar nur 5 deutſche Meilen im Umfange und eine mäßige Bevölkerung, aber viel Schiffbauholz, Lebensmittel und einen befeſtigten Ankerplatz mit bequemen Buchten, wo die bengaliſchen Seeſchiffe in der ſtürmiſchen Jahreszeit ſicher liegen und ausgebeſſert werden, und die Chinafahrer ebenfalls überwintern können. — Nördlich von Malacca liegt

das Königreich Siam.

Es iſt 10000 Quadratmeilen groß, nur gen Süden offen, wo man auch vortreffliche Häfen findet, auf den übrigen Seiten mit Gebirgen umgeben, im Innern flach, und gut bewäſſert. Der Hauptfluß iſt der Menam und nach ihm der Tenaſſerim. Jener kommt aus Norden,

ist anfangs seicht, bis er sich durch mehrere Ströme verstärkt, erreicht bei Juthia seine größte Breite, hat weiter herab Fälle, welche die Schiffer umgehen müssen, und ergießt sich durch drei Arme in den siamischen Meerbusen. Eine vorliegende Sandbank macht die Einfahrt schwierig, außer beim Südwestwinde. Der reißende und mit Felsen angefüllte Tenasserim strömt dem bengalischen Meerbusen zu. Das Klima ist im Ganzen milde, der Winter trocken und heiß wie ein europäischer Sommer, der hiesige Sommer aber naß. An den Küsten wirkt die Luft nachtheilig auf die Gesundheit, besonders leiden die Europäer durch Fieber, Durchfall und Ruhr. — Obgleich der größte Theil des Landes unangebaut der Natur überlassen wird, so vereinigt Siam doch alle Schätze Südasiens. Der Menam befruchtet durch seine Ergießungen, die im September, auch noch früher erfolgen, die niedern Gegenden, welche alsdann eine Zeit lang großen Seen gleichen, aus denen die Anhöhen mit ihren Tempeln wie Inseln hervorragen. Nur auf den Höhen und in den entfernten Strichen, welche die Überschwemmung nicht erreicht, werden alle Vegetabilien von der Sonne verbrannt. Reis und Weitzen erndtet man im Überflusse, und an Arzneipflanzen, Gummiarten, Benzoe, Baumwolle, Firnissen, Zimmt, Cassia, Jasmin, woraus ein Öl gezogen wird, an Eisenholz, das man häufig zu Ankern, Ambossen u. dergl. verbraucht, an weißen Betelnüssen, welche die Portugiesen nach China verhandeln, an dem wohlriechenden Adlerholze, an Durio und andern indischenn Früchten besitzt Siam einen großen Reichthum, so wie an zahmen und wilden Thieren, Geflügel und Fischen. Unter den Flußfischen schätzt man besonders den Silberaal und den Mango. Seefische werden häufig gefangen, und gedörrt nach den östlichen Häfen verhandelt. Die Berge enthalten

Diamanten

Diamanten von dem schönsten Wasser, aber nicht von besondrer Größe, Rubinen, Sapphire und Agate, Gold, vorzüglich gutes Zinn, Blei, Eisen, Stahl und wenig, aber sehr gutes Kupfer. Die Siamer sind schwärzlich, von mittler Größe und regelmäßigem Bau. Das Gesicht ist breit, oben und unten spitz, die Nase kurz und dick, die Nasenlöcher weit, die Augen klein und matt, die Ohren groß, die Zähne schwarz gebeitzt, und das Haar, welches auf dem Wirbel abgeschnitten wird, lang und schwarz. Den Bart rupft man aus, läßt aber die Nägel wachsen, und steckt sie bemalt in kupferne Futterale. Ein Stück um die Hüften und Lenden gewundenes, baumwollnes Zeug, ist ihre ganze Bekleidung. Nur zuweilen ziehen sie ein mussselinenes Hemde an, und vornehme Damen verschleiern sich oder bedecken wenigstens den Busen. Hüte gebraucht man bloß auf Reisen, und nur der König trägt mit den Hof- und Staatsbedienten, bei feierlichen Gelegenheiten, hohe kegelförmige Mützen, die nach dem Stande der Person, theils mit Edelsteinen, theils mit goldnen oder silbernen Ringen besetzt sind. Der königliche Anzug besteht in einem langen Weiberrocke, einem kurzen Oberkleide mit langen engen Ärmeln, einem Gürtel, und einem am Halse befestigten, vorne offnen und hinten nachschleppenden Mantel. Diese Kleidungsstücke sind von Damast oder Brokat. Das Jadgefolge und die Armee bekommen rothe Hemden. Die Geistlichen (Talapoinen) bedecken den Unterleib mit einer braungelben Pagne, den obern aber mit Leinwand, und lassen sich nie ohne Fächer und Sonnenschirm aus Palmblättern sehen. Die Siamer lieben die Reinlichkeit und baden daher fleißig, reiben sich auch öfters mit wohlriechenden Wassern und Ölen. Sie essen gewöhnlich Reis, Früchte und Fische, seltner Fleisch, die Armen auch Heuschrecken, Ratten u. dergl. Man

trinkt Waſſer und Büffelmilch, ſeltner Arrack und Wein. Tiſchtücher, Löffel und Gabel ſind nicht im Gebrauch. Auf den Märkten, die Abends von 5 bis 9 Uhr gehalten werden, kann man Lebensmittel und Kleidungsſtücke vollauf haben. Kokosſchalen vertreten dabei die Stelle der Metzen und die Arme die Stelle der Ellen. Man bezahlt mit Silbermünzen, deren größte etwa 8 Gr. werth iſt. Man baut die Häuſer, welche aus bambusrohrnem Flechtwerk beſtehen und auf 13 Fuß hohen Pfählen ruhen, gern am Waſſer. Sie haben, ſelbſt die Palläſte, nur ein Geſchoß, und letztere, wie auch die Tempel (Pagoden) keine andere Verzierung als ſteinerne Pyramiden und ein roth angeſtrichenes, mit Goldſtreifen belegtes oder aus Zinnplatten oder gelb gefirnißten Ziegeln beſtehendes Dach. In den Zimmern ſieht man weiter nichts, als Tiſche ohne Geſtelle, Binſenmatten und Kiſſen ſtatt der Stühle und Betten, und zuweilen geflochtne Ramen ſtatt der Bettſtellen. Der Siamer iſt phlegmatiſch, gemächlich, arbeitſcheu; die ſchöne Natur ladet ihn ſelten zu einem Spaziergange ein, und ſelbſt Beluſtigungen vermögen ihn kaum aus ſeiner Unthätigkeit zu wecken. Unempfindlich gegen alles außer ihm, über alle Maaßen nachgebend und feig, iſt es eben ſo ſchwer, ihn in Harniſch zu bringen, als ihn wieder zu beſänftigen wenn er zürnt. Seine Verſtellung, Komplimentenſucht, kriechende Demuth gegen Höhere, und ſein beleidigender Stolz gegen Niedere ſind gleich groß. Dem Wucher ergeben, zeigt er doch gegen mühſamen Erwerb eben ſo viel Gleichgültigkeit, als in Erhaltung des Eigenthums ängſtliche Sorge. Seine Moral beſteht in den fünf Hauptſtükken: tödte nicht, ſtehle nicht, lüge nicht, lebe verträglich und keuſch, und genieße keine berauſchende Getränke, und es ſcheint als lebe er derſelben gemäß. Schamhaft vermeidet das Frauenzimmer jede Ent-

hüllung; kein Mädchen erlaubt ſich den Umgang mit einer Mannsperſon, und die Damen leben deſto eingezogener je vornehmer ſie ſind. Die Geſetze geſtatten zwar die Vielweiberei, allein nur die Reichen machen aus Prachtliebe davon Gebrauch, und dann iſt auch nur eine die rechtmäßige Gemahlin, die übrigen ſind Sclavinnen derſelben und können mit ihren Kindern von den Erben des verſtorbenen Mannes verkauft werden. Gewöhnlich werden die Ehen von alten Weibern und Wahrſagern eingeleitet. Nehmen alsdann die Ältern der Braut die von dem Freier überſandte Doſe mit Betel und Areka an; ſo gilt dies für ein Zeichen, daß ihm der Zutritt nicht verſagt wird, und nun iſt auch die Ehe durch Beſtimmung des Vermögens, das jeder Theil bei der neuen Wirthſchaft zum Grunde legt, geſchloſſen. Darauf folgen Mahlzeiten, Tänze von gemietheten Tänzerinnen und die prieſterliche Einſegnung des dem neuen Ehepaar gehörigen Hauſes. Eben ſo wenig Umſtände macht die Scheidung, wobei man ſich beiderſeits in die Kinder theilt oder ſie verkauft. Ob nun gleich jeder Siamer ein Deſpot iſt, der ſeinen Frauen die härteſte Arbeit aufbürdet und ihnen nicht einmal erlaubt, ſich neben ihn zu ſetzen oder mit ihm zu ſpeiſen, ſo hört man doch ſelten von ehelicher Untreue, auch ſtehen lüderliche Perſonen in allgemeiner Verachtung. Die Kinder werden zur ſclaviſchen Folgſamkeit und zur knechtiſchen Ehrerbietung gegen Höhere erzogen, aber nur diejenigen, welche zu Staatswürden beſtimmt ſind, erhalten von ihrem ſiebenten Jahre an in den Klöſtern den nöthigen Unterricht. Indeß haben es die Siamer in Wiſſenſchaften und Künſten noch nicht weit gebracht. Sie ſind mehr Sterndeuter als Aſtronomen, ſchlechte Ärzte, mittelmäßige Dichter, beſſere Goldſchläger, Vergolder und Bildhauer, als Maler, Bau-

und Tonkünſtler. Ihre vornehmſten muſikaliſchen Inſtrumente ſind dreiſaitige Geigen, Hautbois, kupferne Becken und pergamentne Trommeln. Man verfertigt weder ſeidne, noch wollne, ſondern nur baumwollne Zeuge, verſteht ſich auch nicht auf die Behandlung der Metalle, und gemeine Leute ſind gewöhnlich Maurer, Zimmerleute und Fiſcher. Doch iſt nicht zu leugnen, daß ſie in vielen Handarbeiten vorzügliche Geſchicklichkeit beſitzen, unter andern im Schiffbau, der auch ſchon auf europäiſche Art getrieben wird. Der Handel iſt nur an den Küſten von Bedeutung und faſt ganz in den Händen des Königs, in deſſen Magazine die Unterthanen die Handelsartikel zu geringen, willkührlichen Preiſen liefern, und was ſie davon brauchen, aus denſelben kaufen müſſen. Vornehmlich hat ſich der Monarch den Handel mit Elfenbein, Zinn, Zink, Blei und Sapanholz vorbehalten und weiß dieſe Artikel auf den indiſchen Märkten gegen andere Waaren mit vielem Vortheil abzuſetzen. Kommen fremde Kaufleute hieher, und gewöhnlich ſind es Portugieſen, zuweilen nur Engländer aus Kalkutta, ſo werden, nachdem ſie mit den Miniſtern über den Theil der Schiffsladung einverſtanden ſind, welche dem Regenten als Geſchenk zufallen ſoll, einige der erſten Handelsleute beſtimmt, die Ladung zu ſchätzen; worauf der König den beſtimmten Theil empfängt, und ihn durch Elfenbein und Sapanholz nach den feſtgeſetzten Preiſen erwiedert. Dann folgen aber, ehe es zum eigentlichen Handel kömmt, noch mehrere Abgaben, und zuweilen muß es ſich der Fremde gefallen laſſen, ſeine ganze Ladung unter dem Werth zu verkaufen, die Rückfracht aber über den Werth zu bezahlen.

Vergnügungen, welche den Körper angreifen, lieben die vornehmen Siamer nicht. Sie ſelbſt nehmen Antheil an Schach-, Brett- und an-

dern Glücksspielen, sind aber bloße Zuschauer bei pantomimischen Balletts, Opern, Ring- und Fechterspielen, Hahnen- und Thierkämpfen, Ochsenrennen, wobei die Ochsen nach einem Ziele mit und ohne Pflug rennen, der schwebend erhalten wird, und wobei große Wetten statt finden; bei dem Gondelrennen, fliegenden Drachen, Feuerwerken, Illuminationen und tanzenden Schlangen. Die Tänzer, Seiltänzer, Ringer, Fechter und Schauspieler sind aus dem niedrigen Stande, und haben keine bürgerliche Ehre. Nach der Landesreligion, der budhistischen, verehren die Siamer ein höchstes Wesen, mit vielen guten und bösen Engeln, und glauben eine Seelenwanderung, weshalb, außer Geflügel und Fischen, welche sich selbst die Geistlichkeit nicht versagt, kein gutartiges Thier getödtet wird, und da die Verstorbenen, nach Durchwanderung gewisser Thiere, des Himmels oder der Hölle wieder geboren werden, so hält man eine Trauer ihrentwegen für überflüssig. Arme Leute machen auch mit ihren verstorbenen Verwandten wenig Umstände. Sie verscharren sie, oder speisen mit ihnen die Raubvögel. Reiche hingegen lassen sie unter geistlicher Obhut, in ausgeschmückten Särgen einige Tage auf einem Gerüste stehen, darauf, unter einer weißgekleideten Begleitung und mit Musik nach dem Begräbnißplatze außerhalb der Stadt tragen, wo der Leichnam auf einem Scheiterhaufen erst geöffnet und dann mit dem Sarge unter einer Pyramide beerdigt wird. Selbstmörder, Hingerichtete und durch Zufall Umgekommene, werden den Fischen oder wilden Thieren übergeben. Die Talapoinen, deren Oberhaupt der Superior des Klosters und der Pagode im königlichen Pallast ist, und die, nach Belieben, in den weltlichen Stand zurücktreten können, sind entweder Einsiedler oder Priester. Die letzten theilen sich in Sankrats (Bischöfe) Priore, Mönche und Novi-

zen, wohnen in viereckten Klöstern, in deren Mitte die Pagoden oder Tempel stehen, und müssen in denselben dem Volke an bestimmten Tagen die Religionslehren vortragen und außerdem die Jugend unterrichten. Sie führen ein eheloses, sehr eingeschränktes, hartes Leben, dürfen weder Gold noch Geschmeide tragen, müssen jede Aufmunterung zur Freude vermeiden, frühmorgens im Tempel ihre Andacht verrichten, die Tempel säubern und schmücken, Allmosen sammlen, die Novizen unterrichten, nur geistliche Gespräche führen, und sich, wenn sie nicht den Scheiterhaufen besteigen wollen, der Keuschheit befleißigen. Die Speisen werden ihnen durch Nonnen bereitet, welche zwar ebenfalls in den Mönchsklöstern wohnen, aber wenigstens ein halbes Jahrhundert außerhalb gelebt haben. — Der Regent ist einer der ersten Despoten der Erde, welcher über geborne Sclaven herrscht. Ihm gehört die Hälfte des urbaren Landes, das jene umsonst bearbeiten; er setzt, obgleich jedes Amt erblich ist, alle Staatsdiener nach Willkühr ein und ab, und bezieht seine Einkünfte aus den sämmtlichen Erndten der Unterthanen, aus seinen Domainen, aus der Einziehung der Güter, aus Geldstrafen, Zöllen und Geschenken. Außer der Landmiliz, wozu jeder wehrhafte Mann gehört, und die sich mit Flinten, Säbeln und ledernen Schilden bewafnet, unglaublich schnell versammlet, unterhält er noch eine Leibwache aus fremden Truppen, die seinen Pallast aufs schärfste bewacht, und niemanden undurchsucht einläßt, 2000 Mann Kavallerie, mehrere 1000 Kriegs-Elephanten, und etwa 60, mit eisernen Kanonen besetzte Galeeren an den Küsten. Aber bei dem allen sitzt er nicht sicher auf seinem Throne; denn es tritt unter den Prinzen und Großen zuweilen ein Empörer auf, der Anhang und Mittel genug findet, sich seiner zu bemächtigen. In der Regel wird die Regierung

auf den älteſten Sohn der Königin vererbt; aber oft beſtimmt der König den Sohn ſeiner Favoritin zu ſeinem Nachfolger, wodurch zuweilen Bürgerkriege veranlaßt werden, ſo ſehr auch die Siamer das Blutvergießen verabſcheuen. Der König erſcheint jährlich einmal auf einem prächtig geſchmückten Elephanten ſitzend, von ſeinen Hof- und Staatsbedienten und der weiblichen Leibdienerſchaft begleitet, öffentlich, um dem im Staube liegenden Volke den Segen zu ertheilen. Es iſt Landesſitte, mit jeder neuen Würde auch einen neuen Namen zu erhalten. Die Beamten empfangen ſtatt des Soldes Häuſer, Waffen, Schiffe, Thiere, Sclaven und Äcker, welches alles nach ihrem Tode oder Abſetzung an den König zurückfällt. Aber die Hauptquellen ihrer Einkünfte ſind Erpreſſung und Beſtechung, wie dies auch in andern Ländern der Fall iſt. Der Herr kann ſeinen Sclaven nach Gutdünken behandeln, nur darf er ihn nicht tödten. Überhaupt kann niemand die Todesſtrafe verhängen als der König, ſelbſt nicht das höchſte in der Reſidenz befindliche Juſtizcollegium und die demſelben untergebnen Landgerichte. Die Strafen, welche in Siam nur ſo lange ſchimpflich ſind, als ſie dauern, beſtehen gewöhnlich in der Baſtonade, in Halseiſen und Kettentragen. Die Prozeſſe werden ſchriftlich geführt, und aus Habſucht oft bis ins Unendliche ausgedehnt. Fehlt es dem Richter an Entſcheidungsgründen, ſo ſchreitet er zu Reinigungsproben. Die Streitenden müſſen entweder die Hände in ſiedendes Öl oder in geſchmolzenes Metall ſtecken, über glühende Kohlen gehen, untertauchen, oder heilige Pillen verſchlucken; wobei der am wenigſten oder gar nicht Verletzte immer der Rechthaber iſt. Der König läßt auch wohl beide Partheien den Tiegern vorwerfen, und erkennt aus höchſter Gnade

denjenigen für unschuldig, der nicht zuerst zerrissen wird. — Das Reich ist in Provinzen getheilt, die von Statthaltern regiert werden; aber die meisten Städte haben ein armseliges Ansehen. Davon macht die Haupt- und Residenzstadt Bankok eine Ausnahme. Sie liegt an der Mündung des Menan, und ist der Haupthandelsort des ganzen Staats, so wie der berühmteste in Verfertigung des Ballichong-Teiges. Etwas nördlicher liegt die ehemalige Hauptstadt Juthia auf einer Menan-Insel. Sie hat meistens gerade, mit Bäumen besetzte Straßen, längs schiffbaren Kanälen, über welche hölzerne und steinerne Brücken führen, viele Tempel, ehemals 120000 Einwohner und einen königlichen Pallast, dessen Umfang 1½ Meilen beträgt; die drei Ringmauern desselben umschließen eben so viel Höfe mit mehrern Tempeln und andern Gebäuden, der innerste aber enthielt die Wohnung des Monarchen, einige Gärten und Plätze. In einem besondern Hause werden die Staats-Elephanten, die nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeiten verschiedne Titel führen, auf Gold und Silber, und der Leib-Elephant sogar von Stabs-Officieren bedient. In demselben Hause ist auch die Kunst- und Schatzkammer, worin jede Provinz alle halbe Jahr fünf goldne und eben so viel silberne Blumen, jede 10 Unzen schwer, nebst andern Kunstsachen liefern muß. — 14 Meilen nördlich am Menan, liegt in einer reizenden, gesunden Gegend, die Stadt Luwo, wo sich der König 7 bis 8 Monat im Jahre aufzuhalten pflegt. — Tenasserim am gleichnamigen Flusse, ist einer der lebhaftesten Seeplätze des Reichs. Ihm gegenüber sind längs der Westküste die größtentheils unbewohnten, aber mit guten Häfen versehenen Mergui-Inseln. Östlich von Siam kommen wir über den Hafen Ponthiamas, dem vornehmsten auf der Südwestküste, der zu dem gleichnamigen kleinen

Staate

Staate gehört, dessen Einwohner, fast lauter Chinesen, Ackerbau, Künste und einen lebhaften Handel treiben, und in ihrer Unabhängigkeit ein sehr glückliches Leben führen, nach

dem Reiche Kambodia.

Es ist ein 65 deutsche Meilen langes und 45 Meilen breites, vom Menamkom durchströmtes, fruchtbares, aber nicht volkreiches Thal, dessen niedrige, mit Gebüsch bewachsene Küsten, in einer Länge von 19 deutschen Meilen den Seefahrern etwa fünf bis sechs gute Häfen darbieten. Die Lebensmittel sind in solchem Überflusse, daß man einen 4 bis 5 Centner schweren Ochsen für einen Piaster, und 140 Pfd. Reis für acht Pence kauft. Unter den Waldbäumen zeichnet sich einer durch die besondere Eigenschaft seines Saftes aus. Wenn die Jäger auf die Elephantenjagd gehen, pflegen sie die eisernen Spitzen ihrer Pfeile in die Rinde dieses Baumes zu stoßen, wodurch diese so vergiftet werden, daß das damit getroffne Thier in wenigen Augenblicken verscheidet; gleichwohl kann dieser Saft ohne Schaden getrunken werden, und man genießt ihn auch zur Stärkung. Die Kambodier sind hellbraun und wohlgebildet, vornemlich die Frauenzimmer, tragen lange Kleider, bedecken aber weder Kopf noch Füße. Sie weben baumwollne, leinene und seidne Zeuge, grobe Tücher, sehr feinen Barchent, Tapeten und Decken. In der Religion und dem Priesterthum gleichen sie den Siamern, wahrscheinlich auch in andern Dingen. Die Klassen des vornehmen Standes unterscheiden sich durch goldne, silberne und aus anderm Stoff verfertigte Betel- und Arekakästchen, welche man vor sich hertragen läßt. Der König ist ein Vasall des Königs von Kochinchina. Seine Unterthanen haben kein Eigenthum, sondern nur die lebenslängliche Nutznie-

ßung der beweglichen und unbeweglichen Güter, die nicht auf die Kinder, sondern als Lehne an den Landesherrn zurückfallen. Die Hauptstadt und Residenz Kambodia oder Lewek liegt am Menamkom, 13 deut. Meilen von dessen Mündung. Die Einwohner, Kochinchinesen, Japaner, Malaien und Portugiesen, unterhalten gute Manufakturen, besonders in Baumwolle, und einen beträchtlichen Handel. Der königliche Pallast hat ein klösterliches Ansehn und eine Umgebung von Palliſaden und Geschüz. Unter den Tempeln zeichnet sich einer durch künstliche und prächtige Architektur aus. Kiperzoah ist der Haupthandelsplaz an der Küste, wo die Ausmärtigen Elfenbein, Gold, Seide und Gummilack einkaufen.

Das kleine Reich Chiampa, zwischen der Mündung des Menamkom und Kochinchina, dem es zinsbar ist, hat vorzüglich gute Schiffbauer und Seefahrer. Östlich von Kambodia liegt

das Königreich Kochinchina

d. h. Westchina, von den Einwohnern Annam genannt. Es ist ein 44 deutsche Meilen langes und 12 bis 15 Stunden breites Küstenland, das der Fluß Lungen in Norden von Tunkin trennt und mehrere Bergflüsse durchschneiden, welche in der regnigten Jahrszeit, vom September bis Februar, die Niederungen gewöhnlich alle zwei Wochen auf drei oder vier Tage überschwemmen, wodurch das Erdreich dermaßen befruchtet wird, daß es bei dem vortrefflichen Klima in mehrern Gegenden jährlich drei Erndten giebt. Kochinchina hat daher Überfluß an schäzbaren Produkten. Dahin gehören: Sumpf- und Berg-Reis, Thee, der stark verbraucht wird, der beste Zucker in ganz Indien, den

man häufig nach China versendet, Adlerholz, das zerstoßen, theils zum Rauchwerk, theils als ein magenstärkendes Mittel gebraucht und dem Golde gleich geschätzt wird; Arekapalmen, die den Reichthum mehrerer Provinzen ausmachen, Betel und andere ostindische Gewächse. Man findet das Gold fast gediegen und in großer Menge. Die Bergbewohner bringen viel Goldstaub nach den Märkten, wo sie ihn gegen Reis, Eisen, Tücher ꝛc. vertauschen. An zahmen und wilden Thieren, vortrefflichem Geflügel und schmackhaften Fischen ist kein Mangel; aber die Rindviehzucht ist unbedeutend, weil man das Rindfleisch nicht achtet und zum Ackerbau Büffel gebraucht. — Die Ureinwohner, Moys genannt, bewohnen die Gebirge, gleichen den Kaffern in der Schwärze und Gesichtsbildung, und sind noch ziemlich wild. Die gutmüthigen, gefälligen und verträglichen Bewohner des flachen Landes, von denen in der Folge die Rede ist, haben mit den Chinesen einerlei Abstammung, und gleichen ihnen in der Höflichkeit, dem abgemessenen Ceremoniel und andern Sitten und Gebräuchen, so wie in der Sprache, Religion und Bildung, nur sind sie dunkler; die Frauenzimmer aber, die den Schleier nur im Hause ablegen und ihn bloß beim Grüßen oder Danken etwas zurückschlagen, weiß und schön. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem lose anliegenden Gewande, das am Halse zugeknüpft, über die Brust zusammenschlägt und weite lange Ärmel hat, welche die Hände bedecken. Vornehme Personen, besonders weibliche, tragen mehrere solcher Kleider übereinander, so daß das unterste bis auf die Erde reicht, die darüber liegenden aber in der Länge verhältnißmäßig abnehmen. Das Ganze bekommt durch die verschiednen Farben dieser Zeuge ein äußerst buntes Ansehen. Nur die rothe Farbe

darf nicht darunter erscheinen, weil diese dem Landesherrn und in öffentlichen Ämtern stehenden Personen vorzugsweise gebührt. Man schmückt sich lieber mit Perlen als mit Diamanten und läßt das Haar mehrentheils frei hängen. Den Kopf bedeckt man mit einem Turban oder Hut, aber die Füße weder mit Strümpfen, noch Schuhen. Die Frauenzimmer, welche sich über Ehrbarkeit und weibliche Tugend meistens hinwegsetzen, auch kein eingezogenes Leben führen, übertreffen die Männer an Energie und Thätigkeit; daher die Kaufleute sich ihrer oft zu Faktoren und Mäcklern bedienen, wobei sie auf ihre Treue und Genauigkeit sicher rechnen können. Der Mann nimmt so viel Frauen als er zu ernähren im Stande ist, und hat über sie und seine Kinder eine unbeschränkte Gewalt. Die Kochinchinesen sind gesprächig, gastfrei und mäßig im Genuß der Speisen und Getränke. Jene bestehen gewöhnlich in Reis, Hülsenfrüchten, Fleisch, Geflügel nnd Fischen, seltner in Elephantenfleisch, denn dies gehört zu den Leckerbissen; diese in Thee und bei Feierlichkeiten in Arrack. Dem Gaste setzt man nach dem Empfange sogleich Betel, Thee und Taback vor, und bei Festlichkeiten sucht man das Vergnügen durch die Künste besonderer Tänzerinnen, durch Schauspiele und durch Musik, welche durch Pfeifen, Trommeln, Kastagnetten und Violinähnlichen Instrumenten hervorgebracht wird, zu erhöhen. Die auf Pfählen erbauten, aus Bambusrohr geflochtenen und reinlich gehaltenen Wohnungen sind nur von einem Geschoß, weil außer dem Könige niemand ein zweistöckiges Haus haben darf, und enthalten außer Matten, Tabourets und Tischen, wenig Geräthe. Der Matten bedienen sich Leute niedrigen Standes zum sitzen; der Vornehme gebraucht dazu ein 6 bis 8 Zoll hohes Tabouret, das an Zollen zunimmt, je höher sein Rang ist, und beim Essen, das mit Hülfe einer

elfenbeinernen Gabel oder einer Stachel vom Stachelschwein und einem schaufelförmigen Löffel eingenommen wird, muß jeder seinen eignen Tisch haben. Die Küchen sind, um Feuersgefahr zu vermeiden, vor den Hausthüren angebracht. In den an den Landstraßen befindlichen Wirthshäusern erhält der Reisende alle erforderliche Speisen reinlich zubereitet. — Die Erlernung der Lehre des Konstutse, wozu sich der Hof nebst den Vornehmen, und der Lehre des Fo, wozu sich das Volk bekennt, umfaßt die ganze Gelehrsamkeit der Kochinchinesen, denen, selbst die Mandarinen (Gelehrten) nicht ausgenommen, die übrigen Wissenschaften fremd sind. Dagegen erwerben sie sich große Geschicklichkeiten in vielfältiger Benutzung der sie umgebenden Gegenstände und in wesentlichen Handgriffen bei mehrern Gewerben. Ihr Feldbau kann nicht vollkommner seyn und ihr Zucker wird weit besser geläutert als der unsrige, indem man ihn, wenn er schon fest ist, schichtweise unter Abschnitten des Pisangbaumes legt, dessen wässriger Saft durch ihn hintrieft und alle fremde Theile mitnimmt, und ihre Töpferarbeit ist sehr zierlich. Sie schmelzen gutes Eisen und verfertigen daraus Luntenflinten und andre Waffen. Die gewöhnlichen Boote werden aus fünf durch Feuer gekrümmten Blanken ohne Ribben zusammengefügt, und die Fugen mit Muschelkalk verstrichen. Diese an beiden Enden gezierten Schiffe segeln schnell ohne zu schwanken. Man flechtet auch kleine Kähne und überzieht sie ganz mit Muschelkalk. — Der König, ein Vasall des chinesischen Kaisers, herrscht unumschränkt. Alles, Gesetze, Ämter, Würden, selbst Güter und Leben hängt von seiner Willkühr ab. Zuweilen erscheint er am Thore seines Pallastes auf einem Thurme sitzend, den ein Elephant trägt, um öffentlich Gericht zu halten; wobei sich jeder in ehrerbietiger Entfernung halten, und sein

Gesuch durch einen Verschnittenen anbringen muß. Befehle und Aussprüche des Regenten werden auf der Stelle vollzogen. Man straft mit Gefängniß, Sclaverei, Verstümmlung und Tod. Der ertappte Dieb verliert das erste und zweite mal einen Finger, das dritte mal ein Ohr und zuletzt den Kopf. Allein die Gerechtigkeitspflege wird durch die vielen Formalitäten und Umschweife nur noch lästiger, weil die bestechlichen Richter darin immer neue Wege entdecken sich durch Erpressungen zu bereichern. Jeder Unterthan von 19 bis 60 Jahre muß Geld und Naturalien-Abgaben entrichten und 8 Monate Frohndienste thun, doch wird in der Größe beider auf die körperliche Stärke und Schwäche der Person, wie billig, Rücksicht genommen. Indeß drücken die Mächtigen des Landes das Volk ohne Scheu, welches von seinen Rechten und seiner Kraft gar keine Begriffe zu haben scheint. Von den Reiserndten bekommt der König $\frac{1}{3}$ und die Statthalter $\frac{1}{7}$. Die Moys geben, was ihre Gebirge liefern. Im siebenten Monat des Jahrs wird der Tribut aus sämmtlichen zwölf an der Küste liegenden Provinzen nach Hofe gebracht, bei welcher Gelegenheit der König einige Wochen lang mancherlei Lustbarkeiten veranstaltet. Die Residenz heißt Hue oder Kehue. Sie liegt an einem großen Flusse, der sie in der Regenzeit oft überschwemmt, soll 5 deutsche Meilen im Umfange und 400 Pagoden haben, ist von Kanälen durchschnitten aber schlecht gebaut. Der königl. Pallast liegt hoch auf Terrassen in einem viereckigen Fort, dessen Länge 1500, die Breite aber 1100 rhl. Fuß beträgt. Das Ganze ist mit einer Ringmauer umgeben, hinter welcher sich ein 10 Fuß hoher, mit 60 Kanonen bepflanzter Erdwall befindet. Dann kommt eine Reihe spitzer, schief in die Erde getriebener Bambusstämme; weiter hin ein 8 Fuß breiter und

eben so tiefer mit einer Bambushecke eingefaßter Graben, eine Verpalisadirung von Bambusstämmen und endlich ein niedriges Gitterwerk. Die innere Fläche des Forts ist durch viele steinerne Mauern in viereckige Räume getheilt, wovon einige zu Märkten, zu Proviantmagazinen, zu Kasernen, zu Pferde- und Elephantenställen, zu Bedientenwohnungen ꝛc. bestimmt sind. Wer zur Audienz geht, muß, ehe er das Thronzimmer erreicht, mit der Stirne dreimal den Erdboden berühren. Zu jenem Zimmer führen sechs Stufen. Es ist vorne und an den Seiten offen, und die Decke desselben ruht auf schönen hölzernen Säulen. An der mit Holz ausgelegten Hinterwand steht auf einigen Stufen der Thron, ein roth gemalter und mit Drachenköpfen gezierter Armstuhl mit einem kleinen Tische, auf welchem ein rothes goldgesticktes Kissen liegt, um sich darauf zu stützen. Auf jeder Seite desselben befindet sich ein Stuhl mit mehrern Bänken für die Mandarinen. Der Anzug des Monarchen besteht bei solchen Gelegenheiten in einem dunkelgelben Gewande, worauf Drachen und andere Figuren in Gold gestickt sind, und in einer engen, hinten aufgeschlagenen, vorne mit Juwelen und oben mit einem großen rothen Steine besetzten Mütze. Die Mandarinen haben seidene, gestickte Kleider, Mützen mit goldnen Blumen und reiche Gürtel. Die Leibwache, wozu die schönsten Leute ausgesucht werden, ist in Sammt gekleidet und ihre Waffen, lange mit einem Büschel rothgefärbter Haare gezierte Piken, Flinten und Säbel, blitzen von Gold und Silber. Die Statthalter haben ebenfalls Leibwachen, welche sie in blaue Leinwand kleiden, und ihnen einen Helm aus Leder oder Pappe geben, der lakirt und mit zinnernen Blumen und Devisen geziert ist. Die ganze Armee, deren Reuterei ein mäßiges Regiment ausmacht, soll 30000 Mann stark seyn. Der König giebt

ihr Sold, Lebensmittel, Kleidung, Waffen und die Materialien zur Munition, welche sie selbst bereitet. Sie ist in Regimenter von verschiedner Farbe getheilt, zwar nicht auf europäische Art geübt, verfehlt aber dennoch nicht ihren Zweck. Die Seemacht besteht aus einigen hundert gut ausgerüsteten Galeeren, jede von etwa 40 Mann. — Unter den Häfen und Handelsplätzen zeichnen sich Faifo und Turon aus. Der letzte ist etwa 8 deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt, der bequemste und sicherste. Faifo hat regelmäßige, mit breiten Steinen gepflasterte Straßen und wohlgebaute steinerne Häuser. Beide Örter benutzen die Nähe so vieler Länder und Inseln zu einem vortheilhaften Handel, der freilich ohne die Bedrückungen der Regierung weit umfassender seyn könnte. Da kein Innländer das Land verlassen darf, so beruht die Ein- und Ausfuhr bloß auf die Ankunft fremder, besonders chinesischer und portugiesischer Fahrzeuge von Macao. Die Portugiesen kaufen alles auf, was in Kanton keinen Abgang gefunden hat, und bringen es hier theuer an. Sobald ein Handelsschiff einen Hafen erreicht hat, muß der Schiffshauptmann mit einem Verzeichnisse von seiner Ladung, und mit den für den König bestimmten Geschenken, ohne welche kein Handel angefangen und geendigt werden kann, nach der Residenz reisen. Dann erst und nach Berichtigung des Einfuhrzolls mit 10 Procent können die Waaren ausgeladen und zum Verkauf nach der Faktorei gebracht werden, wo jedoch die Zollaufseher sie zuvor durchsuchen und die besten für sich zurücklegen. Für diese und andre Umständlichkeiten und Bedrückungen wird der Kaufmann durch den Gewinn entschädigt, den er an den hiesigen Ausfuhrartikeln macht. Der Verkauf des Elfenbeins und Adlerholzes ist ein königliches Monopol. — Gehen wir über die Chimaybai, so kommen wir nördlich in

das

das Königreich Tunkin,

das durch rauhe Gebirge im Norden von China und im Westen von Laos getrennt wird. Es ist 80 deutsche Meilen lang, und nördlich 52 breit. Die Küste ist flach, sumpfig, von vielen Kanälen und Flüssen durchschnitten. Die vornehmsten der letztern, als der Domea, Longkoy und Rokbo ergießen sich in den 20 bis 30 Meilen breiten, durch Bänke und Klippen gefährlichen Tunkinischen Meerbusen. Bei einem sehr angenehmen Klima liefert dieses reiche Land besonders viel Reis, Zucker, Seide, Orange, Brod- und andre seltne Früchte, als die Lechea, welche traubenweis auf hohen Lorbeerbäumen wächst. Die karmoisinrothen dünnschäligen Beeren haben die Größe eines Hühnereies und geben einen köstlichen Trank. Zahme und wilde Thiere hat Tunkin in großer Menge. Die Eier des zahmen Geflügels läßt man in Öfen ausbrüten. Der Tunkineſe ist wohl gewachsen, hat eine feine glatte Haut von südeuropäischer Farbe und wenig Bart. Die Nägel läßt jeder wachsen, und die Weiber färben sie roth. Das Haar schlägt man gewöhnlich in einen Knoten; aber die Achtung vor einem andern erfordert, es hängen zu lassen. Das gemeine Volk bedeckt bloß die Hüften mit Leinwand; Reiche und Beamte tragen lange weite Hosen, eine Jacke mit kurzen Ärmeln und einen langen gestickten Rock. Bei Besuchen zieht man die längsten und weitesten Kleider an, die mehrentheils aus feiner Leinwand gemacht sind, weil man diese in Tunkin höher schätzt als Seide. Vornehme und Priester haben leinene Mützen und Pantoffeln, nur die Gelehrten und Prinzen Schuhe. Die gewöhnliche Kleiderfarbe ist weiß, bei Personen vom ersten Range aber schwarz. Frauenzimmer tragen lange Röcke, Ohrgehänge und Armringe. Die Tunkineſen lieben die Freuden der Tafel, die gewöhnlich mit Reis,

Wurzeln, Früchten, Schweinefleisch, Thee und Arrack, und mit manchen Leckereien, als rohen Fischen, rohem Rindfleische, frischem Blute, Elephantenfleisch und mit indischen Vogelnestern in porzellänenen Gefäßen besetzt ist. Die Speisen werden mit Schmalz und Öl gefettet, weil man weder Butter, noch Milch und Käse genießt. Man sitzt beim Essen an niedrigen lackirten Tischen mit übereinander geschlagenen Beinen, und bedient sich elfenbeinerner Gabeln; daher wird das Fleisch schon in der Küche zerschnitten. Reisbau, Jagd und Fischfang sind ihre Hauptbeschäftigungen; sie betreiben aber auch die nothwendigsten Handwerke, verfertigen seidne und wollne Zeuge, flechten Schiffe aus Bambus, gießen Kanonen, machen unförmliche Götzenbilder und mittelmäßige Gemählde, und sind mit der Schreibe- und Buchdruckerkunst bekannt. Wer eine Ehrenstelle haben will, muß ein Gelehrter seyn, und in Gegenwart des Königs, Adels und vieler Gelehrten sich einer strengen Prüfung unterwerfen. Besteht der Kandidat, so erhält er mit einem Staatskleide die Doctorwürde, und wird in Person auf einem Gerüste, namentlich aber auf einer Tafel am Thore des Pallasts zur Schau ausgestellt. Aus diesen Doctoren, deren Gelehrsamkeit hauptsächlich in der Kenntniß der Landesgesetze und der chinesischen Moral besteht, wählt der Monarch seine Gesandten und Minister. — In der Religion, Vielweiberei, in dem standesmäßig höhern oder niedern Sitz und in andern Sitten sind sie den Kochinchinesen, in den Hochzeitgebräuchen aber den Siamern ähnlich. Verstorbene werden erst nach einiger Zeit, im besten Anzuge und mit einem Geldstücke im Munde beerdigt und weiß betrauert. Die hiesigen Münzen sind mit dem königlichen Namen bezeichnete Kupferpfennige, die man durch Löcher an einander reihet, und wovon 60 Stück etwa den Werth eines Thalers ha-

ben. Der König wird durch den Chova oder Oberfeldherrn eingeschränkt, und verlebt seine Tage im Serail. Er darf sich jährlich nur einigemal öffentlich zeigen, z. B. beim Ackerfeste, wo er die erste Furche zieht. Der Chova, dessen Würde in seiner Familie erblich ist, bestimmt unter den königlichen Prinzen den Thronfolger, und läßt sich bei jedem Jahresanfange von den Oberrichtern und Kriegsbefehlshabern der sechs Provinzen den Eid der Treue erneuern. Die Unterthanen erlegen schwere Abgaben, und thun ein halbes Jahr Frohndienste. Gesetze und Strafen sind chinesisch. Die Landmacht besteht aus 130000 Mann Infanterie, 10000 Mann Kavallerie und 350 Elephanten; die Seemacht aus 220 Galeeren.

Die Haupt- und Residenzstadt Kacho am Sengkolflusse ist ziemlich ansehnlich, mit einer lebendigen Hecke umgeben, und enthält außer dem großen ummauerten königlichen Pallast, dessen Inneres sehr prächtig seyn soll, noch viele Paläste der Mandarinen, deren Hauptzierden in Gemälden und Bildhauerarbeit, in saubern Fußböden und verschiedenfarbigen Dächern bestehen.

Das Königreich Laos,

westlich von dem vorigen, ist etwa 100 deutsche Meilen lang, 44 breit, und von allen Seiten mit waldigen, oft unersteiglichen Gebirgen umgeben, von welchen sich unzählige Flüsse herabstürzen, die durch den Menamkom abfließen. In dieser großen Ebne athmet man eine frische reine Luft, und erblickt überall den üppigsten Wuchs in der größten Mannigfaltigkeit. Nach der Regenzeit sind die Felder mit einem weißlichten Schaum bedeckt, aus dem die Sommerhitze ein brauchbares Salz zieht. Farbige Edelsteine findet man hier in vorzüglicher Schön-

heit und Güte, desgleichen viel Gold und Silber und sehr guten Benzoe.

Laos scheint gut bevölkert zu seyn. Bei einer Volkszählung sollen sich einmal eine halbe Million junger waffenfähiger Männer vorgefunden haben, ohne die beträchtliche Anzahl der kraftvollen Alten. Man sagt, daß sie den Feind durch Vergiftung der Gewässer abzuhalten suchen, wenn sie hinter ihren Gebirgen keinen Schutz finden. Sie sind olivenfarbig, gut gebildet, dienstfertig, aber so unreinlich, daß sie die Vögel mit den Federn braten. Sie gehen barfuß und barhaupt, tragen enge Kleider, treiben Ackerbau und Fischerei, wissen aber wenig von Künsten und Wissenschaften. Der Mann heirathet nur eine Frau, hält sich aber nebenbei Sclavinnen. Ihre Religion ist ein Gemisch der Foischen und Lamaischen, und gestattet den Priestern übergroße Gewalt. Die Pagoden werden täglich besucht; denn sie dienen nicht allein zum Gottesdienst, sondern auch zu Vergnügungen. Außer dem Willen des Königs giebt es hier kein anderes Gesetz und Recht. Ihm gehört alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum, und kein andrer darf so lange Ohren haben als er. — Die Haupt- und Residenzstadt Lanjang liegt fast in der Mitte des Reichs und besteht, außer den hohen und geräumigen Wohnungen der Standespersonen, aus lauter elenden Hütten. Der königliche aus sehr festem Holze erbaute Pallast gleicht mit der Menge seiner Gebäude und Höfe einer Stadt. — Westlich folgt

Das Birmanische Reich.

Dazu gehören seit 1757 die Reiche Pegu, Awa, Arrakan und West-Siam. Es ist 227 deutsche Meilen lang, 130 breit und das mäch-

tigſte auf der Halbinſel. An der Küſte liegen ſehr viele Seeräuberinſeln.

Das Klima iſt gemäßigt und geſund. Die nördlichen Theile enthalten Gebirge, von welchen verſchiedene Flüſſe nach Süden herabſtrömen, als der Irawaddi, von welchen der beträchtliche Arrakan vielleicht ein Arm iſt; der Bugukium oder Lukian, der Tenaſſerim und andere. Das Land iſt reich an Gold, Silber, gediegenem Eiſen, Edelſteinen, Salpeter, Naphta, Bergöl, durchſichtigem Bernſtein, Thekaholz, Reis und andern indiſchen Gewächſen, an allerlei Wildpret, beſonders Rehen und Schweinen, peguaniſchen Pferden, die wegen ihrer Lebhaftigkeit und Dauer ſehr geſchätzt werden, an Büffeln, die man zum pflügen, und weil ſie über die gefährlichſten Wege und durch reißende Flüſſe ganz ſicher gehen, auch zum reiten gebraucht; an mancherlei Federvieh ꝛc. Die Peguaner, welche den Malaien gleichen, unterſcheiden ſich von den Birmanen oder Avaern, die den Arabern ähnlich ſind, und ſich in Stämme theilen, deren einige noch ſehr ungeſittet ſeyn ſollen, durch eine länglichte ſchönere Geſichtsform, und durch ſanftere regelmäßigere und geiſtvollere Züge. Beide haben, bei mittler Größe und ſtarkem Gliederbau, große ſchwarze Augen, eine flache Naſe, einen breiten Mund, hohe Backenknochen, ſchwarz gefärbte Zähne, einen Spitzbart, und in den Ohren eine Rolle von Goldblech. Die Arakaner halten eine flache, breite Stirn nebſt langen Ohren für Schönheiten; daher geben ſie jener in der Jugend die erforderliche Form, und ziehen dieſe allmälig durch ſchwere Gehänge, welche bei jedem Schritte ein Geklingel verurſachen, bis auf die Schultern herab. Die Birmanen tattowiren ſich, und auf vornehmen Schenkeln ſieht man alle hier bekannte wilde Thiere. Mannsperſonen niedrigen Standes bedecken bloß den

Unterleib; Vornehme tragen eine feine baumwollene Weſte, ein langes ſeidnes Gewand mit Ärmelknöpfen und Bruſtſchleifen, und einen faltigen Rock; die Frauenzimmer aber, welche hier ſehr wenig eingeſchränkt ſind, und ſogar ohne Schleier ausgehen, eine Jacke, ein ſeidnes Halstuch, eine baumwollne Schürze und eine Art von Kaftan. Aus den Haaren windet man Pyramiden und beſetzt ſie mit Federbüſchen und kleinen europäiſchen Hüten; aber die Arrakaner tragen lange Zöpfe, wenn ſie gemeinen, und mit Bändern geſchmückte Locken, wenn ſie vornehmen Standes ſind. Arme und Beine werden mit metallnen und beinernen Ringen umgeben. Gemüſe und Reisfladen, auch Ratten, Mäuſe und Schlangen, Waſſer und berauſchende Baumſäfte ſind die gewöhnlichen Nahrungsmittel, welche mit Mäßigkeit genoſſen und dem Fremden gern mitgetheilt werden. Man kocht die Speiſen in irdnen Töpfen vor den Hausthüren, und liebt vorzüglich die Ballichongbrühe. Auf großen Tafeln ſind Krebſe das Hauptgericht. Die Wohnungen ſtehen auf Pfählen, und ſind aus Bambusbrettern, Palmzweigen und Matten, nur die königlichen, welche ſich durch Größe und verſchwenderiſche Vergoldung auszeichnen, von Steinen erbaut. Das Anſtreichen und Lackiren der Häuſer iſt nur wenigen Perſonen erlaubt. Die von den Wohnungen, Gärten und Hainen der Talapoinen umgebenen kegelförmigen Pagoden ſtehen auf hohen Terraſſen und ſind oben durch ein eiſernes vergoldetes Flechtwerk, über welchem eine hohe goldne Spitze wie ein Blitzableiter hervorragt, geziert. Die goldne Pagode, einige Meilen von Ranguhn, die reichſte und erſte im Lande, iſt 330 Fuß hoch. In dieſen Tempeln werden dem Hauptgotte Hymnen geſungen, Kerzen angezündet und Opfer gebracht, welche die Hunde und andere Thiere, denen der Zutritt ebenfalls erlaubt iſt, verſchlingen. Die Religion iſt die

siamische, und man macht hier wie dort, aus Thon allerlei Götzen, die in den Tempeln und Wohnhäusern aufgestellt werden. Die Priester (siehe Siam) deren Oberhaupt auf der Insel Munay wohnen soll, sind zugleich Ärzte. Verstorbene werden in Särgen verbrannt und weiß betrauert; arme Leute aber, die die wohlriechenden Scheiterhaufen nicht bezahlen können, werfen ihre Todten ins Wasser. In Arrakan feiert man zum Andenken der verstorbnen Verwandten jährlich ein allgemeines Fest. Das Bild des Hauptgottes wird alsdann auf einem großen Wagen, von 90 in gelben Atlas gekleideten Priestern begleitet, in Prozession durch die Straßen gezogen, und wer recht fromm seyn will, läßt den Wagen über sich weggehen, oder sticht sich an dessen in dieser Absicht daran befestigten Stacheln, um das Bild mit seinem Blute zu bespritzen. — Freimüthigkeit und Gefälligkeit sind Hauptzüge des hiesigen Charakters. Jeder kauft sich so viel Frauen als ihm beliebt, schließt ohne große Förmlichkeiten die Ehe, und hebt sie ohne Schwierigkeit wieder auf. Das Gesetz bestraft zwar den Ehebrecher mit dem Tode; aber durch Geld kann man sich loskaufen, und der Untreue überführte Frauen suchen sich in Nonnenklöster, welche zwar nicht in dem besten Rufe stehen, aber, so wie die Wohnungen und Haine der Talapoinen, dem Verbrecher einen sichern Zufluchtsort gewähren, zu flüchten. Überhaupt findet hier die verbotne Liebe viele Freunde. Unter allen Beschäftigungen wird der Kriegsdienst für den ehrenvollsten gehalten. Im Schiffbau sind die Strandbewohner vorzüglich erfahren, und bauen jetzt schon Schiffe nach französischer Art, selbst für fremde Rechnung. — Die Klassen der Einwohner unterscheiden sich durch die verschiedne Durchbrechung des Dachs, welche um so stärker ist, je höher der Eigenthümer im Range steht; durch Beteldosen, Wasser-

flaschen und Pferdegeschirre. Der Adel allein trägt mehrere Reihen goldner Ketten; die unterste Klasse desselben 2, die oberste 12, der König 24. Der Niedrigere darf, bei schwerer Strafe, kein Zeichen eines höhern Standes führen; denn so will es der orientalische Stolz. — Bei Feierlichkeiten sind Fechterspiele, Tänze und Feuerwerke gewöhnlich, und am Neujahrsabend pflegen die Damen sich das Vergnügen zu machen, vorübergehende Mannspersonen mit Wasser zu bespritzen. — Der Birmanische Staat ist eine in männlicher Linie erbliche unumschränkte Monarchie, worin es neben vielen tausend Sclaven nur einen Herren oder Pra giebt. Dieser Machthaber führt nicht allein den Titel König oder Kaiser, sondern er nennt sich auch: Herr aller Länder, Städte, Edelsteine und Metalle, die in seinem Reiche gefunden werden, Herr des weißen Elephanten, Herr, welcher die zehn königlichen Pflichten beobachtet; nemlich: Mildthätigkeit, Gebet, Barmherzigkeit, Genügsamkeit an dem bloßen Zehnten, Gerechtigkeit, Bestrafung ohne Zorn, Duldsamkeit gleich der Erde, welche alle Geschöpfe trägt, Bestellung kluger Befehlshaber, Anhörung guter Rathschläge und Vermeidung alles Stolzes. Gegen den letztern sündigt er offenbar; ob er sich bei den übrigen neun an seine Pflichten, deren Ausübung auf einem Thron die Völker beglücken und Sclaven in freie Menschen verwandeln muß, erinnert, oder ob es sich mit diesen Titeln wie mit manchen europäischen verhält, kann ich nicht bestimmen. Königliche Prinzen führen in ihrem Titel Benennungen von denen Provinzen, welche sie regieren. Bei allem, was dem Monarchen gehört, muß das Beiwort Sho, d. h. Gold, hinzugesetzt werden. Haben z. B. Se. Majestät etwas erfahren, so sagt man: Es ist zu den goldnen Ohren gekommen. Überhaupt bezeichnet Gold in diesem Lande immer etwas Vortreffliches; daher auch

nur

nur Standespersonen Geschirr und Putzwerk von diesem Metall besitzen dürfen, und damit diese Vortrefflichkeit nicht durch die Hände des Pöbels verunreinigt werde, läßt der Regent keine goldnen Münzen prägen, sondern nur Takals oder Silbermünzen, von 10 Pfen. an Werth, wonach der Preis aller Waaren bestimmt wird. Alles was ihm und seiner Familie gehört, wird in Ehren gehalten. Wenn daher die goldnen oder die prinzlichen Ziegenböcke in ein Haus einbrechen, so wagt es der Besitzer nicht, diese vornehmen Gäste zu verjagen, und beim Anblick der Gefäße, die zum königlichen Gebrauche über die Straße getragen werden, muß jeder ehrerbietig auf die Knie fallen. Der Residenzpallast hat vier nach den vier Weltgegenden gerichtete Thore mit besondern Bestimmungen und Benennungen. Das Staatsthor steht allein dem Könige offen; durch die Thüre der Gerechtigkeit geht ein jeder, der ein Gesuch beim Monarchen hat, und nimmt seinen Rückweg durch die Gnadenthüre, und durch die goldne Pforte werden die Gesandten eingeführt. Bei der Audienz, die in einem offnen, reich vergoldeten und gemalten Säulensaal gegeben wird, müssen selbst die fremden Gesandten auf dem Wege zum Throne, worauf der Erdengott, reich gekleidet, wenigstens mit 50 Pfund Gold behangen, mit einer Krone von Edelsteinen und an den Schultern mit zwei goldnen Flügeln geschmückt, seinen Sitz genommen, dreimal mit empor gehobenen Händen niederknien und anbeten. Es ist Sitte, bei dieser Feierlichkeit dem König einige rohe Reiskörner darzubringen; von indischen Fürsten aber verlangt er eine ungleiche Anzahl Goldstücken. Fremde Gesandten werden reich beschenkt, mit Musik und Tanz unterhalten und mit Confect, gesalzenen Theeblättern und Betel bewirthet. Diese und andre Erfrischungen erscheinen in Schüsseln von edlem Metalle, Porzellän und

Glas, welches hier großen Werth hat. Man sagt, daß der König bei allen öffentlichen Gelegenheiten einen Thurm besteige, um seine Erhabenheit über alle Erdenkinder zu zeigen, und daß er jedesmal nach aufgehobener Tafel der Residenz durch Trompetenschall verkündigen lasse, daß dieses wichtige Werk zu seiner Zufriedenheit vollbracht sei. Er soll auch eine ansehnliche Bibliothek besitzen, die aus lauter Prachtausgaben besteht; denn die Bücher, welche nach ihrem Inhalte in lackirten oder vergoldeten Kasten liegen, sind auf dünne elfenbeinerne und am Rande vergoldete Blätter geschrieben. Die eigentlichen Regierungs- und Staatsgeschäfte betreiben die vier Minister, welche nicht mit Unrecht Lastträger heißen. Sie versammeln sich zu den Verhandlungen alle Tage in einem offnen Säulengebäude, dergleichen man überall zur Betreibung der Geschäfte bei den Wohnungen der Justiz- und andern Beamten findet. Die Richter sprechen nach bestehenden Gesetzen, schreiten aber in zweifelhaften Fällen ebenfalls zu Wasser- und Feuerproben. Die Macht dieses Reichs ist nicht geringe; denn bei einem entstandenen Kriege müssen je drei Familien einen Mann stellen, für dessen Vergehen und Feigheit sie verantwortlich sind; und jede in der Nähe eines schiffbaren Flusses gelegene Stadt muß ein mit Kanonen besetztes Kriegsschiff ausrüsten. Der Sitz des Königs und der Regierung ist Ammarapuram im Lande Ava. Die ehemalige Hauptstadt Ava ist dagegen sehr verfallen. Eben so ist es der Stadt Pegu ergangen, die kaum noch 7000 Menschen zählt, wogegen sich Rangun, der jetzige Hauptort in Pegu nahe an der Mündung des Lukian sehr erhoben hat. Er besteht aus einem mit Pallissaden umgebenen und einem offnen Theile, hat 5000 Häuser, ungepflasterte, aber mit gedielten Fußwegen versehene Straßen und 30000 Einwohner, worunter sich Flüchtlinge aus den be-

nachbarten Staaten, auch Portugiesen, Franzosen und Engländer befinden, welche der Handelsgeist hieher gezogen hat. Die Engländer haben im Jahr 1795 mit dem Könige einen Traktat geschlossen, wonach ihnen der Handel hieher erlaubt wurde. Seitdem setzen sie jährlich für 135000 Pfd. Sterl. an Tüchern, Glas und Metallwaaren ab, und können auf diesem Wege auch mit China in Handelsverbindungen kommen, denn Ava unterhält mit der chinesischen Grenzprovinz Yunnan ein lebhaftes Verkehr. Gegen diese Vergünstigung verlangte und erhielt der König eine englische mit Gold überzogene und oben mit einer 18 Fuß hohen durchbrochenen Spitze gezierte Staatskutsche, nebst allen Geräthschaften einer europäischen Münze. In Rangun befindet sich die Provincialregierung für Pegu. Sie besteht aus einem Rathe von 20 Personen, deren Vorsitzer zwar königliche Ehre genießt, am Hofe zu Ammarapuram aber, den er jährlich einmal besuchen muß, nicht anders behandelt wird, als der geringste Sclave. Diese 20 Despoten sollen indeß die Erpressungen bis zur Grausamkeit treiben, wodurch Pegu außerordentlich verloren hat. Minder drückend scheint die birmanische Regierung in Arrakan zu seyn; denn hier ist ein Vasallen-König, wahrscheinlich aus der alten Familie, geblieben. Seine Residenz, Arrakan, liegt am gleichnamigen Flusse, etwa 5 deutsche Meilen von der Küste, in einem von steilen Felsen eingeschlossenen Thale, und soll fast 2 deutsche Meilen im Umfange mit 180000 Einwohnern haben. Der Pallast ist ebenfalls sehr groß, aber unregelmäßig, und ruht auf hohen übergoldeten Pfeilern. Ein Theil desselben, worin sieben mit Gold belegte und mit Edelsteinen behangene Götzenbilder in Menschengröße stehen, wird das goldne Haus genennt. In der Stadt Bandel haben die Bataver eine Waarenniederlage.

Das Land Tipra,

welches die Engländer zu Bengalen rechnen, liegt nördlich von Arrakan, längs den östlichen Ufern des Burramputers. Es ist sehr waldig und gebirgig, und liefert vorzüglich Gold, Seide und Elfenbein. Um die Elephanten von den Reis- und Zuckerpflanzungen wo möglich abzuhalten, müssen auf hohen Bambusgerüsten Wachen unterhalten werden, die einander, doch öfters fruchtlos, von der drohenden Gefahr Nachricht geben, und die nahgelegenen Dörfer in Bewegung bringen. Man fängt diese Thiere im November, wenn die Hitze nachgelassen hat und die Moräste ausgetrocknet sind, entweder einzeln oder in ganzen Horden. Will man ein wildes Männchen fangen, so sucht man 4 zahme Weibchen allmälig in dessen Nähe zu bringen, und endlich zwei derselben dicht neben ihn, und ein drittes in die Quere dicht hinter ihn zu stellen. Läßt sich nun der wilde Elephant mit den Weibchen in ein Spiel ein, und nur in diesem Fall kann man sich seiner bemächtigen, so wird das vierte Weibchen mit den Seilen herbeigeführt, welche, indem einige Personen unter den Bauch des hintern Weibchens kriechen, sehr behutsam um die Füße des wilden geschlungen werden. Darauf führt man die Weibchen etwas vorwärts; der wilde Elephant geht mit; so wie er aber bei einem starken Baume vorübergeht, bindet man schnell die nachschleppenden Seile daran fest. Dadurch aufgehalten, geräth er in eine fürchterliche Wuth, die ihn sehr abmattet. Nach einer Weile bringt man die Weibchen, um ihn zu besänftigen, in der vorigen Stellung wieder zu ihm, kuppelt ihn auf obige Art an sie fest, und kann ihn nunmehr sicher in deren Mitte wegführen. Zum Fange einer ganzen Heerde versammlen sich des Nachts gegen 500 Personen in dem Gehölze, worin eine Heerde bemerkt worden. Man zündet um dieselbe

in gewiſſen Entfernungen Feuer an, wovor die wilden Elephanten eine beſondere Furcht haben, und treibt ſie durch Klappern und Trommeln allmälig vorwärts, bis ſie einen Platz erreicht, der durch ſtarke, nur ſo weit von einander ſtehende Pfähle, daß ein Menſch zwiſchen ihnen leicht durchſchlüpfen kann, verſchloſſen iſt, und deſſen Eingang immer nur einen Elephanten auf einmal hindurchläßt. Solcher Plätze ſind drei aneinanderhängend angelegt. Einige Perſonen necken hierauf den nächſten Elephanten ſo lange, bis er ſie durch den erſten Eingang verfolgt, und iſt nur erſt ein Thier hineingegangen, ſo folgt auch die ganze Heerde. Dieſen Ausweg verſchließt man ſogleich durch ein mächtiges Feuer. Von außen wird indeß mit Lärmen und Schreien fortgefahren, bis die Heerde in den zweiten und endlich in den dritten Bezirk angekommen iſt, wo man ſich ihrer durch lederne Schlingen und zahme Elephanten zu verſichern bemüht. — Unter den Bergbewohnern bemerken wir vorzüglich die unkultivirten Kukies oder Lunctas, das Schrecken der Bewohner der Ebne und der bengaliſchen Holzfäller, welche ſie nur durch Feuergewehr abhalten können. Sie ſind dunkelfarbig, nicht groß, aber feſt und ſtark; haben ein breites, rundes Geſicht, kleine Augen, eine platte Naſe und die Weiber gewöhnlich Kröpfe. Die Männer gehen nackend; die Weiber bedecken ſich mit einer aus ſelbſt bereitetem Tuche verfertigten Schürze, die bei den Rajahsfamilien ſchwarz ſeyn muß, weil dieſe Farbe die königliche iſt. Im Winter hüllt ſich jeder in Tuch. Um den Hals tragen ſie Muſcheln, Schnüre, um die Hüften und über dem Knie Streifen aus rothen Ziegenhaaren und um die Arme breite elfenbeinerne Ringe. Sie wohnen in Dörfern, worin die Häuſer dicht an einander gebaut ſind. Jedes Haus faßt vier bis fünf Familien und ſteht auf einem 6 Fuß hohen Gerüſte, un-

ter welchem sich die Hausthiere befinden. Ein solches Dorf, welches alle 4 bis 5 Jahre an einem andern aber immer natürlich festen Platze, der guten Boden um sich her hat, angelegt, und überdies noch durch dicke Pallisaden von Bambusrohr verschanzt wird, faßt einen ganzen Stamm von 4 bis 500 Personen. Die Verschanzungen haben vier nach den Weltgegenden gerichtete Eingänge, welche man bei Tag und Nacht scharf bewacht und jedem Fremden verschließt. Diese Sicherheitsanstalten sind der häufigen Kriege wegen nothwendig. Die Nation theilt sich nehmlich in viele Stämme, welche insgesammt die Oberherrschaft dreier von einander unabhängiger Rajahs, mehr oder weniger anerkennen. Diese Erbfürsten, welche sich im Äußern durch ein schwarzes um die Hüften geschlagenes Tuch und durch einen Haarknoten auf der Stirn (die übrigen Kukies lassen das Haar hängen) unterscheiden, regieren nur in den Stämmen, unter welchen sie leben, unumschränkt, denn von den übrigen hat jeder seinen eignen Hauptmann, dessen Wort zu allen Zeiten Gesetz ist und der auch über Leben und Tod abspricht. Die Würde dieser Häuptlinge ist nicht erblich; sondern das Volk wählt an die Stelle des Verstorbenen gewöhnlich dessen nächsten Verwandten, den der Rajah nicht absetzen kann, wenn ihm auch die Wahl nicht gefallen sollte. Die kleinste Verletzung des Eigenthumsrechts und die Verweigerung einen Überläufer auszuliefern, sind bei der außerordentlichen Rachsucht dieses Volks schon hinlänglich unter den Rajahs und Stämmen blutige Kriege zu veranlassen, die bald mehr, bald weniger allgemein werden, je nachdem die Partheien Anhang finden. Vor Eröffnung der Feindseligkeiten suchen sie die Stellung und Stärke des Feindes, so wie die Beschaffenheit der Wege zu erforschen. Da aber die Kriege fast allein in Überfällen bestehen, so marschiren sie, mit Pfei-

len, Spießen, Keulen, Dahs (großen Meſſern) und Schilden bewaffnet, nur des Nachts ſtill und ſchnell, wobei ſie alles Feuer vermeiden, und daher die Speiſen zubereitet, in Bambusröhren und die Getränke in ledernen Schläuchen mitnehmen. Bei Tagesanbruch verbergen ſie ſich in Hangematten zwiſchen den Äſten der höchſten Bäume. Haben ſie ſich auf die Art unbemerkt heran geſchlichen, ſo ſchließen ſie das feindliche Dorf in der Nacht ein, und greifen es vor Sonnenaufgang an. Iſt das Glück auf ihrer Seite, ſo wird alles getödtet, ſelbſt Weiber und Kinder, außer denen, welche als Kriegsgefangene zu Sclaven dienen, und den Kindern, welche in die Familien aufgenommen werden ſollen. Die Wohnungen gehen in Feuer auf, die abgehauenen Köpfe werden in Säcken mitgenommen und im Hofe des Oberhaupts aufgehäuft, oder zur Zierde der Gräber auf Bambusrohr geſteckt. Beim Siegesmahle auf dem Schlachtfelde ſtecken ſie dieſen Köpfen Biſſen in den Mund mit den Worten: Iß, trink, ſtille deine Eßluſt; mögen deine Verwandten ſo von den meinigen getödtet werden, wie du es von mir wurdeſt! Sie geben täglich ihren Familien von dem Zuge Nachricht, welche den zurückkehrenden Siegern mit Blaſemuſcheln und Metallplatten entgegen gehen. Wo man zuſammentrifft, wird die glückliche Rückkehr durch einen Schmaus, Geſang und Tanz gefeiert. Die Frau ſchmückt des Mannes Haar, und beide gießen einander wechſelſeitig berauſchendes Getränk in den Mund. Zu Hauſe erwartet die Sieger noch das beſte; denn ſie können ſich von allen im Dorfe befindlichen Thieren die vorzüglichſten ausſuchen und ſchlachten; beſonders ehrt man den, der eine ſchwangere Frau getödtet hat, weil auf dieſe Art zwei Feinde mit einem Schlage vernichtet ſind. Sind ſie aber geſchlagen, ſo kehren ſie ganz ſtill zurück, und bleiben ſo lange in Unehre, bis ſie die

Scharte ausgewetzt haben, und ſind beide Theile im Kampfe gleich, ſo ſchließen ſie ſobald als möglich einen Vertrag. Der überwundene Stamm aber muß dem ſiegenden jährlich einen Tribut an Gayals, hölzernen Schüſſeln, Waffen u. dergl. geben. Außerdem werden die Kukies auch oft von den Baudſchugihs angegriffen, welche, da ſie alle unter einem Rajah ſtehen, ſonſt immer die Oberhand behalten. Die Rachgierde der erſtern empfinden nicht allein Menſchen, ſondern auch andere Geſchöpfe. Das ganze Dorf ſucht den Tiger auf, der einen Bewohner deſſelben zerriſſen hat, und glückt es, ihn oder einen andern zu finden und zu tödten, ſo giebt die Familie des Verunglückten ein Feſt, wobei der Tiger verzehrt wird. Im entgegengeſetzten Fall muß die Familie die Verfolgung fortſetzen und wird ſo lange für unehrlich gehalten, bis ſie ein ſolches Thier zum Gaſtmal herbeigeſchafft hat. Fällt jemand von einem Baume herab, ſo wird dieſer in kurzer Zeit zerſplittert und dem Winde Preis gegeben. Nächſt der Tapferkeit hält man auch die Geſchicklichkeit im Stehlen für eine Haupteigenſchaft eines guten Kuki. Wird der Dieb nicht ertappt, ſo kann ihn niemand zur Herausgabe des Geſtohlnen zwingen; ſonſt aber muß er die Beute herausgeben und wird allgemein verſpottet. — Außer dem Kriege beſchäftigen ſich die Männer mit der Jagd, dem Holzfällen und Häuſerbau; die Weiber, ohne Anſehn der Perſon, mit der Haushaltung und dem Feldbau. Bei dem letztern braucht man die Aſche des abgebrannten Buſchwerks zum Dünger und ſäet, in geſteckte Löcher, Reis, Mais, Senf, Bohnen, Kürbiſſe, Gurken, Yams, Taback u. ſ. w. auf einem Felde. Vom Juli bis November erndtet man in jedem Monat; wenn es aber zu viel regnet, oder der Feind Verwüſtungen anrichtet, ſo entſteht Mangel an Lebensmitteln, der ohne die Beihülfe befreundeter

Stämme

Stämme drückend seyn würde. Die Wälder geben Honig im Überfluß, man weiß ihn aber nicht vom Wachse zu trennen. Die Hausthiere sind Gayals, Ziegen, Schweine, Hunde und Geflügel. Der Gayal ist eine den dortigen Bergen eigne Ochsenart, der im Äußern dem Büffel gleicht, aber kürzere Hörner hat. Er giebt eine sehr fette Milch und ein schmackhaftes Fleisch. Die Speisen werden in selbst verfertigten irdnen Töpfen gekocht, und mit einem Salze gewürzt, das man aus einer besondern Art Bambusrohr zieht. — Der Mann kann sich zu seiner Gattin jedes Frauenzimmer wählen, welches er will, nur seine Mutter nicht. Der Vater des heirathslustigen Jünglings macht den Brautwerber und schildert dabei seinen Sohn als einen guten Jäger, tapfern Krieger und erfahrnen Dieb, wie viel Köpfe erschlagener Feinde und Thiere, wie viel gestohlnes Gut er aufzuweisen habe, und wie viel Gäste er bewirthen könne. Findet der Brautvater die Aussagen gegründet, so willigt er ein, und der Bräutigam führt nach einem Geschenk von einigen Gayals seine junge Frau in der Nacht nach ihrer neuen Wohnung, wo beide Schwiegerväter von den geschenkten Thieren und andern Speisen den Hochzeitschmaus für die Verwandten bereiten. Bei allen solchen Gelagen darf ein aus Reis gemachter Trank, der entweder farbelos und klar, oder durch einen Blätteraufguß roth und sehr berauschend ist, nicht fehlen. Ähnliche Feste erfolgen fünf Tage nach der Geburt eines Knaben, und drei Tage nach der eines Mädchens? Lebt das Ehepaar verträglich und hat es einen Sohn, so ist die Ehe unauflöslich; im Gegentheil kann der Mann die Frau verstoßen und eine andere heirathen. Dem beleidigten Theile ist es erlaubt den Ehebrecher umzubringen, oder sich nach der Bestimmung des Hauptmanns wenigstens eine Anzahl Gayals geben zu lassen. Aber

jedem Morde folgt die Rache der Erben des Erſchlagenen auf dem Fuße nach. — Sie verehren außer dem höchſten Gott oder Weltſchöpfer, dem ſie Allmacht beilegen, einen Mittler zwiſchen den Menſchen und dem höchſten Weſen, der ihre Schickſale leitet, viele Untergötter in der Sonne, dem Monde und den Bäumen. Dem höchſten Gott opfern ſie Ziegen, dem Mittler aber, von dem in jedem Dorfe ein grobes hölzernes Bild ſteht, vor welchem man vor jeder bedeutenden Handlung betet, Gayals. Überdies hat jedes Haus einen beſondern, der Gottheit geheiligten Pfoſten, der jedesmal beim Eſſen ſein Opfer bekömmt, und im Januar feiern mehrere Dörfer gemeinſchaftlich einige Tage lang ein großes Opferfeſt mit Tänzen und Schmauſereien. Prieſter giebt es hier nicht, jeder verehrt die Gottheit nach ſeinem Gefallen; alle aber glauben ſie nicht beſſer ehren und ſich keinen ſicherern Weg zur künftigen Seligkeit bahnen zu können, als durch die Erſchlagung vieler Feinde. Ob ſie gleich keinen Begriff von Himmel und Hölle haben, ſo glauben ſie doch eine Fortdauer nach dem Tode, mit Belohnung und Strafe. Nach ihrer Meinung trägt ein gewiſſer Geiſt die Seele des Sterbenden davon, die alles genieße, was ihr der Geiſt im Augenblick des Verſcheidens verſprochen habe, nur müſſe man den Körper ruhig liegen laſſen. Das Verfahren mit dem Verſtorbenen iſt nicht überall gleich. Gewöhnlich ſchlachten die Verwandten bei einem Todesfalle einen Gayal oder ein Schwein, kochen es, gießen dem Todten etwas Brühe in den Mund und wickeln ihn in ein Stück Zeug. Die Anweſenden trinken von derſelben Brühe. Nach einigen Tagen, an welchen dieſe Ceremonie wiederholt worden, ſteckt man die Leiche auf einem Gerüſte an einen Spieß, röſtet ſie an einem gelinden Feuer, und läßt ſie, mit Speiſe und Trank verſehen und bewacht, eine Zeit lang liegen, damit

sie völlig austrockne. Dann legt man den Leichnam, mit Zeug bedeckt in einen Kasten und beerdigt ihn, oder hängt ihn an einen Baum; oder bringt alle in einem Jahre verstorbene Bewohner eines Dorfs an einem Tage nach verschiedenen Scheiterhaufen und verbrennt sie sammt den Gerüsten. Von den verweseten Körpern hebt man auch wohl Knochen auf, um sie bei jedem unerwarteten Vorfall um Rath zu fragen; und man hält die darauf ergriffenen Maaßregeln für Eingebungen des verstorbenen Freundes. Eine Wittwe muß ein ganzes Jahr beim Grabe ihres Mannes zubringen, und bekommt während dieser Zeit das Essen von ihren Verwandten. Hinterläßt der Verstorbene drei Söhne, so erben bloß der älteste und jüngste; hat er keine, so erben seine Brüder, und in Ermangelung dieser fällt seine Habe an den Hauptmann. — Mit den Bewohnern der Ebene stehen sie in Handelsverbindungen, treiben aber, da sie keine Münzen haben, bloßen Tauschhandel, und zählen dabei, wie wir, bis auf 10, und dann weiter, indem sie zu 10, 20, 30 ꝛc. die ersten neun Zahlen hinzuzusetzen.

Das Königreich Aschem,

nördlich von Tipra, wird vom Burramputer durchflossen und von Gebirgen durchkreuzt, ist mehrentheils gut angebaut, und hat mannigfaltige Lebensmittel im Überflusse, auch viel Gewürze, Aloeholz, Seide, die häufig verarbeitet wird, Gummilack, das meistens nach Bengalen geht, Elephanten, von denen man jährlich an 600 Stück bekommen könnte, Gold, Silber und andre Metalle. Die Nanaks und Semlehs, welche einen Theil der Gebirge bewohnen, sind noch sehr ungesittet, und dem Könige von Aschem nicht unterwürfig. Die Aschemer sind nicht viel gebildeter, stark, muthig und kriegerisch und führen Flinten, Säbel, Spieße und Pfeile. Sie bauen ihre Häuser aus Holz und

Stroh, ſchlagen ein Tuch um den Unterleib und ein anderes um den abgeſchornen Kopf, bekennen ſich größtentheils zur braminiſchen Religion, vertauſchen und verkaufen einander ihre Weiber, und begraben mit ihren verſtorbenen obrigkeitlichen Perſonen deren Frauen, Diener und Geräthe, um ſich derſelben in jenem Leben wieder zu bedienen. Der König oder Rajah herrſcht unumſchränkt. Seine Reſidenz Ghergong iſt eine große volkreiche Stadt, welche von einem Arme des Burramputer durchfloſſen und von einem Walle und Graben umgeben wird. Sie hat vier ſteinerne Thore und in ihrem Umfange Dörfer, Ackerfelder und Gärten. Der mit einem Damme und einer Hecke umgebene Pallaſt des Königs ſoll unter der Menge von Zimmern einen 300 Fuß langen und 80 Fuß breiten Audienzſaal haben, der von 66 hölzernen Säulen getragen wird.

Die Garrow-Gebirge,

welche Aſchem von Bengalen trennen, erheben ſich in drei Reihen über einander, ſind ſtark bewaldet, geben mehrern fiſchreichen Flüſſen und Seen den Urſprung, und enthalten einen großen Schatz an Steinkohlen, aus denen man ein Öl zieht, das bei Ausſchlägen vortheilhaft zu gebrauchen iſt. Überall ſieht man beſchattete Dörfer mit trefflichen Weiden, Reis-, Senf-, Hanf- und andern Feldern. Die Bewohner derſelben ſind zwar groß, ſtark und abgehärtet, aber nicht von ſo wildem und heftigem Charakter als die Kukies, mit welchen ſie in der Farbe der Haut und Form des Geſichts und deſſen Theile meiſtens übereinkommen, vielmehr ſind ſie ſanft, freundlich, ehrlich, im Rauſche ſehr luſtig, aber nie zänkiſch. Die Haare binden ſie oben zuſammen, oder ſchneiden ſie ab. Ein brauner Gürtel, deſſen vorderes herabhängendes Ende mit Meſſingſtücken, Elfenbein und Steinen geziert iſt, zu-

weilen ein Kopfschmuck, ist die ganze männliche Bekleidung. Die Häuptlinge unterscheiden sich durch einen seidnen Turban und einen Geldbeutel, der nebst Tabacksgeräthen an dem Gürtel hängt. Die Frauenzimmer bedecken die Hälfte der Schenkel, schmücken den Hals mit einer Schnur von obigen Zierrathen, und die Ohren mit schweren Ringen. Außerdem geht über den Kopf noch ein Band, woran ebenfalls solche Ringe hängen. Die Häuser, ein Flechtwerk von Bambusrohr, stehen auf Pfählen, und sind mit Matten und langem Grase gedeckt. Unter allen Speisen kochen sie nur den Reis, der ihnen auch einen Brandwein giebt; die übrigen, selbst Fleisch und Blut, genießen sie fast roh, und ist die Reiserndte nicht gerathen, so nehmen sie mit Yams und Baummark, so wie mit Hunden, Schlangen und Fröschen vorlieb. Die Männer üben sich fleißig im Gebrauch des Schwerdts und Schildes. Die Ehen werden gewöhnlich ohne Zuthun der Ältern von den jungen Leuten selbst verabredet, und wenn der Priester aus den Eingeweiden eines Hahns eine glückliche Zukunft geweissagt hat, auch geschlossen und gefeiert. Man tanzt dabei nach dem Takte der Trommeln und Becken so lange im Kreise herum, als man sich auf den Beinen erhalten kann; jedes Geschlecht aber für sich. Die jüngste Tochter einer Familie erbt allein. Stirbt ihr Mann, so muß sie einen seiner Brüder, und nach dessen Tode den Vater heirathen; ist dieser aber zu alt, so kann sie eine andere Wahl treffen. Nach Verbrennung eines Verstorbenen wird die Asche auf der Feuerstätte, worüber man ein Strohhaus errichtet, eingegraben. Der Tod eines Vornehmen zieht nach Verschiedenheit seines Ranges den Tod eines Ochsen, Sclaven oder geraubten Hindu nach sich. Ihre Religion nähert sich der braminischen, verlangt bei Feierlichkeiten und Genesungen Thieropfer, und

Stroh, ſchlagen ein Tuch um den Unterleib und ein anderes um den abgeſchornen Kopf, bekennen ſich größtentheils zur braminiſchen Religion, vertauſchen und verkaufen einander ihre Weiber, und begraben mit ihren verſtorbenen obrigkeitlichen Perſonen deren Frauen, Diener und Geräthe, um ſich derſelben in jenem Leben wieder zu bedienen. Der König oder Rajah herrſcht unumſchränkt. Seine Reſidenz Ghergong iſt eine große volkreiche Stadt, welche von einem Arme des Burramputer durchfloſſen und von einem Walle und Graben umgeben wird. Sie hat vier ſteinerne Thore und in ihrem Umfange Dörfer, Ackerfelder und Gärten. Der mit einem Damme und einer Hecke umgebene Pallaſt des Königs ſoll unter der Menge von Zimmern einen 300 Fuß langen und 80 Fuß breiten Audienzſaal haben, der von 66 hölzernen Säulen getragen wird.

Die Garrow-Gebirge,

welche Aſchem von Bengalen trennen, erheben ſich in drei Reihen über einander, ſind ſtark bewaldet, geben mehrern fiſchreichen Flüſſen und Seen den Urſprung, und enthalten einen großen Schatz an Steinkohlen, aus denen man ein Öl zieht, das bei Ausſchlägen vortheilhaft zu gebrauchen iſt. Überall ſieht man beſchattete Dörfer mit trefflichen Weiden, Reis-, Senf-, Hanf- und andern Feldern. Die Bewohner derſelben ſind zwar groß, ſtark und abgehärtet, aber nicht von ſo wildem und heftigem Charakter als die Kukies, mit welchen ſie in der Farbe der Haut und Form des Geſichts und deſſen Theile meiſtens übereinkommen, vielmehr ſind ſie ſanft, freundlich, ehrlich, im Rauſche ſehr luſtig, aber nie zänkiſch. Die Haare binden ſie oben zuſammen, oder ſchneiden ſie ab. Ein brauner Gürtel, deſſen vorderes herabhängendes Ende mit Meſſingſtücken, Elfenbein und Steinen geziert iſt, zu-

weilen ein Kopfschmuck, ist die ganze männliche Bekleidung. Die Häuptlinge unterscheiden sich durch einen seidnen Turban und einen Geldbeutel, der nebst Tabacksgeräthen an dem Gürtel hängt. Die Frauenzimmer bedecken die Hälfte der Schenkel, schmücken den Hals mit einer Schnur von obigen Zierrathen, und die Ohren mit schweren Ringen. Außerdem geht über den Kopf noch ein Band, woran ebenfalls solche Ringe hängen. Die Häuser, ein Flechtwerk von Bambusrohr, stehen auf Pfählen, und sind mit Matten und langem Grase gedeckt. Unter allen Speisen kochen sie nur den Reis, der ihnen auch einen Brandwein giebt; die übrigen, selbst Fleisch und Blut, genießen sie fast roh, und ist die Reiserndte nicht gerathen, so nehmen sie mit Yams und Baummark, so wie mit Hunden, Schlangen und Fröschen vorlieb. Die Männer üben sich fleißig im Gebrauch des Schwerdts und Schildes. Die Ehen werden gewöhnlich ohne Zuthun der Ältern von den jungen Leuten selbst verabredet, und wenn der Priester aus den Eingeweiden eines Hahns eine glückliche Zukunft geweissagt hat, auch geschlossen und gefeiert. Man tanzt dabei nach dem Takte der Trommeln und Becken so lange im Kreise herum, als man sich auf den Beinen erhalten kann; jedes Geschlecht aber für sich. Die jüngste Tochter einer Familie erbt allein. Stirbt ihr Mann, so muß sie einen seiner Brüder, und nach dessen Tode den Vater heirathen; ist dieser aber zu alt, so kann sie eine andere Wahl treffen. Nach Verbrennung eines Verstorbenen wird die Asche auf der Feuerstätte, worüber man ein Strohhaus errichtet, eingegraben. Der Tod eines Vornehmen zieht nach Verschiedenheit seines Ranges den Tod eines Ochsen, Sclaven oder geraubten Hindu nach sich. Ihre Religion nähert sich der braminischen, verlangt bei Feierlichkeiten und Genesungen Thieropfer, und

gestattet Amulete und andere Zaubermittel. Sie schwören sehr feierlich auf einem Steine, den sie küssen, mit gefalteten Händen, und rufen dabei den Schiwa (Gott) zum Zeugen an. Alle Vergehungen werden mit Gelde gebüßt, das nachher verschmauft wird; nur auf Ehebruch, Raub und Mord folgt der Tod. Wichtige Volksangelegenheiten gehören für allgemeine Versammlungen, woran auch die Weiber zuweilen Theil nehmen, und ist ein Krieg beschlossen, so schreitet man sogleich zur Ausführung; in andern Dingen läßt man sich mehr Zeit. Ihre Oberhäupter geben den Engländern Tribut. Ohnlängst ist die Einimpfung der Blattern unter sie eingeführt worden. — Setzen wir über den Ganges, so kommen wir nach Bengalen, und damit nach

Vorder-Indien.

Dieses gegen 70000 Quadratmeilen große Land besteht aus Bengalen, Hindostan und Dekan, oder der Halbinsel diesseit des Ganges, liegt zwischen dem 8 und 35° N. Br., dem 83 bis 108° d. L., und wird westlich durch den Indus von Persien, nördlich von Tibet und der Bucharei durch das Nebelgebirge oder Belurdag getrennt, von welchem sich westlich das Gebirge Handukesch und südöstlich das Gebirge Kantel herabzieht. Der ganze Norden des Landes wird durch die hohen Schneegebirge Mustag und Kontaisse eingefaßt und durchschnitten, und ein südlich laufender Arm des erstern hängt mit der auf der eigentlichen Halbinsel befindlichen Bergkette Gauts oder Ghate zusammen, die sich in dem südlichen Vorgebirge Komorin endigt. Einige Striche in diesen Bergketten sind nackt und unzugänglich, andere bewaldet und kräuterreich. Sie enthalten die Quellen vieler Flüsse, die das Land nach westlicher, östlicher und südlicher Richtung durchströmen. Hier nur die vornehmsten derselben. Der Indus

oder Sind entſpringt auf dem Gebirge Vindhya zwiſchen Kaſchmir und Kaſchgar, nimmt in ſeinem ſüdweſtlichen Laufe von 450 deutſchen Meilen, nebſt vielen andern, zwanzig große Flüſſe auf, als den Kabul und Lukka auf der Weſt-, den Behut, Jelam, Rawi und Sedleſch auf der Oſtſeite, und ergießt ſich in mehrern Armen in den indiſchen Ocean. Der Ganges entſteht am weſtlichen Abhange des Kontaiſſe, fließt ſüdöſtlich, tritt nach einem Laufe von etwa 100 deutſchen Meilen bei Hurdwart durch einen Bergſchlund in Hindoſtan, verſtärkt ſich hier durch 11 Hauptflüſſe, worunter der Jumna, Dewa und Coß, iſt nach dieſem Zuwachſe etwa ⅔ deutſche Meilen breit, und ſchon einige 60 deutſche Meilen von ſeiner Mündung, 30 Fuß tief, fließt ſehr ſchnell, bildet beträchtliche Inſeln, iſt 250 deutſche Meilen aufwärts ſchiffbar, und ergießt ſich nach einem Laufe von 400 ſolchen Meilen in mehrern Armen in den bengaliſchen Meerbuſen. Die beiden weſtlichen Arme bilden den Hugly, der gewöhnlich befahren wird, ob er gleich vom October bis Mai ſehr ſeicht, die Jundnahmündung hingegen zu allen Zeiten fahrbar iſt. Der Raum, den die vielen Ausflüſſe einſchließen, wird von ſchiffbaren und ſalzreichen Kanälen durchſchnitten. Die dadurch gebildete, ſtark bewaldete und mit Tigern angefüllte Inſeln liefern das für Bengalen nebſt Zubehör erforderliche Salz und vortreffliches Schiffbauholz in großer Menge. Beide Flüſſe, der Indus und Ganges, gleichen in ihren wohlthätigen Überſchwemmungen dem Nil. In den Augen der Indier iſt der Ganges ein Heiligthum. Schaaren von Prieſtern beſuchen ſeine Ufer, um ihre Sünden abzuwaſchen, und zu gleichem Zweck verſenden die Braminen zu Benares das Waſſer in verſiegelten Flaſchen, welches in vornehmen Häuſern beim Nachtiſch getrunken wird. — Etwa 5 deutſche Meilen von der See verbindet

ſich mit ihm der Burramputer, der auf dem ſüdöſtlichen Abhange des Kontaiſſe entſpringt, und Südtibet, Ava, Aſchem und Oſtbengalen durchſtrömt. Er kann, ohngeachtet des äußerſt ſchnellen Stromes, bis in Tibet hinein befahren werden. — Unter den Küſtenflüſſen bemerken wir, nördlich von den Gauts, den Pudder, welcher aus dem Aſchmeriſchen kömmt und in den Sindymeerbuſen fällt; den Nerbudda und Soane, welche aus einem See hervorkommen, und wovon jener weſtlich in den kambojiſchen Meerbuſen, dieſer aber öſtlich in den Ganges fließt; den Kuttak, welcher aus der Vereinigung des Mohanadda und Tail entſteht, und ſich in den bengaliſchen Meerbuſen ergießt, und den Taptee, der bei Surate ins Meer fällt. Die größten Flüſſe von denen, welche auf den Gauts entſpringen und in den bengaliſchen Meerbuſen fallen, ſind: der Godaweri, Kiſtna, Kaweri und Kolaru, ein Arm des vorigen. — Unter den Landſeen giebt es hier einige ſalzige, und unter den mineraliſchen Quellen verſchiedene heiße, z. B. in Bahar. Die vornehmſten Meerbuſen ſind der bengaliſche im Oſten, der ſindiſche und kambojiſche im Weſten. — Die Luft iſt faſt überall geſund; im Norden gemäßigt und zuweilen kalt, im Süden ſehr heiß, wird aber, wie in Hinter-Indien, einige Monate lang abgekühlt. Sie iſt am ungeſundeſten am Ausfluſſe des Indus und in dem nördlichen Striche von Bahar und Bengalen; am geſundeſten bei Madras und in Kaſchemir; weniger geſund in Bengalen als auf der Weſtküſte oder Malabar; und hier wiederum weniger als auf der Oſtküſte oder Koromandel. Beide genannte Küſten haben wegen der hohen Ghatesgebirge entgegengeſetzte Witterung. Der Südweſtwind bringt Malabar den Winter und Koromandel den Sommer; der Nordoſtwind aber dieſer Küſte den Winter und jener den Sommer. Im Winter, oder in der Zeit des häufi-

gen

gen Regens, der Gewitter und Stürme, welche auf Malabar vom Mai bis October anhält, aber das Reifen der Früchte nicht hindert, treten die Flüsse aus und machen die Küsten unzugänglich. Der Sommer, oder die trockne, den Seefahrern günstige Jahreszeit, ist auf Malabar nicht so drückend als auf Koromandel, wo die Hitze durch die über brennende Sandflächen wehenden Winde auf einen so hohen Grad gebracht wird, daß die Haut am menschlichen Körper aufspringt. Unter solchen Umständen gehört ein kühler Trunk zu den hiesigen Nothwendigkeiten, und man sucht ihn, beim gänzlichen Mangel an Eis, dadurch hervorzubringen, daß man das Getränk in leicht gebrannte irdne Gefäße gießt, diese mit nasser Leinwand umwickelt und der freien Luft aussetzt, wo die in der Leinwand befindliche Nässe bald verdunstet, und dadurch sowohl das Gefäß als das Getränk abgekühlt wird. In Bengalen, wo das von den Bergen geholte Eis nicht zureicht, macht man noch viel künstliches, indem man nach Sonnenuntergang flache, unglasirte irdne Pfannen mit Wasser und einem Stückchen Eis in eine 2 Fuß tiefe Grube auf trocknes Stroh setzt. Während der Nacht verwandelt sich der flüssige in den festen Körper, nur müssen die Pfannen sehr porös seyn, damit das Wasser nach und nach durchsintere, weil sich dadurch der Grad der Kälte vermehrt. — Einige sandige und steinigte Gegenden, die Moräste an den Mündungen des Ganges und Indus, die Wüsten in Dekan, die Wüste zwischen Multan und Kandahar, und die größte von allen, die auf der Ostseite des Indus, vom Meere bis gegen den Sedlesch hin, einen Raum von 70 deutschen Meilen Länge und 13 bis 20 Meilen Breite einnimmt, abgerechnet, sind die übrigen Gegenden so fruchtbar, daß mehrere Felder zwei bis drei Erndten im Jahre geben. Kein Land in der Welt ist vielleicht reicher

an Produkten als dieſes. Sie kommen mit denen in Hinter-Indien überein; ich beſchränke mich alſo nur auf einige Bemerkungen. In den Provinzen Sindy, Agimere, und hauptſächlich in Bengalen, wird der Salpeter ſo häufig gediegen gefunden, und außerdem bereitet, daß jährlich an 10 Millionen Pfund nach Europa gebracht werden können. An Quell-, Stein- und Seeſalz iſt Überfluß. Die Diamanten- und andere Edelſteingruben in Golkonda, Bundelkund, Viſapour, Bengalen ꝛc. ſind noch jetzt berühmt. Nebſt andern edlen und unedlen Metallen gewinnt man auch, beſonders auf Koromandel, einen feinen Zink. Reis wird, als die gewöhnlichſte Getreideart, überall, am beſten im Gebiet Aurungabad, Weitzen weniger, Mais und Gerſte am wenigſten gebaut. Der Ackerbau erfordert indeß weniger Mühe als bei uns. Denn der lockre fruchtbare Boden wird faſt gar nicht gedüngt, nur mit einem hölzernen Pfluge etwas aufgewühlt, nicht geegt, büſchelweiſe beſäet und durch Kanäle bewäſſert. Seide, Baumwolle, Zuckerrohr, Südfrüchte, Gewürze, Harze, verſchiedene Apothekerwaaren, Flachs und Hanf ſind überflüſſig vorhanden, und die Waldungen enthalten einen unerſchöpflichen Reichthum an nutzbaren Hölzern. Eben ſo anſehnlich iſt das Thierreich. Die indiſchen Ochſen, welche man als Zug- und Laſtthiere gebraucht, ſind größer, ſchöner und ſchneller als die unſrigen. Der große Buckelochs iſt gewöhnlich weiß und hat kurze Hörner, einen 40 bis 50 Pfund ſchweren Fetthöcker zwiſchen den Schulterblättern und ſeidenartiges Haar. Die Provinz Guzuratte liefert die dauerhafteſten und größten, wovon das Paar mit 400 Rthlr. bezahlt wird. Vermittelſt eines durch die Naſe gezogenen Stricks kann man ſie leicht und ſicher leiten, und ſie machen täglich einen Weg von 10 deutſchen Meilen. Sie werden geſtriegelt, im Gebirge mit Hufeiſen beſchlagen,

und zuweilen an den Hörnern mit glänzendem Metall geschmückt. Der Zebu hat nur die Größe eines halbjährigen Kalbes. In Lahor, dem Marattenlande, und Mayſore giebt es anſehnliche Stutereien; in den übrigen Gegenden ſind die Pferde ſeltner und überhaupt theurer als bei uns. Sie ſind übrigens leicht gebaut und ſchnell, und daher zum reiten am tauglichſten. Die nördlichen Gegenden haben Eſel und Maulthiere von beſonderer Güte, auch Kamele und Dromedare. Das indiſche Schaf, oder Adimain, iſt uns ſchon bekannt. Schweine hält man bloß zum Verkauf an die Europäer, denn die Religion verbietet den Indiern den Genuß dieſes Fleiſches. Pfauen, Hühner und Tauben ſieht man in großer Anzahl, und Indien iſt das Vaterland der beiden erſten. Der Ichneumon, der größte Schlangenfeind, wird gezähmt und in den Häuſern gehalten. Um das Hausgeräth vor den weißen Ameiſen, die alles zernagen, zu ſichern, ſtellt man die Füße der Bettſtellen in hölzerne mit Waſſer gefüllte Näpfe, Kleider- und andern Kaſten aber auf gläſerne Flaſchen. Der Nervenwurm erzeugt hier üble Zufälle, und die Menge der giftigen Schlangen, der tollen Hunde und der reißenden Thiere bringt viele Menſchen in Lebensgefahr. Unter den letztern zeichnet ſich der Tiger oder Königstiger beſonders aus. Er gehört zum Katzengeſchlecht, iſt ſo groß als der Löwe, hat keine gefleckte, ſondern eine regelmäßig geſtreifte Haut, einen geſtreckten Leib, eine blutrothe ſtachlichte Zunge, die er meiſtens aus dem Rachen heraushängt, ſcharfe Zähne, ſehr ſtarke Klauen und einen grimmigen Blick, der dann beſonders ſchrecklich ſeyn ſoll, wenn er, in der Wuth, die Geſichtshaut hin und her bewegt. Die Mordluſt des Tigers iſt zum Sprichwort geworden. Er würgt, wenn ihn auch nicht hungert, und ſogar ſeine eigne Gattung. Der bloße Anblick eines lebendigen Weſens bringt ihn

ſchon in Wuth, und nichts, ſelbſt Feuergewehr nicht, kann ihn in Furcht ſetzen. Er ſucht ſich ſeiner Beute, im Hinterhalte lauernd, durch etliche Sprünge zu bemächtigen, und wagt ſich an die größten Thiere. Mit einem Schlage ſeiner Tatze tödtet er ſie, trägt ſie dann im Rachen an einen ſichern Ort, und ſaugt ihnen das Blut aus. Da er von dem Fleiſche wenig frißt, ſo wird er bald wieder hungrig, und bedarf daher zu ſeiner Sättigung ſo viele Thiere. Er hält ſich gern in den Wäldern nahe an den Flüſſen auf, weil das Wild dahin kommt, um ſeinen Durſt zu ſtillen, und geht vorzüglich des Nachts auf Raub aus. Sein Brüllen iſt eben ſo fürchterlich, als das Brüllen des Löwen. Man braucht den Tiger in Indien zu Thiergefechten, und fängt ihn daher in tiefe Gruben. Da aber die alten ſchwer und faſt gar nicht zu zähmen ſind, ſo ſucht man Junge zu bekommen. Bei der in Bengalen üblichen Tigerjagd beſteigen 5 bis 6 Jäger ein Häuschen auf dem Rücken eines Elephanten, und nehmen gut abgerichtete Hunde mit, welche die Gegend ausſpüren. Der Elephant folgt den Hunden, bis er den Tiger wittert. Je mehr er ſich demſelben nähert, deſto behutſamer hält er den Rüſſel in die Höhe. Bei dieſem Zeichen halten ſich die Jäger ſchußfertig. Die Hunde gehn nun auf den Tiger los, welcher nicht ſobald den Elephanten erblickt, als er auch ſtehen bleibt, Rachen und Klauen zeigt, fürchterlich brüllt und jede Bewegung ſeines Feindes beobachtet. Steht dieſer ihm endlich gegenüber, ſo feuern die Jäger ab, und fällt der Tiger nicht ſogleich, ſo ergreift ihn der Elephant mit dem Rüſſel, ſchleudert ihn in die Höhe, und zertritt ihn. Da dieſe Jagd ſehr ſicher iſt, ſo nehmen ſelbſt engliſche Damen daran Antheil.

Die Einwohner, deren Anzahl 80 bis 100 Millionen betragen mag, unterſcheiden ſich von einander durch Herkunft, Religion und

Sprache. Ureinwohner sind die Hindus, von welchen sich die Dschaten und Seiks losgerissen haben und die Gebern; fremde Ankömmlinge sind die Mongolen, die jetzigen Beherrscher vieler Hindostanischen Distrikte; die Afghanen oder Patanen, zu denen auch die Rohilla gehören, beide Muhamedaner; die Europäer, Perser, Armenier, Araber, Chinesen und Juden. Die Hindus, eins der ältesten Völker der Erde, von welchem die seit 400 Jahren in Europa bekannten Zigeuner abstammen, sind olivengelb, gut gewachsen, haben ein länglichtes Gesicht, dessen Züge bei den Männern ein ernstes sanftes Wesen verräth, bei den Weibern die feinsten Schönheitslinien darstellt, große Augen, eine erhabne Nase, kleine Hände und an der Oberlippe einen kleinen Bart. Ihr Blick ist offen und gefällig, ihr Betragen höflich, leutselig und harmlos, und ihre Lebensart einfach und mäßig. Sie üben gern Wohlthätigkeit und Gastfreiheit, und führen, keiner Großthaten fähig, ein stilles friedliches Leben. Sie theilen sich in vier Kasten oder Klassen, deren jede noch viele untergeordnete Stände in sich faßt: in Braminen, Sittri oder Schatrés, Banianen und Sudders. Religion und Gesetze haben zwischen diesen Kasten eine feste Scheidewand gezogen, so daß der Übergang und die Verheirathung aus einer in die andere unmöglich sind, und der Umgang einer mit der andern streng vermieden wird. Jeder Kaste sind ihre Gebräuche, Rechte, ja sogar die üblichen Redensarten, so wie ihre Gewerbe vorgeschrieben; mithin muß der Sohn, nach altägyptischer Art, immer den Nahrungszweig seines Vaters ergreifen. Nur im Tempel des Herrn der Schöpfung zu Orissa findet kein Kastenunterschied statt. Die Braminen, welche drei Rangordnungen unter sich haben, sind Priester, Gelehrte, Gesetzverständige, Staatsbeamte, auch Kaufleute, Ackerbauer und Ärzte; häusliche Ge-

schäfte sind ihnen aber untersagt. Als Abkömmlinge des Gottes Brama, (Weisheit) aus dessen Haupte sie bei der Schöpfung hervorgingen, sind sie heilig und unverletzlich; weshalb sie auch unbedingt über die Meinungen des Volkes herrschen, das bei ihrem Barte schwört, und ihnen die Füße küßt. Ein Indier muß einem Braminen alles geben und thun, was er von ihm begehrt, sonst wird er für gottlos gehalten, und wer einen dieser Heiligen tödtet, kann nur durch eine zwölfjährige Pilgrimschaft, auf welcher er aus dem Schädel des Erschlagenen die erhaltenen Speisen genießen muß, Vergebung erhalten. Der junge Bramin wird in seinem zwölften Jahre verheirathet und in den Priesterorden aufgenommen. Bei dieser Feierlichkeit bekommt er von dem Oberpriester eine von heiligen Händen aus einer bestimmten Anzahl baumwollner Fäden verfertigte Binde, die auf der bloßen Haut getragen wird, und zur Bedeckung der Blöße ein Stück Leinwand. Zugleich wird ihm das Unterscheidungszeichen seiner Secte auf die Stirn gemahlt. Die wenigsten bedecken den Kopf, scheeren ihn aber alle bis auf einen Büschel am hintern Theile kahl. Sie leben, außer den Kaufleuten ꝛc. größtentheils von Allmosen, und dürfen nichts genießen was geathmet hat. Diejenigen, welche in den Pagoden dienen, haben bestimmte Einkünfte und den Genuß der dargebrachten Opfer. Reiche Leute pflegen ihnen bei Todes- und in andern Fällen zehn verschiedne Dinge zu schenken. Nach ihrem Grundsatze, daß der Himmel viele Thore habe, die jedem Menschen offen stehen, verdammen sie keine andere Religion, und verlangen von niemanden die Annahme der ihrigen. — Die Sittri sind Fürsten und Soldaten. Sie dürfen alle Arten reiner Thiere, Rindfleisch ausgenommen, essen, und tragen das Haar lang. Zu ihnen gehören die Rajahs oder Erbfürsten, Lehnsträger, welche auf der ma-

labarischen Küste Nairen heißen, und verschiedene kriegerische Stämme, als die Nasbutten und die Maratten, auch verschiedene Künstler. — Die Banianen sind Kaufleute, Krämer, und die feinsten Wucherer und Wechsler. Sie essen kein Thier. — Die Sudders sind Landleute, Handwerker, Künstler, Bediente, Ärzte und überhaupt das gemeine Volk. Diese genießen was ihnen beliebt. — Außer diesen vier Kasten giebt es noch eine, die Parias, welche als unehrliche Menschen abgesondert von den übrigen in elenden Hütten wohnen. Sie müssen ihren Brunnen, zum Kennzeichen, eine Einfassung von Thierknochen geben, jedem Hindu aus dem Wege gehen, dürfen keinen Braminen ansehen, und sind aller Menschenrechte beraubt, von allen Volksversammlungen und den Tempeln ausgeschlossen, und daher Fetischdiener. Sie sind Fischer, Lederbereiter, Acker- und Stallknechte, Palankin und Lastträger, und bei den Europäern Köche. Die Todtengräber und Abtrittsreiniger machen die niedrigste Klasse der Parias aus, die am meisten verachtet wird.

Schwerlich hat je eine Religion so stark und so lange auf die Gemüther gewirkt als die hindische oder braminische; denn sie bestimmt den Charakter, die Sitten, Gebräuche und die Lebensart ihrer Anhänger bis auf Kleinigkeiten, und wenn sie gleich in mancher Hinsicht drükkend ist, so bleibt sie doch gleich einem Gesetz der Natur jedem heilig. Sie ist nebst der hindischen Philosophie in den vier heiligen Nationalbüchern, den Wedams, welche aus 100000 vierzeiligen Stanzen bestehen und jedem Laien ein Geheimniß seyn sollen, enthalten. Nach derselben verehren die Braminen nur ein höchstes Wesen, den Brama, als Erschaffer, Erhalter und Zerstörer; der Laie macht aber nicht allein aus dem einen drei Wesen, den Brama (Schöpfer), Wischnu (Erhalter)

und Schiwa (Zerstörer der Welt); sondern giebt auch jedem eine Gattin: dem ersten die Göttin der Beredsamkeit, dem zweiten die Göttin der Fruchtbarkeit und Schönheit und dem dritten die Göttin der Freude und Rache, und verehrt außerdem noch viele Untergötter als Beschützer der sichtbaren Dinge. Die Hauptideen dieser Religion sind kürzlich folgende: Es ist nur ein Gott, das urerste Wesen, ohne Anfang, dem gute Werke mehr gefallen als Opfer. Es ist eine Geisterwelt, deren Oberhäupter auf Bramas Befehl alles hervorgebracht haben und regieren. In derselben entstand durch einige Verführer eine Empörung gegen Brama; die Meuterer wurden aus dem Himmel verstoßen und mußten die Körperwelt beleben, damit sie ihren verlornen seligen Zustand durch eine Prüfungszeit wieder erhalten könnten. Die Seelen der Menschen und Thiere sind jene gefallene Geister, und der Urheber jener Empörung ist noch jetzt der größte Feind des Menschen. Aber ohne vermittelnde Wesen und ohne ein gottgefälliges, pflichtmäßiges Leben kann die verlorne Seligkeit nicht wieder erlangt werden. Zwischen dem Tode und jenem Zustande giebt es sieben überirrdische Läuterungen. Diese Prüfungszeit wird durch die himmlischen Wesen, welche an den menschlichen Schicksalen Theil nehmen, erleichtert und abgekürzt. Es giebt also eine Seelenwanderung, so wie eine Vorherbestimmung aller Dinge, keine ewige Strafen, aber eine Hölle. — Aus dem Glauben an eine Seelenwanderung erfolgt die Wohlthätigkeit der Hindus gegen alle Thiere. Diese werden nicht allein mit harter Arbeit verschont, sondern man setzt sogar für manche große Summen zu ihrer Verpflegung aus. Daher sieht man hier nicht nur Ochsen- Pferde- Affen- und dergleichen Hospitäler, sondern man füttert sogar Ameisen, und miethet in eignen Anstalten arme Leute zur Sättigung der Flöhe, Läuse und Wanzen.

Wanzen. Nur diejenigen Personen, deren Gewerbe es mit sich bringt, schlachten eßbare Thiere, aber nie eine Kuh. Die Mittel, seine Sünden zu büßen, sind Opfer, Reinigungen, Gebete, Fasten, Wallfahrten und Allmosengeben. Man verehrt die Gottheiten in Tempeln und an keinem beträchtlichen Orte fehlen die des Wischnu und Schiwa, (Brama hat keine). Diese Gebäude sind nebst einigen, den Untergöttern geheiligten Kapellen mit Mauern umgeben, auf deren Ecken Pyramiden stehen. Gewöhnlich hat jede Seite des Tempels einen Eingang mit einem Thurme. Mauern und Wände sind mit Gemälden, das Innere ist mit Götzenbildern geziert. Außer an Festtagen sieht man darin keine Volksversammlungen, sondern nur einzelne Personen, die beten und opfern. Die Braminen, welche im Tempelbezirk wohnen und sich allein dem innern Heiligthume nähern dürfen, singen des Nachts in den Tempeln, und bei Feierlichkeiten tanzen und singen vor den Götzen gewisse dienende Frauenzimmer, die aber in der Folge größtentheils zu den Bajaderen übergehen. — Die Mönche oder Fakirs, die sich in mehrere Orden theilen und ohnweit Surate ein beständiges Oberhaupt haben sollen, stehen als Heilige in großer Achtung. Sie geloben ein armes, keusches und nüchternes Leben, haben kein Eigenthum, also auch keine Anhänglichkeit, gehen fast nackend umher, mit einem Büschel Pfauenfedern in der Hand, einem Götzenbilde am Halse und vielen Hals- und Armbändern von gewissen Fruchtkörnern; bestreichen sich zuweilen Gesicht, Brust und Arme mit Asche von Kuhmist, singen dem Gotte, dem sie sich geweiht haben, Loblieder, und leben von erbettelten Allmosen; Leute aus allen Kasten können Fakirs werden, nur die Parias nicht. Außer ihnen giebt es noch sogenannte Joghis, welche sich nie bekleiden, nie unter Dach und Fach schlafen, und es sich recht an-

gelegen seyn lassen, durch Selbstüberwindung und Peinigung den Himmel zu verdienen. Einige dieser Schwärmer halten ihr ganzes Lebelang ein und denselben Arm in die Höhe; andre kriechen immer auf dem Bauche; einige stehen unbeweglich bis an ihren Tod auf einem Flecke, andere Stundenlang auf einem Beine und sehen in die Sonne, einige lassen sich die Nägel in die flache Hand wachsen, und noch andere lassen sich an einen Baum schmieden und erwarten in dieser Stellung ihren Tod. Indeß hat diese Schwärmerei schon sehr abgenommen, so wie das Verbrennen der Weiber auf dem Scheiterhaufen des Mannes, welches Personen aus den niedrigen Kasten durchaus verboten ist, und denen aus den höhern nur durch obrigkeitliche Erlaubniß gestattet wird. Man sagt, daß jährlich noch an 30000 auf diese Art umkommen. Wittwen, welche die Erlaubniß dazu haben, und dennoch ihre verstorbne Männer überleben, werden mit Verachtung angesehen; diejenigen aber, die heldenmüthig genug sind, den Scheiterhaufen zu besteigen, verewigen ihren Namen, und verbreiten einen unvergänglichen Glanz über ihre Familien. Freunde und Verwandte wenden zwar alles an, die Wittwe von ihrem Vorsatz abzuhalten; sie geht aber dem Tode freudig und festlich geschmückt entgegen, unterhält sich auf dem Wege mit ihren Begleiterinnen von den Tugenden ihres Mannes und den Freuden in jener Welt, vertheilt an dem Orte ihrer Bestimmung ihren Schmuck unter ihre Freundinnen, sagt allen das letzte Lebewohl, besteigt das Gerüst, nimmt noch einige betäubende Mittel, umarmt die Leiche ihres Mannes und stirbt unter Sang und Klang in den lodernden Flammen, als Opfer der Liebe und des Ehrgeizes. In den brittischen Besitzungen ist ihnen diese Aufopferung sehr erschwert. Wittwen, die am Leben bleiben, dürfen sich nicht wieder verheirathen

obgleich der Hindu die Ehe, welche bis in den dritten Grad der Blutsverwandschaft erlaubt ist, für eine Gott wohlgefällige Handlung, so wie Kinderlosigkeit als das größte Unglück ansieht. Hat der Brautvater in die Verbindung seiner Tochter mit einem Mann gewilligt, so setzt ein Bramin den Ehevertrag auf, worin aber von keiner Mitgift die Rede ist; nach dessen Auswechslung und nachdem der Bräutigam eine kleine, von dem Braminen empfangene goldne Figur oder einen Tigerzahn der Braut um den Hals gehängt hat, ist die Verbindung unauflöslich. Bei der Hochzeitsfeier, wobei gemiethete Tänzerinnen ihre Künste zeigen, wird gewöhnlich im Hofe des Brauthauses ein kleiner Altar mit dem Bilde des Gottes der Ehe errichtet. Veranstaltet ein Vornehmer ein solches Fest, so finden sich oft über tausend Braminen ein, die alle gesättigt seyn wollen. Der Ehebruch wird mit Verstoßung aus der Kaste, mit Landesverweisung und Sclaverei bestraft; es giebt aber vielleicht nirgends treuere Frauen als hier, wenn es gleich dem Mann nicht versagt ist, neben der rechtmäßigen Gemalin mehrere Beischläferinnen zu haben. Die Kinder der letztern gehören zur vierten Kaste und können nicht den Vater beerben. Das neugeborne Kind, welches die Mutter selbst säugt, wird in die Seelenliste der väterlichen Kaste eingetragen, und bekommt nach zehn bis funfzehn Tagen unter Zeremonien einen Namen. Die Frauenzimmer genießen zwar nicht überall gleiche Freiheiten, werden aber nicht wie bei den Muhamedanern eingeschlossen. Eine Dame von Stande kennt keine andere Beschäftigung als ihren Putz, an dem ein ganzes Heer von Sclavinnen hilft. Dem Hausvater erzeigt jedes Glied der Familie die ehrerbietigste Aufmerksamkeit und den pünktlichsten Gehorsam: auch läßt es eine niedre Kaste nicht an Achtung gegen eine höhere fehlen. — Die gewöhnliche

Kleidung beider Geſchlechter iſt einfach, ſittſam, leicht, aus feinem, weißem, baumwollnem oder ſeidnem Zeuge und unveränderlich. Die männliche beſteht, außer dem am Halſe offnen Hemde, in langen, weiten Beinkleidern, einer engen Weſte, einem bis auf die Ferſen reichenden, mit Ärmeln und unten mit Falten verſehenen Oberkleide, in einem weißen Turban, deſſen Falten nach den verſchiedenen Gewerben auch verſchiedentlich geformt ſind und in weiten Pantoffeln. Der Gemeine und auf Malabar auch der Vornehme bedeckt nur den Unterleib mit Kattun. Frauenzimmer tragen eine Jacke mit kurzen Ärmeln, die nur die Bruſt bedeckt, lange Hoſen von Seide oder Brokad, ein geſticktes Oberkleid von Muſſelin mit langen Ärmeln und zuweilen eine Art von Regenmantel. In mehrern Gegenden bedecken ſie blos den Unterleib mit einem Stücke Zeug, das faltig herabhängt und zugleich den Oberleib verſchleiert. Vom Putz ſind die Hindu große Liebhaber. Sie ſchmücken alle ſichtbare Theile des Körpers mit Juwelen, Perlen, Ringen; legen reiche Gürtel an, laſſen das Haar hinten in Flechten herabhängen, färben Nägel und Handflächen roth, und beitzen die Zähne ſchwarz. Ohne Schleier und Sonnenſchirm von Palmblättern geht eine Dame nie aus. Der Reiche zeigt ſeine Pracht in theuren Beteldoſen und Tabackspfeifen, die ſo eingerichtet ſind, daß der Rauch durch Waſſer geht; in einem zahlreichen Gefolge von Bedienten, in reichen Geſchirren und Decken für die Pferde, Kameele und Elephanten, und in ſchönen Palankins. Dieſe Tragſeſſel ſind mit Polſtern belegt und mit einer gekrümmten Decke behangen, und werden von vier Perſonen auf den Schultern getragen. Sie vertreten in Indien bei den oft ſchlechten und engen Wegen die Stelle der Kutſchen. Gewöhnlich geht ein Läufer voran um den Beſuch anzumelden, und ein Son-

IV

UNIV. OF MICH.

nenschirmträger nebenher, um die Herrschaft beim Aussteigen vor der Sonne zu schützen. Die Fuhrwerke sind hier zu Lande gewöhnlich zweirädrige Sänften, die von Ochsen gezogen werden. Die Häuser der Gemeinen sind aus Lehm und Stroh erbaut, mit Schilf und Blättern gedeckt, klein und niedrig; die der Vornehmen, welche aus Ziegelsteinen bestehen, haben meistens zwei bis fünf Geschoß, ein plattes Dach, einen viereckigen Hof, geräumige Gallerien, kleine Wohn- und dunkle Schlafzimmer und statt der Fenster Jalousien. Der von Muscheln und schwarzem Zucker gebrannte Kalk giebt den Wänden einen Spiegelglanz und sichert sie vor Feuer; die Regenseite pflegt man mit Moos zu überziehen. Fast alle Häuser haben Gärten. Das Hausgeräth besteht fast nur in Töpfen, Schüsseln, Reisstampfen und Schlafmatten mit baumwollnen Kopfkissen und Decken. In den Wohnungen der Reichen findet man Bambusbettstellen, reiche Teppiche, und Bäder. — Die Speisen werden größtentheils aus dem Pflanzenreich genommen und stark gewürzt. Pillau ist das Hauptgericht, Thee, Kaffee, Kokossaft, Reis- und Regenwasser sind die gewöhnlichen, Quell- und Flußwasser die seltnern, gebrannte Wasser und Wein gar nicht üblichen Getränke. Es ist Sitte beim Essen, welches Nachmittags um 6 Uhr aufgetragen wird, mit übereinander geschlagenen Beinen auf einer Matte, die zugleich der Tisch ist, zu sitzen, und mit den Fingern der rechten Hand (die linke, womit man sich wäscht, ist unrein) Speise und Trank zum Munde zu führen, ohne daß die Lippen berührt werden dürfen. Jedes Geschlecht speiset für sich und badet sich nach Tische. — Zu den Vergnügungen der Hindus gehören das Schachspiel, wahrscheinlich ihre Erfindung, die Jagd, wozu man gezähmte Leoparden, Falken, Hunde und Netze gebraucht, Schlangentänze, Schauspiele und

die Gesänge und Tänze der Bajaderen. Diese Mädchen, die ihre Schönheit und Jugend sehr theuer verkaufen, bilden meistens unter der Leitung einer Matrone kleine Gesellschaften, die bei Festlichkeiten gegen Bezahlung mit ihren Künsten auftreten. Die niedrigen unter ihnen, die in ihren Gunstbezeugungen keine Auswahl treffen, ziehen im Lande umher. Sie stehen insgesammt unter dem Gesetze und werden nach Maßgabe ihres Ranges besteuert. Um sich den Männern desto angenehmer zu machen, suchen sie sich frühzeitig auszubilden, welches, und sogar das Lesen und Schreiben, dem übrigen Frauenzimmern versagt ist, weil die Hindus — und nicht ganz mit Unrecht — glauben, daß eine gelehrte Frau keine Frau sey. Die männliche Jugend empfängt dagegen den nöthigen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Moral von den Braminen in eignen Schulen, die mehrentheils unter freiem Himmel gehalten werden. Fürsten und andere Großen lassen ihre Kinder von Braminen erziehen, dagegen findet man Kinder dieser Kaste in den Schulen europäischer Lehrer. Indeß pflegen sich nur die Braminen mit den Wissenschaften, vornehmlich mit ihrer Theologie, der Astronomie, morgenländischen Philosophie, Geschichte, Pflanzenkunde, Rechtswissenschaft und Medicin, welche auf verschiednen hohen Schulen gelehrt werden, worunter die zu Benares, Tiriadschur und Kangipuram die wichtigsten sind, bekannt zu machen. Aber ohne mit Hülfe der Kenntnisse anderer Völker weiter zu gehen, bleiben sie vielmehr bei ihren uralten Systemen, welche ihre aus Schriften auf Palmblättern bestehende Bibliotheken enthalten. Schätzbar sind die Werke der indischen Dichter und ihre Moral, die der unsrigen an Zweckmäßigkeit nichts nachgiebt. Die Astronomen verfertigen Kalender, und wissen nach uralten Tabellen Sonnen- und Mondfinsternisse genau zu

berechnen. Unter den lebenden indiſchen Sprachen ſind die tamuliſche, malabariſche, hindoſtaniſche, ſuratiſche und telingiſche die vornehmſten, welche in verſchiedenen Dialekten, als dem bengaliſchen, marrattiſchen, kanariſchen ꝛc. geredet werden und von der Samskreda Sprache, der älteſten in Indien, welche man noch in ihren heiligen Nationalbüchern findet, abſtammen. Auf den Küſten ſpricht man auch ein verdorbnes Portugieſiſch. — Als Künſtler ſtehn die Hindus auch nicht auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, weil ihnen die Religion durch gewiſſe Vorſchriften, z. B. durch die Beibehaltung der von alten Zeiten her üblichen Formen der Figuren, die Gelegenheit benimmt, Kunſt und Geſchmack weiter auszubilden. Daher haben ihre Gußwerke, Gemälde und Bildhauerarbeiten nichts vorzügliches. In der Baukunſt werden ſie von ihren Vorfahren weit übertroffen, und man braucht blos zu wiſſen, daß Trompeten, Pauken, Trommeln, Becken, Sackpfeifen und Zittern die hieſigen muſikaliſchen Inſtrumente ſind, worunter die Flöten kaum gehört werden, um von der Annehmlichkeit der indiſchen Muſik urtheilen zu können. — Weit mehr Geſchicklichkeit zeigen ſie in mechaniſchen Arbeiten; denn ſie verfertigen mit wenigen und unvollkommnen Werkzeugen vortreffliche Waaren, worunter die feinen Kattune, Muſſeline und Neſſeltücher, die Shawls, die gemalte Leinwand, die Waaren aus Perlenmutter, Schildkröte nnd Kriſtal, und das künſtliche Laubwerk von Gold und Silber obenan ſtehen. Sie wiſſen den Zeugen ſehr lebhafte Farben zu geben, und werden von uns nur in der Mannigfaltigkeit derſelben, ſo wie in der Zeichnung übertroffen. Wichtig ſind auch ihre Seidenmanufakturen, das Mattenflechten aus Schilf, die Lederbereitung, die Indigofabriken, die Öl- und Zuckerpreſſen, und der Schiffbau. Die Uhrmacherkunſt beſchränkt ſich bloß auf Ver-

fertigung der Wasseruhren, die man bei öffentlichen Gebäuden häufig wahrnimmt. In den Hauptorten der Europäer findet man fast alle europäische Gewerbe. — Der Reichthum an Natur- und Kunstprodukten hat Indien von jeher zum vornehmsten Sitz der Welthandlung gemacht, auf den alle seefahrende Nationen mit Eifersucht hinsehen. An den Seehandlungsgeschäften nehmen unter den Asiaten die Armenier, Chinesen, Araber und Banianen, und unter den Europäern die Engländer, Bataver und Portugiesen den größten Antheil. Im Jahr 1799 verkaufte die englische ostindische Handlungsgesellschaft in London für 10,160610 Pfund Sterl. indischer Waaren, deren Einkauf noch nicht 3 Millionen Pfund gekostet hatte, und die Bataver gewannen ums Jahr 1780 jährlich 12,700000 Fl. Die wichtigsten Seehandelsplätze sind die brittischen Städte Kalkutta, Madras und Bombai. Die auswärtigen Geschäfte der indischen Kaufleute gehn nach Ost-, Nord- und Westasien, bis nach Ägypten. Der Landtransport geschieht durch Karavanen. Das inländische Verkehr ist ebenfalls lebhaft, und wird durch die an den Heerstraßen stehenden Ruhehäuser, eine Art von Karavanserai einigermaßen erleichtert. Es sind einstöckige steinerne, oft mit Gewölben, Säulengängen und Brunnen versehene Gebäude mit einer offnen Seite. Hier findet der Reisende aber selten Bewirthung, vielmehr muß er selbst für Lebensmittel und Bequemlichkeit sorgen. Übrigens sind die Landstraßen so ziemlich sicher; die Reisen aber werden durch die vielen und unentbehrlichen Palankin- und Lastträger erschwert und kostspielig. Man bezahlt in Indien mit Mohren, Rupien, Pagoden und Fanomen. Ein goldner Mohr gilt 2 Pfund Sterl., eine goldne Rupie 2 Friedrichsd'or, eine silberne 18 Gr., eine Pagode mit drei Bildern etwa 2 Rthlr., eine Sternpagode weniger, ein Fanom 2

bis

bis 4 Gr., und ein Lak Rupien (eine eingebildete Münze) etwa 4 bis 65000 Rthlr. — Vorder-Indien gehört nicht einem Herrn. Die herrschenden Mächte sind jetzt die Britten, der Schach von Kándahar, die Maratten und die Scheiks. Außer diesen bestehen noch mehrere kleinere, theils unabhängige, theils Vasallen-Fürsten, die wir auf unserm Wege besuchen werden. Auch haben die Bataver, Franzosen, Portugiesen und Dänen einige Besitzungen. In den Ländern der hindischen Fürsten bestehen weltliche und geistliche Gerichtshöfe, worin alles mündlich verhandelt wird. Kriminalsachen entscheiden die Fürsten selbst und deren höchste Beamten, in ungewissen Fällen aber bedient man sich der Gottesurtheile. Nach den Nationalgesetzen soll keine andere Hinrichtung statt finden als die Enthauptung; geringe Vergehen werden mit Geld, Gefängniß, Verbannung, Einziehung der Güter ꝛc. bestraft, und je niedriger die Kaste ist, zu welcher der Inquisit gehört, desto gelinder soll seine Strafe seyn. Fast überall findet man eine gewisse Lehnsverfassung, wonach die Landpächter und Hausbesitzer ihre liegenden Gründe vermöge eines Miethsrechts so lange behalten, als sie den bestimmten Zins bezahlen. Der Landmann behält aber bei dem Druck, der sich von oben herab durch alle Stufen vervielfacht, in den mehrsten Gegenden, von seinen reichen Erndten kaum das Nöthige zur Fristung seines Lebens übrig; wogegen der Große nach asiatischer Sitte im Überflusse schwelgt. Räubereien und Kriege haben von jeher in Indien gewüthet; allein dies von der Natur so sehr ausgezeichnete Land, das einen hohen Grad von Despotismus ertragen kann, erholt sich bald wieder durch den Genuß des Friedens. Die indischen Fürsten halten nur wenig stehende Truppen, die aber beim Ausbruch eines Krieges durch eiligst zusammengebrachte Mannschaften zu beträchtlichen Heeren anwachsen. Eine

ſolche Armee beſteht aus verſchiednen Haufen, deren größter vom Fürſten ſelbſt beſoldet und befehligt wird; die übrigen haben beſondere Anführer, denen gewiſſe Landſtriche zu ihren Einkünften und zur Bezahlung der Truppen angewieſen ſind. Auf dieſe Art ſtehen die einzelnen Corps weder in gehöriger Verbindung noch haben ſie ein gemeinſchaftliches Intereſſe. Ungeübt und undisciplinirt fürchten ſie ſich gewaltig vor dem europäiſchen Kanonen und kleinen Gewehrfeuer. Die Anführer, welche die Infanterie faſt gar nicht achten, wiſſen wenig oder nichts von den Vortheilen der Disciplin und von europäiſcher Taktik. Die Reuterei, worin der größte Theil der Armeen beſteht, zeigt zwar beim Gebrauch des Säbels Muth genug, ſcheut ſich aber vor dem feindlichen Feuer. Die Artillerie erreicht ſelten ihren Zweck, denn die mit Ochſen beſpannten Kanonen ſind viel zu ſchwerfällig und unlenkſam, und ein einziger gut angebrachter Schuß ſetzt die ganze Beſpannung in Verwirrung. Außer den Marketendern, die allein ſchon ein ſtarkes Lager ausmachen, wird die Armee immer von einem großen Schwarme überflüſſiger Leute begleitet; denn jeder Kavalleriſt hat zwei Bedienten, den einen zur Beſorgung des Pferdes, den andern zur Anſchaffung des Futters, und jeder Soldat nimmt ſeine Familie mit, wozu noch die zahlreichen Gefolge der Fürſten und Officire und einige hundert Elephanten kommen. Im Lager endlich herrſcht weder Ordnung noch Wachſamkeit; gegen Mitternacht liegt alles im tiefſten Schlafe, ohne an die Gefahr eines Überfalls zu denken. Dieſe Schläfrigkeit verurſacht der Genuß des Opiums, der zu andern Zeiten, als beim Anfange einer Schlacht, die Krieger mit Heldenmuth entflammt. Wüthend greifen ſie dann in dicken Schwärmen hervorbrechend, den nüchternen Feind an, und fallen wie Schafe bei der Schlachtbank. Unter dieſen Umſtänden

ist es kein Wunder, wenn die Europäer in einem Kriege mit indischen Fürsten, mit weit kleinern Armeen fast jedesmal die Oberhand behalten. Daher haben die Britten so große und wichtige Eroberungen gemacht, worunter Bengalen als die vorzüglichste anzusehen ist. Da wir zunächst nach diesem Lande gekommen sind, so wollen wir auch

die Besitzungen der Engländer, oder vielmehr der englischen ostindischen Handlungs-Gesellschaft

nebst denen ihrer Vasallen und Alliirten und der übrigen Europäer zuerst bereisen. Die brittischen unmittelbaren Besitzungen betragen etwa 18000 Quadratmeilen, fassen über 20 Mill. Menschen, und brachten im Jahr 1801, ohne den Handelsgewinn, 11 Mill. Pfd. Sterl. Einkünfte. Sie stehen mit Großbrittanien, welches seit einem halben Jahrhundert das entschiedene Übergewicht in diesem Theile von Ostindien errungen hat, durch die in London befindlichen Direktoren der gedachten Handlungsgesellschaft, welche ihrer Seits von einer mit der Regierung der indischen Angelegenheiten beauftragten Kommission abhängig sind, in Verbindung, und sind in die drei Präsidentschaften oder Ober-Regierungscollegien: Bengalen, Madras und Bombai getheilt. Jedes derselben besteht aus einem Präsidenten oder Gouverneur und einem Rathe von zehn bis zwölf Personen; alle aber stehen mit dem ganzen brittischen Ostindien unter dem Generalgouverneur in Kalkutta, den man in Absicht der ausgebreiteten Macht und des äußern Ranges füglich für einen der ersten orientalischen Fürsten ansehen kann. Das sämmtliche Personale der Compagniebeamten betrug vor einigen Jahren 2814 Köpfe, deren Unterhaltung der Gesellschaft große Kosten verursacht, da ein jeder gut besoldet ist, und die vier Gouverneurs allein schon einen jähr-

fertigung der Wasseruhren, die man bei öffentlichen Gebäuden häufig wahrnimmt. In den Hauptorten der Europäer findet man fast alle europäische Gewerbe. — Der Reichthum an Natur- und Kunstprodukten hat Indien von jeher zum vornehmsten Sitz der Welthandlung gemacht, auf den alle seefahrende Nationen mit Eifersucht hinsehen. An den Seehandlungsgeschäften nehmen unter den Asiaten die Armenier, Chinesen, Araber und Banianen, und unter den Europäern die Engländer, Bataver und Portugiesen den größten Antheil. Im Jahr 1799 verkaufte die englische ostindische Handlungsgesellschaft in London für 10,160610 Pfund Sterl. indischer Waaren, deren Einkauf noch nicht 3 Millionen Pfund gekostet hatte, und die Bataver gewannen ums Jahr 1780 jährlich 12,700000 Fl. Die wichtigsten Seehandelsplätze sind die brittischen Städte Kalkutta, Madras und Bombai. Die auswärtigen Geschäfte der indischen Kaufleute gehn nach Ost-, Nord- und Westasien, bis nach Ägypten. Der Landtransport geschieht durch Karavanen. Das inländische Verkehr ist ebenfalls lebhaft, und wird durch die an den Heerstraßen stehenden Ruhehäuser, eine Art von Karavanserai einigermaßen erleichtert. Es sind einstöckige steinerne, oft mit Gewölben, Säulengängen und Brunnen versehene Gebäude mit einer offnen Seite. Hier findet der Reisende aber selten Bewirthung, vielmehr muß er selbst für Lebensmittel und Bequemlichkeit sorgen. Übrigens sind die Landstraßen so ziemlich sicher; die Reisen aber werden durch die vielen und unentbehrlichen Palankin- und Lastträger erschwert und kostspielig. Man bezahlt in Indien mit Mohren, Rupien, Pagoden und Fanomen. Ein goldner Mohr gilt 2 Pfund Sterl., eine goldne Rupie 2 Friedrichsd'or, eine silberne 18 Gr., eine Pagode mit drei Bildern etwa 2 Rthlr., eine Sternpagode weniger, ein Fanom 2

bis

bis 4 Gr., und ein Lak Rupien (eine eingebildete Münze) etwa 4 bis 65000 Rthlr. — Vorder-Indien gehört nicht einem Herrn. Die herrschenden Mächte sind jetzt die Britten, der Schach von Kándahar, die Maratten und die Scheiks. Außer diesen bestehen noch mehrere kleinere, theils unabhängige, theils Vasallen-Fürsten, die wir auf unserm Wege besuchen werden. Auch haben die Bataver, Franzosen, Portugiesen und Dänen einige Besitzungen. In den Ländern der hindischen Fürsten bestehen weltliche und geistliche Gerichtshöfe, worin alles mündlich verhandelt wird. Kriminalsachen entscheiden die Fürsten selbst und deren höchste Beamten, in ungewissen Fällen aber bedient man sich der Gottesurtheile. Nach den Nationalgesetzen soll keine andere Hinrichtung statt finden als die Enthauptung; geringe Vergehen werden mit Geld, Gefängniß, Verbannung, Einziehung der Güter ꝛc. bestraft, und je niedriger die Kaste ist, zu welcher der Inquisit gehört, desto gelinder soll seine Strafe seyn. Fast überall findet man eine gewisse Lehnsverfassung, wonach die Landpächter und Hausbesitzer ihre liegenden Gründe vermöge eines Miethsrechts so lange behalten, als sie den bestimmten Zins bezahlen. Der Landmann behält aber bei dem Druck, der sich von oben herab durch alle Stufen vervielfacht, in den mehrsten Gegenden, von seinen reichen Erndten kaum das Nöthige zur Fristung seines Lebens übrig; wogegen der Große nach asiatischer Sitte im Überflusse schwelgt. Räubereien und Kriege haben von jeher in Indien gewüthet; allein dies von der Natur so sehr ausgezeichnete Land, das einen hohen Grad von Despotismus ertragen kann, erholt sich bald wieder durch den Genuß des Friedens. Die indischen Fürsten halten nur wenig stehende Truppen, die aber beim Ausbruch eines Krieges durch eiligst zusammengebrachte Mannschaften zu beträchtlichen Heeren anwachsen. Eine

ſolche Armee beſteht aus verſchiednen Haufen, deren größter vom Fürſten ſelbſt beſoldet und befehligt wird; die übrigen haben beſondere Anführer, denen gewiſſe Landſtriche zu ihren Einkünften und zur Bezahlung der Truppen angewieſen ſind. Auf dieſe Art ſtehen die einzelnen Corps weder in gehöriger Verbindung noch haben ſie ein gemeinſchaftliches Intereſſe. Ungeübt und undisciplinirt fürchten ſie ſich gewaltig vor dem europäiſchen Kanonen und kleinen Gewehrfeuer. Die Anführer, welche die Infanterie faſt gar nicht achten, wiſſen wenig oder nichts von den Vortheilen der Disciplin und von europäiſcher Taktik. Die Reuterei, worin der größte Theil der Armeen beſteht, zeigt zwar beim Gebrauch des Säbels Muth genug, ſcheut ſich aber vor dem feindlichen Feuer. Die Artillerie erreicht ſelten ihren Zweck, denn die mit Ochſen beſpannten Kanonen ſind viel zu ſchwerfällig und unlenkſam, und ein einziger gut angebrachter Schuß ſetzt die ganze Beſpannung in Verwirrung. Außer den Marketendern, die allein ſchon ein ſtarkes Lager ausmachen, wird die Armee immer von einem großen Schwarme überflüſſiger Leute begleitet; denn jeder Kavalleriſt hat zwei Bedienten, den einen zur Beſorgung des Pferdes, den andern zur Anſchaffung des Futters, und jeder Soldat nimmt ſeine Familie mit, wozu noch die zahlreichen Gefolge der Fürſten und Officire und einige hundert Elephanten kommen. Im Lager endlich herrſcht weder Ordnung noch Wachſamkeit; gegen Mitternacht liegt alles im tiefſten Schlafe, ohne an die Gefahr eines Überfalls zu denken. Dieſe Schläfrigkeit verurſacht der Genuß des Opiums, der zu andern Zeiten, als beim Anfange einer Schlacht, die Krieger mit Heldenmuth entflammt. Wüthend greifen ſie dann in dicken Schwärmen hervorbrechend, den nüchternen Feind an, und fallen wie Schafe bei der Schlachtbank. Unter dieſen Umſtänden

ist es kein Wunder, wenn die Europäer in einem Kriege mit indischen Fürsten, mit weit kleinern Armeen fast jedesmal die Oberhand behalten. Daher haben die Britten so große und wichtige Eroberungen gemacht, worunter Bengalen als die vorzüglichste anzusehen ist. Da wir zunächst nach diesem Lande gekommen sind, so wollen wir auch

die Besitzungen der Engländer, oder vielmehr der englischen ostindischen Handlungs-Gesellschaft

nebst denen ihrer Vasallen und Alliirten und der übrigen Europäer zuerst bereisen. Die brittischen unmittelbaren Besitzungen betragen etwa 18000 Quadratmeilen, fassen über 20 Mill. Menschen, und brachten im Jahr 1801, ohne den Handelsgewinn, 11 Mill. Pfd. Sterl. Einkünfte. Sie stehen mit Großbrittanien, welches seit einem halben Jahrhundert das entschiedene Übergewicht in diesem Theile von Ostindien errungen hat, durch die in London befindlichen Direktoren der gedachten Handlungsgesellschaft, welche ihrer Seits von einer mit der Regierung der indischen Angelegenheiten beauftragten Kommission abhängig sind, in Verbindung, und sind in die drei Präsidentschaften oder Ober-Regierungscollegien: Bengalen, Madras und Bombai getheilt. Jedes derselben besteht aus einem Präsidenten oder Gouverneur und einem Rathe von zehn bis zwölf Personen; alle aber stehen mit dem ganzen brittischen Ostindien unter dem Generalgouverneur in Kalkutta, den man in Absicht der ausgebreiteten Macht und des äußern Ranges füglich für einen der ersten orientalischen Fürsten ansehen kann. Das sämmtliche Personale der Compagniebeamten betrug vor einigen Jahren 2814 Köpfe, deren Unterhaltung der Gesellschaft große Kosten verursacht, da ein jeder gut besoldet ist, und die vier Gouverneurs allein schon einen jähr-

lichen Gehalt von 394000 Thlr. beziehen. Dabei fehlt es keinem an Gelegenheit, sich durch verschiedene Nebenquellen zu bereichern. Wenn man dazu die großen Ausgaben rechnet, welche die Unterhaltung des Militairs, der Festungen, Schiffe und andrer Anstalten und Mittel zur Erreichung verschiedner Zwecke nothwendig machen, so kann von der Einnahme nicht so viel übrig bleiben als die außerordentlichen Ausgaben erfordern; daher muß ein Theil des Handelsgewinns (s. oben) dazu verwendet werden. Die Staatseinkünfte der drei Präsidentschaften, welche durch die Abgaben von den Ländereien, den Salzverkauf, die Zölle, Tribute von mehrern indischen Fürsten, Handelsmonopole ꝛc. aufgebracht werden, betrugen im Jahre 1799, 9,697420 Pfd. Sterl. und die Ausgaben mit den Interessen der indischen Schuld 9,360857 Pfd., mithin blieben nur 333573 Pfd. zum Waarenankauf, wozu aber eigentlich über zwei Mill. Pfd. nöthig sind. Die Schulden der Compagnie beliefen sich im Jahr 1801 in Indien auf 14,640402, und in England auf 5,393980, überhaupt also auf mehr als 20 Mill. Pfd. Sterl. Um ihr Ansehn aufrecht zu erhalten und wo möglich zu vergrößern, muß diese Handlungsgesellschaft eine Landmacht besolden, welche vor wenigen Jahren aus vier Regimentern europäischer und neun Regimentern indischer Kavallerie zu 600 Mann, aus 24 Regimentern europäischer und 42 Regimentern indischer Infanterie zu 1000 Mann, aus 6 Bataillions Artillerie zu 500 Mann und aus einigen hundert Ingenieurs und dergleichen, überhaupt aus 77300 Mann regulairer Truppen bestand. Die unter den Hindus und Muhamedanern geworbenen Soldaten heißen Sipoys, werden auf europäische Art exercirt und größtentheils als leichte Infanterie gebraucht. Die Löhnung eines Gemeinen beträgt in Friedenszeiten monatlich etwa 5 Thlr.; im Felde mehr. Sie tragen

ein weiß kattunenes Leibchen auf dem bloßen Leibe, eine roth tuchne Jacke mit Aufschlägen, wodurch sich die Regimenter von einander unterscheiden, enge baumwollne Beinkleider, die nur die Hälfte der Lenden bedecken und unten eine Einfassung von der Farbe der Aufschläge haben, einen leinenen Turban, von welchem ein gestreiftes Tuch herabhängt, einen leinenen Gürtel, Pantoffeln auf bloßen Füßen, eine Flinte, eine Patrontasche und einen Säbel, der an einem über die rechte Schulter gezogenen Riemen hängt. — Wir gehn nun die Länder einzeln durch.

I. Zur Präsidentschaft Bengalen gehören unmittelbar:

1) die Provinz Bengalen. Sie wird vom Meere, von Aschem, den butanischen Gebirgen, Bahar und Orissa umgeben, hat mit den brittischen Theilen der beiden letztgenannten Länder 7013 deut. Quad. Meilen, 11 Mill. Einwohner; am Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich 6,504738 Pfd. Sterl. Einkünfte und 4,332991 Pfd. Sterl. Ausgaben; ist im Norden und Osten gebirgig, im Süden flach, zwischen den Armen des Ganges morastig, an schiffbaren Flüssen und Kanälen reich, ungemein fruchtbar, und überhaupt der reichste, blühendste und bevölkertste Theil Ostindiens, welchen Gebirge, Wüsten und Gewässer vor feindlichen Angriffen schützen. Bengalische Hauptprodukte sind Reis, Seide, Wachs, Opiummohn, Salpeter, Indigo, Betel, Pfeffer, Baumwolle, Zuckerrohr, Sandelholz, Gummilack und Seesalz. Das Opium, ein durch Einschnitte aus den Mohnköpfen fließendes Harz wird jeden Morgen gesammlet und in irdnen Gefäßen aufgehoben. Was davon zum eignen Gebrauche und zu Arzneien bestimmt ist, bleibt unvermischt; der übrige und größte Theil aber, der in den Handel kömmt, wird mit Reismehl und Tihiöl versetzt, und so lange gestampft, bis eine zähe Masse entsteht, welche man in Kuchen formt. Diese werden in trockne

Mohnblätter gewickelt und in Kisten von 150 Pfd. versendet. — Die Manufakturen liefern vorzüglich seidne und baumwollne Zeuge. Man verfertigt auch aus Baumrinde ein gestreiftes leichtes und dauerhaftes Zeug von verschiedner Farbe, das unsrer Gaze gleicht und vornehmlich zu Bettvorhängen gebraucht wird. Seltner bekommt man eine Art von Musselin, Jamdani genannt, die mit goldnen, silbernen und seidnen Blumen durchwürkt ist. — Längs den Flüssen finden wir große und reiche Ortschaften. Die Hauptstadt des Landes und des ganzen brittischen Ostindiens ist Kalkutta, eine der ersten Städte in Asien und der Sitz des Generalgouverneurs. Sie liegt am Hugli, in einer ungesunden See- und Waldgegend, hat, außer in dem pallastreichen brittischen Quartier, niedrige Häuser von Bambusrohr, in engen, krummen, ungepflasterten, zum Theil von Kanälen und Badeteichen bewässerten Straßen, 600000 Einwohner, viele christliche und andere gottesdienstliche Gebäude, verschiedne Hospitäler und eine muhamedanische Akademie. Die Engländer unterhalten mehrere Buchdruckereien, eine Gesellschaft zur Beförderung der asiatischen Geschichte, Litteratur, Alterthümer, Künste und Wissenschaften, eine andere zur Beförderung der Freischulen und eine zur Unterstützung der Waisenkinder, eine Sternwarte und seit 1801 eine Universität, auf welcher vornehmlich orientalische Sprachen gelehrt werden. Kalkutta hat viele Fabriken, Künstler, lebhafte Schiffsbauwerfte und einen wichtigen Land- und Seehandel, zu dessen Beförderung drei Banken und fünf Assekuranz-Compagnien vorhanden sind. Außer den englischen und indischen Handelshäusern zählt man 15 armenische, 12 portugiesische und 6 griechische. Der jährliche Betrag der seewärts ein- und ausgehenden Waaren beläuft sich über 4 Mill. Pfd. Sterl.

Im Jahr 1799 wurden eingeführt,			ausgeführt.
von Hamburg für	54249 Thlr.	—	46185 Thlr.
v. Koppenhagen f.	762357 "	—	717108 "
von Lissabon für	3,492294 "	—	2,508327 "
v. Nordamerika f.	2,643483 "	—	2,839452 "

Brittische Privatkaufleute führten in den Jahren 1795 — 99 ein, für 4,157007 Thlr. an Waaren und 1,343265 Thlr. baar, und brachten nach London für 18,425604 Thlr., die ostindische Gesellschaft holt jährlich für 7½ Mill. Thlr. aus Bengalen, meist über Kalkutta. — Das äußerst lebhafte Verkehr, die brittischen Collegien und der Zusammenfluß so vieler Menschen setzen viel Geld im Umlauf. Die hohen Beamten und Reichen leben auf einem glänzenden Fuß; daher bedarf bei dem unbeschreiblichen Luxus und der herrschenden Verschwendung, wodurch Miethen und Waaren auf äußerst hohe Preise getrieben werden, eine hiesige Haushaltung ungeheure Summen. Die Vornehmen geben fast täglich Gesellschaften, Concerte und Soupers. Pferderennen, Schauspiele, Billard- und Kartenspiel sind die gewöhnlichen Mittel der Zeitverkürzung, und man spielt in den angesehenen Häusern sehr hoch, fast immer um Gold. Es ist nichts seltnes, daß sich eine Dame auf einmal für 30 bis 40000 Fl. Putz bringen läßt, und ein unverheiratheter Mann seine Wohnung monatlich mit 60 Pfd. Sterl. bezahlt. Die vermögenden Engländer haben prächtige Landhäuser mit vortrefflichen Gärten. Nahe bei der Stadt liegt das starke Fort William, und einige Meilen nördlich von Kalkutta, ebenfalls am Hugli, die große französische Handelsstadt Chandernagor mit einem Fort und gegen 100000 Einwohnern. Allein der französische Handel ist durch brittische Einschränkungen und Bedrückungen fast ganz zu Grunde gerichtet. Den Batavern ge-

hört der volkreiche Flecken Chinsurah oder Hugli mit dem Fort Guſtav und das Dorf Bernagor, einer der erſten Vergnügungsörter der Kalkutter. Weiter nördlich iſt Murſchedabad am Ganges, eine große, aber ſehr verfallne Stadt, mit einem Pallaſt und Garten des Nabobs, einem Fakircollegium, ſchönen Gärten, anſehnlichen Pagoden, und der nach dem Muſter der mekkaiſchen erbauten Moskee, Jaffer Cawn. — Dacca, an einem Arm des Ganges, der den Hauptſtrom mit dem Burramputer verbindet, iſt eine wichtige und reiche Handelsſtadt. Sie hat über eine deutſche Meile Länge, und verfertigt ſeidne Zeuge, die feinſten Muſſeline, Kattune, geblümte Schleier und koſtbare Stickereien. Die ſogenannte Tambourſtickerei haben die Engländer hier zuerſt kennen lernen. Koſſimbaſar treibt auch einen ſtarken Handel, vornehmlich mit roher Seide, mit ſeidnen und baumwollnen Zeugen, daher ſind hier mehrere europäiſche Faktoreien. — Rungpur, an der nordöſtlichen Grenze, iſt ein Haupthandelsplatz für Thibet und Chatigan an der arrakaniſchen Grenze, hat einen guten Hafen und Schiffswerfte.

2) Die Provinz Bahar, an beiden Seiten des Oberganges, liefert vorzüglich Opium, Borax und den meiſten Salpeter. Der Hauptort iſt Patna, am Ganges, der ſich hier in drei Arme theilt. Er hat enge, ſchmutzige Straßen, elende Häuſer, die der Europäer ausgenommen, und ein Fort. Die hieſigen Teppich- und Baumwollenmanufakturen, die Verfertigung verſchiedner Öle aus Blumen, beſonders aus Roſen, und der Handel mit Opium und Salpeter ſind gleich wichtig. Man bekommt jene Öle dadurch, daß man in ein inwendig mit Firniß überzogenes Gefäß abwechſelnd eine 2 Zoll hohe Schichte von ſolchen Blumen, aus denen man das Öl ziehen will, und 1 Zoll

hohe

hohe Schichte enthülseter Sesamkörner legt, bis das Gefäß eingedrückt voll ist, welches 14 Tage lang verschlossen bleibt. Hierauf werden die trocken gewordenen Blumen weggenommen und durch frische ersetzt. Ist dies zum drittenmal geschehen, so preßt man die von dem eingesaugten Blumenöl angeschwollenen Körner aus, und zieht das flüchtige und oben schwimmende Blumenöl mit Baumwolle ab. — Dinapour, an der Soanemündung in den Ganges, hat mit mehrern Städten von ihrem alten Glanze viel verloren. — Rotas am Soane ist eine große und hohe Bergfestung.

3) Die Provinz Orissa, längs dem Meere, zwischen Bengalen und Golkonda. Den Britten gehört nur der Distrikt Midnapour mit der gleichnamigen Stadt; das übrige den Maratten.

4) Die Provinz Benares, der nordöstliche Theil der ehemaligen Provinz Allahabad mit 2 Millionen Einwohnern. Wir bemerken hier die offne Hauptstadt Benares, eine der größten und ältesten indischen Städte, am westlichen Ufer des Ganges. Sie hat enge Gassen mit hohen steinernen Häusern die mehrentheils durch Balkons mit einander verbunden sind; viele Hospitäler und einige Moskeen. Unter den Pagoden ist diejenige, welche Bisvisor heißt, in den Augen der Hindus die heiligste; sie wird daher von Pilgrimmen häufig besucht. Die hiesige berühmte Akademie, die eine alte Sternwarte hat, ist der Sitz der ächten braminischen Gelehrsamkeit. In Benares findet man zahlreiche Manufakturen für die bekannten Shawls, für Gold- und Silberstoffe und andre Zeuge; acht Indigofabriken, einen ansehnlichen Handel mit Diamanten und andern Edelsteinen, die von Bundelkund hieher gebracht werden.

5) Die Provinz Auhd, nordwestlich von Bengalen, auf beiden

Seiten des Ganges. Sie ist eine über 3000 deutsche Quadratmeilen große, von 6 Millionen Menschen bewohnte, fruchtbare, vom Ganges, Gogra, Gumati und andern Strömen wohlbewässerte Ebene, in der man viele und große Indigopflanzungen antrifft. Bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts herrschte hier ein Nabob oder Statthalter des Großmoguls. Dieser machte sich im Jahr 1752 unabhängig, und kam nachher mit den Britten in Verbindung, die ihn immer mehr einschränkten, und endlich ganz absetzten. Seine Stelle nimmt jetzt ein brittischer Statthalter ein. Die vornehmsten Städte sind folgende: Allahabad, am Zusammenfluß des Ganges und Jumna, ein ansehnlicher Ort mit schönen Gebäuden, Gärten und einer Festung, in welcher ein unterirdischer Hindutempel ist. Außerhalb sieht man unter andern das Begräbniß des Sultans Cosrhoe. Bei dem Zusammenfluß obiger Ströme ist ein heiliger Badeplatz. — Lukno am Gumari ist groß, aber schlecht gebaut, und hat enge, krumme Straßen. Der ehemalige Residenzpallast steht am hohen Ufer, und schließt mehrere Gebäude, große Höfe und anmuthige Gärten ein. Unter den Staatszimmern ist die Audienzhalle sehenswerth, die aus drei Reihen reich verzierter Bogengänge besteht. — Fyzabad, am Gogra oder Dewah, eine weitläuftige Stadt mit einem großen befestigten Schlosse und den Überbleibseln von steinernen Pallästen und Tempeln. In der Nähe sind die Trümmer der uralten Stadt Auhd, wohin die Hindus noch wallfahrten. — Furukabad ist groß, hat ein ansehnliches Kastell, Indigofabriken und beträchtlichen Handel. Es war sonst der Hauptort eines Rohilla-Fürstenthums. Die Rohillas, ein Zweig der Patanen, herrschten ehedem in Hindostan, sind aber von den Maratten größtentheils ausgerottet worden. Mit dem 1794 erfolgten Tode des Fizulla-Chans,

der in Brampur, einer am Ganges gelegenen großen Handelsstadt, residirte, nahm der letzte Rohillastaat ein Ende. — Balrampur ist auch ein erheblicher Handelsplatz, den besonders die nördlichen Gebirgsbewohner Hindostans mit Pferden, Kuhschwänzen und Nordindischen Produkten besuchen.

Mittelbar könnten wir hieher rechnen

das Reich Golkonda, zwischen dem Godaweri im Norden, und dem Kristna im Süden. Es hat 103690 englische Q. M. Größe, 6,428780 Einwohner, viel Berge, in Osten große Wüsten und Wälder, und ergiebige Diamantengruben, vornehmlich zu Kolur, Mangelghari und Gondikottah. Der Regent, ein muhamedanischer souverainer Erbfürst, der den Titel Nizam (König) von Golkonda, oder Subah (Vicekönig) von Dekan führt, fast 2 Millionen Pfund Sterl. jährlicher Einkünfte, und eine Armee von 30000 Mann Infanterie und 40000 Mann Kavallerie hat, ist ein Alliirter, oder vielmehr ein Vasall der Engländer. Er residirt in der weitläuftig gebauten, mit Mauern und Thürmen umgebnen Hauptstadt Hyderabad oder Bagnagar, am Flusse Mußey. Nahe dabei liegt die alte Bergfeste Golkonda. Unter den übrigen Städten sind die vornehmsten: Adoni, Rachore am Kristna, Aurungabad, groß, volkreich und befestigt, Dauletabad, mit einer starken Bergfestung, und Ellore, mit berühmten Felsen-Pagoden. — Die Fürsten oder Rajahs von Adoni, Rachore, Sorapur ꝛc. sind Vasallen des Nizam.

II. Die Präsidentschaft Madras hat ihre Besitzungen auf der Küste Koromandel vom Cap Komorin bis an Cap False Point. Die jährlichen Einkünfte derselben betrugen vor einigen Jahren 2,822536, die Ausgaben 3,132919, die Ausfuhr 802457, die Einfuhr 381568 Pfd. Sterl. Unmittelbar gehören hieher:

1) Seit dem Jahr 1800 ganz Karnatik, ein 2200 deutsche Q. M. großes, wasserarmes, größtentheils mit Wildnissen bedecktes Land, das an 4 Millionen Menschen enthält, und vorzüglich Baumwolle, Pfeffer und Indigo, in einigen Theilen auch viel Reis hervorbringt. Die Engländer haben mit Vortheil verschiedene Zimmt- und Muskatenpflanzungen angelegt. Die hiesigen Baumwollenwebereien liefern die feinsten Waaren. Hier finden wir an der Küste und am Flusse Palier die große, wohlgebaute Handelsstadt Madras, den Sitz des Gouverneurs und der Regierung mit 30000 Einwohnern. Sie besteht aus der von Europäern bewohnten Festung St. Georg, welche mehrere geräumige und schön gebaute Straßen und den Pallast des Statthalters enthält; aus der, von Armeniern, Bengalesen, Chinesen, Peguanern, Arabern, schwarzen Juden und verschiedenen Europäern bewohnten schwarzen Stadt, worin schöne Palläste mit elenden Hütten, und breite Straßen mit engen Gassen abwechseln, und der von den Hindus bewohnten Neustadt. Fast alle Häuser sind mit glänzendem Gips überzogen, und viele derselben mit Säulengängen versehen. Man verfertigt hier mancherlei baumwollne Zeuge, gemalte Leinwand, Glaskorallen, Töpferwaaren, Ziegelsteine, Seesalz ꝛc. Madras hat verschiedene Lehr- und Erziehungsanstalten, eine geographische Gesellschaft, eine Buchdruckerei, eine Sternwarte und eine lutherische Missionsanstalt. In der Nähe sind viele angenehme Landhäuser und Gärten. Ein botanischer Garten befindet sich auf dem befestigten Berge Pondamala. St. Thomas oder Meliapur, mit einem kleinen Hafen, wird von Muhamedanern und von katholischen Hindus-Christen, die hier einen Bischof, zwei Kirchen und ein Kloster haben, bewohnt. Das Grab des heil. Thomas wird häufig von Katholiken besucht. — Mavalibu-

ram ist merkwürdig wegen eines uralten Meisterstücks der indischen Baukunst. Es besteht aus in Felsen gehauenen Abbildungen fast von der ganzen braminischen Mythologie. — Arcot, am Palier, westlich von Madras, ist eine alte große Stadt mit einer Citadelle, und Welur an demselben Flusse, ein wichtiger, durch drei Bergforts befestigter Paß nach Mayßure. — Gingi, eine der schönsten Städte und die vorzüglichste Festung in Karnatik liegt in einer bergigten Gegend. — Den Batavern gehört auf dieser Küste Paliakate, nördlich von Madras, mit dem Fort Geldern und einer Rhede. Die Stadt macht viel baumwollne Zeuge, und ist der Sitz einer batavischen Regierung, von welcher mehrere Faktoreien auf Koromandel, auch Sadraspatan abhangen. Dieser südlich von Madras an der Mündung des Palaru gelegene und mit einem Kastelle versehene Ort ist schön gebaut, stark bevölkert und macht treffliche baumwollne Waaren, besonders Gingans. Der Hauptort des französischen Indiens, Pondichery, südlich von Sadraspatan, hat eine zum Handel sehr bequeme Lage, eine gute Rhede, im Jahr 1788 20000 Einwohner, ansehnliche Gebäude, einige katholische Kirchen, gut eingerichtete Lehranstalten, beträchtliche Baumwollenmanufakturen und ein 4 Quadratmeilen großes, an Reis und Baumwolle sehr fruchtbares Gebiet, worin die Besitzer zur Bequemlichkeit der Reisenden, gerade Landstraßen mit Alleen und Brücken, die man sonst in Indien selten findet, angelegt haben.

2) Die Zirkars (Distrikte) Guntur, Kondapilly, Ellore, Rojamundry und Sikakole, mit gleichnamigen Städten. Der erste liegt am Kristna und hat einige starke Festungen; die vier übrigen reichen vom Kristna bis an den Chilkasee, und werden vom Marattenlande und Golkonda durch hohe Gebirge und dichte Waldungen ge-

trennt. Im Distrikt Kondapilly liegt die reiche Fabrik- und Handelsstadt Masulipatan, nordöstlich vom Vorgebirge Divy, an einem Arm des Kristna. Die in der Nähe befindlichen wichtigen Salzwerke werden jährlich für 40000 Fl. und mehr verpachtet. Die von ihr benannten feinen und gemahlten Tücher kommen aus Guntur.

3) Der größte Theil von Tanjore, südlich von Karnatik. Das ganze Land ist etwas über 9 deutsche Meilen lang und 8 breit, von Kanälen durchschnitten, ungemein fruchtbar, vornehmlich an Reis, und die Vorrathskammer von Koromandel. Den Britten gehört Negapatnam, eine befestigte Seestadt an der Mündung eines Armes des Kolaru mit einem Fort und einer Rhede. Zwölf Stunden davon in der Pagode zu Tiruralur kommt man zu uralten runden sphärischen und flachen Gewölben, an welchen ein hoher Grad von Ebenmaaß bemerkt wird. Sie sind noch unversehrt, und aus platten und polirten Steinen, die ein trefflicher Kalk verbindet, erbaut. Der Fürst von Tanjore ist ein Vasall der Britten. Ihm gehört nur ein kleiner Theil des Landes, worin unter mehrern Örtern die große und befestigte Stadt Tanjore zwischen zwei Armen des Kaweri. Mehrere Einwohner derselben bekennen sich zur katholischen und lutherischen Kirche. Man findet hier auch eine lutherische Missionsschule und ein Waisenhaus. Die Franzosen besitzen Karikal, nördlich von Negapatnam mit 15000 Einwohner. Manufakturen und Handel waren hier ehedem blühender als jetzt. — Der dänische Hauptort in Ostindien ist die befestigte Seestadt Tranquebar, südlich vom Koleron. Wegen ihrer niedrigen Lage wird sie zuweilen vom Meere überschwemmt. Sie hat 15000 Einwohner, einen Hafen, Baumwollenmanufakturen, Seesalzsiedereien, beträchtlichen Handel, und seit 1706 eine berühmte lutherische

Missionsanstalt zur Bekehrung der Nichtchristen. In der Nähe liegt die Festung Dansburg.

4) Ein Theil von Mayßure, als das Land Barramahal am Ponarufluſſe mit zwölf Festungen; das Land Dindigul mit der Stadt Dindigul und die Provinz Koimbettore mit den Festungen Bangalore auf einer Kaweri-Insel, und Kolar.

5) Ein Theil von Madura. Ganz Madura, südlich von Karnatik, ist ein waldiges gebirgiges Land, wozu außer dem eigentlichen Madura die Länder Tritschinapoli, Tinevelli und einige Polygarier und Kallierlande gehören. Im brittischen Antheile liegen die Städte Tritschinapoli, Madura und Tinevelli. Tritschinapoli, am Kaweri, nordwestlich von Tanjore, hat einen großen Umfang, gegen 300000 Einwohner, einen prächtigen Pallast, viele Tempel und andre ansehnliche Häuser, zwei starke Ringmauern, die mit 60 viereckten Thürmen besetzt, und mit einem Wassergraben umgeben sind. Überhaupt soll sie die stärkste Festung der Engländer in Indien seyn; wenigstens ist sie einer ihrer Hauptwaffenplätze im Süden der Halbinsel. — Auf der nahen Insel Seringham zwischen dem Koleron und Kaweri sind die beiden großen Pagoden Jumnakrischna und Seringham. Die letzte besteht aus sieben 25 Fuß hohen und 4 Fuß dicken Ringmauern, in 350 Fuß weiten Entfernungen. Jede Mauer hat vier nach den Weltgegenden gerichtete Thore. Die Steine, woraus die Säulen am südlichen äußern Thore gehauen sind, haben 33 Fuß Höhe und fast 5 Fuß im Durchmesser. In den innersten Mauern befinden sich die Kapellen. Alle Hindus verehren diese Pagoden des Wischnu und wallfahrten häufig hieher. — Madura, südlich von der vorigen, war sonst die Hauptstadt des gleichnamigen Reichs, das seit 1742 von seiner Stärke

viel verloren hat. Der Fürst soll jährlich nur noch 34000 Pfd. Sterl. Einkünfte übrig behalten haben. Die Stadt ist zwar groß, gut gebaut, befestigt und volkreich, hat aber nicht so viel Verkehr als der Waffenplatz Tinevelli. — Den Batavern gehört auf der Küste von Peskaria, die vom Vorgebirge Mannapar bis zur Palksstraße reicht, die befestigte Stadt Tutokorin, in deren Gewässern Perlen und Kauris gefischt werden. — Ein Theil von Madura gehört zum Reiche Trawankor; und der Landstrich Kalleftri zwischen Tanjore und Tritschinapoli wird von den Kalliern oder Koleries, räuberischen und kriegerischen Hindushorden bewohnt. Einige derselben stehen unter der Herrschaft mehrerer Polygarn (Gebirgsfürsten), die fast alle, mit denen im Lande Tinevelli, ihre Abhängigkeit von den Britten durch einen jährlichen Tribut beweisen. Übrigens sind die Madurer nicht allein gute Soldaten, sondern auch fleißige Landwirthe und Kaufleute, die mit Malabar einen beträchtlichen Karavanenhandel unterhalten.

6) Ein Theil von Marawa, zwischen Madura und dem Meere. Es ist sehr waldigt und gebirgigt, und wird von ungebildeten kriegerischen Menschen bewohnt. Der nördliche Theil gehört den Engländern unmittelbar, das übrige dem Könige von Trawankor, dem Polygar von Ramanad, den man auch Fürst von Groß-Marawa nennt, und einigen kleinern von den Britten abhängigen Herren. Im Gebiete des Fürsten von Tondiman sind die Festungen Rudukotta und Trimapur die vornehmsten. — Den Batavern gehört die Seestadt Kilkare.

III. Die Präsidentschaft Bombay hat ihre Besitzungen zerstreut auf der Westküste der Halbinsel, vom Vorgebirge Komorin bis zur Mündung des Taptee und längs dem Kambajischen Meerbusen. Vor den mysorischen und marattischen Erwerbungen beliefen sich die jährlichen

jährlichen Einkünfte derselben auf 415663, die Ausgaben auf 1,435270, die Ausfuhr auf 245537, und die Einfuhr auf 143925 Pfund Sterl. — Zu diesen Besitzungen gehören mittelbar:

1) Der Staat des Fürsten von Travankor, des mächtigsten auf der malabarischen Küste, der eine Armee von 50000 Mann Seapois, und 100000 Mann auf indische Art bewaffnete Krieger unterhält, den Engländern aber einen jährlichen Tribut von ½ Million Fl. entrichten, sie auch im Kriege unterstützen muß. Dieser Staat besteht aus dem eigentlichen Travankor, das vom Cap Komorin bis zum Kochinschen Gebiet eine Länge von 25 deutschen Meilen hat, gut bewässert ist, und besonders Reis, Zimmt, Pfeffer und Kardamomen hervorbringt, aus Theilen von Kochin, Marawa und Madura. Die Strandbewohner sind theils Muhamedaner, theils Katholiken, welche von den im Innern wohnenden Hindus verachtet werden. Vom genannten Vorgebirge bis Koilan zählte man im Jahr 1790, 75 katholische Gemeinden. Der Handel ist fast ganz in den Händen des Königs. Die vornehmsten Orte sind: Travankor, eine See- und Handelsstadt, und nahe dabei das Kastell Padmanaburam, wo sich der König im Winter aufhält; im Sommer wohnt er zu Trivanderan. — Die Festung Odeaquiri, mit einem Arsenale und einer Stückgießerei, ist ein Hauptwaffenplatz des Königs; auch Paliamkotta, welche von der Stadt Tinevelli nur durch einen Fluß getrennt wird, ist eine ansehnliche Feste. Kotate, eine urakte Fabrik- und Handelsstadt wird von vielen auswärtigen Kaufleuten besucht. — Nördlich von Travankor liegen mehrere See- und Handelsstädte. Unter der Oberherrschaft des Königs stehen einige Braminenbezirke, als Napolim, dessen Oberbramin, eine Art von Pabst, ein Gebiet von drei Stunden im Umfange besitzt, und

Tridschur, wegen der hiesigen hohen Schule im südlichen Indien, eben so berühmt als Benares im nördlichen. — Die Engländer besitzen unmittelbar den wegen des Pfefferhandels wichtigen Flecken Anjengo mit einem Hafen und Fort.

2) Das Reich Kochin, nördlich von Travankor, dessen Regent zu Tripantry residirt und in neuern Zeiten von den Batavern und dem Könige von Travankor sehr eingeschränkt, auch von dem letztern abhängig ist. Wir bemerken hier vornehmlich die batavischen Örter: Kochin an der Mündung des schiffbaren Mangatte, eine große, nach europäischer Art gebaute, durch Natur und Kunst befestigte, fast ganz mit Wasser umgebene Stadt, mit breiten Straßen, einer guten Rhede, Schiffbau und Webereien. Der Handel ist mit der Bevölkerung in neuern Zeiten gefallen. Im Jahr 1790 befanden sich hier ohne den Hindus nur noch 500 eingebohrne sogenannte Portugiesen und 50 angesessene Europäer. Ehemals war hier der Sitz eines batavischen Statthalters, dem alle Handelsplätze dieses Volkes auf Malabar untergeben waren; jetzt ist die Stadt in den Händen der Engländer. — Mattandscheri ist ein stark bewohnter Ort, und eine Hauptniederlage von in- und ausländischen Waaren. Arabische Kaufleute aus Maskate und Moccha besuchen ihn fleißig. — Koilan liegt in einer reichen Gegend, ist gut gebaut und befestigt, hat einen schönen Hafen und die geschicktesten malabarischen Künstler. In allen diesen Orten halten sich viel Juden und Thomaschristen auf. — Den Britten gehört jetzt die Stadt Kranganor, nördlich von Kochin.

3) Kalikut, oder das Gebiet des Samorins, (souverainen Kaisers) ein Küstenland, wie das vorige, zwischen den Flüssen Chottesal und Chotna. So wie dieser Regent erkennen auch die ihm sonst unter-

worfenen Nairenlande, kleine Bezirke, die aus einer Feſtung mit wenigen Dorfſchaften beſtehen, und zuweilen kaum 2000 Einwohner haben, brittiſche Landeshoheit. Die Hauptſtadt Kalikut, berühmt wegen ihres Handels, woran auch Araber Antheil nehmen, liegt am Meere und hat etwa 6000 Häuſer, ein Kaſtell und einige europäiſche Faktoreien. Allein der Hafen verſandet immer mehr, und der Handel hat durch Tippo Saibs Verwüſtung ſehr gelitten. — Ferukabad gehört den Britten, ſo wie die Seeſtadt Baypur mit einem vortrefflichen Hafen und die Feſtung Tellichery, von wo die Engländer jährlich 1½ Mill. Pfund Pfeffer ausführen. — Zwiſchen dieſem Ort und Kalikut liegt die franzöſiſche befeſtigte Stadt Mahé, an der Mündung des Maheflusſes. Sie zählt ohne Garniſon etwa 6000 Einwohner, verhandelte ſonſt jährlich an 2 Mill. Pfund Pfeffer, und iſt mit fünf kleinen Forts umgeben.

4) Das Küſtenland Kananor beſteht aus ſehr beſchränkten Gebieten unter der Herrſchaft eines brittiſchen Vaſallen-Königs. Die Hauptſtadt Kananor liegt ohnweit der Küſte. — Die Seeſtadt Kotta liefert feine Kattune.

5) Das Fürſtenthum Kurga, nordöſtlich vom Cap Dilli, und auf der öſtlichen Seite der Gates, iſt 50 Q. M. groß, hat weitläuftige Waldungen und wird von einem kriegeriſchen Volke bewohnt.

6) Der Neu-Mayßuriſche Staat, ein Überbleibſel des ſonſt mächtigen Reiches Maiſſore, an beiden Seiten des Ober-Kaweri und Hindenneflusſes, öſtlich von Kanara, durch das Kriegsglück der Engländer im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts bis auf 1190 deutſche Q. M. herabgebracht, iſt mehr als irgend ein andrer indiſcher Staat von den Britten abhängig, und vielleicht bald ganz ihr Eigen-

thum. Sie haben schon jetzt in den hiesigen Festungen Besatzungen, zu deren Unterhaltung sie jährlich 700000 Pagoden bekommen, und dulden es nicht, daß ohne ihre Einwilligung von dem Fürsten ein Europäer aufgenommen, und eben so wenig eine neue Festung angelegt, oder eine alte geschleift werden darf. Der jetzige Fürst, ein Knabe von zehn Jahren, ist der letzte Sprößling der vom Hyder Ally gestürzten Braminischen Regentenfamilie, und steht mit Land und Leuten unter brittischer Vormundschaft. Seine jährlichen Einkünfte betragen etwa 2,374076 Pagoden. Er residirt in der Stadt und Festung Mayssore, außer welcher wir nur noch Bednur oder Hydernagor bemerken, die im Jahr 1766 150000 Einwohner hatte, worunter sich ein Fünftheil zur christlichen Religion bekannte.

7) Die Britten besitzen unmittelbar, nebst andern mysorischen Orten, Seringapatnam, die ehemalige volkreiche Residenz der mysorischen Regenten, auf einer Kaweri-Insel; Palikatscheri und Konkan, zwei stark befestigte Gebirgspässe am Flusse Paniany, und in Kanara die Seestädte Mangalor mit einem Hafen, der mit Goa und Bombay um den Vorzug streitet; Barsalor, Onore, Korial und andre.

8) Einige Antheile vom Reiche Sunda, dessen nördlicher Theil einem Marattenfürsten gehört. Die hiesigen Nairen aber sind größtentheils brittische Vasallen. Der portugiesische Hauptort in Ostindien, Goa, liegt hier auf einer fruchtbaren und gut bevölkerten kleinen Insel. Die Stadt, welche ein breiter Kanal mit einem der vorzüglichsten Häfen verbindet, ist weitläuftig und ohne Ordnung gebaut, und hat zwei Kastelle, zwölf Klöster, einen Generalgouverneur, einen Erzbischof, 2000 Einwohner, welche durchaus Christen seyn müssen und eine starke Besatzung. Der Handel ist nicht von Wichtigkeit.

9) Die brittische Insel Bombay an der Konkanküste. Sie ist steinigt, mit Felsen umgeben, 2 deutsche Meilen lang, aber kaum ½ Meile breit. Die Stadt Bombay, der Siz einer Präsidentschaft, ist groß und befestigt, hat eine starke Citadelle, an 140000 Einwohner aus verschiedenen Nationen, einige 50 große Handelshäuser, worunter 10 europäische, und einen beträchtlichen Handel nach dem übrigen Ostindien, Persien und Arabien. In dem Hafen können 300 Segel sicher liegen, und er ist, außer Goa, auf dieser Küste der einzige, der Linienschiffe aufnehmen kann. Außerdem findet man hier Schiffswerfte, eine treffliche Docke, Seesalzsiedereien und 5 kleinere Forts. — Auf der nahen Elephanten-Insel befindet sich ein uralter indischer in Felsen gehauener Tempel, der wegen seiner Ähnlichkeit in Gestalt und Farbe den Namen Elephantentempel führt. Auch die Insel Salsette, die Bombay mit Lebensmitteln versorgt, enthält ein berühmtes Werk der alten indischen Baukunst. Man hat nehmlich Felsenberge bis 150 Fuß tief ausgehöhlt und in mehrern Stockwerken über einander Pagoden und Grotten mit vielen Säulen, Statüen und Basreliefs ausgehauen, eine Arbeit, die mühsamer und kostbarer gewesen seyn muß, als die Auffährung der ägyptischen Pyramiden. Die Seestadt Daman gehört mit der auf einer kleinen befestigten Insel an der Südspize der Halbinsel Kambaja liegenden Handelsstadt Diu den Portugiesen.

10) Die Stadt Surate, nördlich von Daman, am Flusse Taptee, ist eine wichtige See- und Handelsstadt. Sie hat 5 Meilen im Umfange, eine starke Citadelle, nicht weniger Einwohner als Kalkutta, öffentliche Bäder, katholische und armenische Kirchen, Moscheen, Thierhospitäler und beträchtliche Manufakturen, der Karavanen- und Seehandel sind gleich lebhaft. Die meisten Einwohner leben daher im

Wohlstande. Ein hiesiger Kaufmann, der nur zehn Seeschiffe besitzt, gehört noch nicht zu den reichen. Viele haben weit mehr, daher ist auch der Luxus ungemein groß. Die hier gebauten Schiffe sollen unter allen indischen die dauerhaftesten seyn. Man baut sie aus Thekaholz und bestreicht sie mit einer aus Harzöl und Kalk bestehenden Masse. — In dem letzten Frieden, den die Britten den 15. und 30. Decbr. 1803 mit den Maratten geschlossen haben, wurden den erstern die wichtige Festung Broach, am Nerbudda, welche einen Hafen, Baumwollen- und Achatfabriken hat, nebst der großen Seehandels- und Fabrikstadt Kambaya, an der Mündung des Kaweri in den Kambajischen Meerbusen, und überhaupt alle Hauptposten auf der Küste im Lande Guzurate abgetreten, welche nunmehr auch noch zu dieser Präsidentschaft gehören. — Wir besuchen nun

die Länder der indischen, den Europäern nicht unterworfenen Fürsten.

1) Die Marattenstaaten. Sie begreifen einen Theil vom südlichen Hindostan und vom nördlichen Dekan, und reichen im Norden bis über den Jumna und in Süden 20 Meilen über den Kristna hinaus. Es gehören dazu die Provinzen Malwa, Kandisch, Visapour, und Theile von Orissa, Bahar, Sunda, Guzuratte, Aschmir, Dowletabad, Agra, Dehli und Ellahabad. Diese Landschaften begreifen 34000 deutsche Q. M., sind aber schwach bevölkert und unter mehrere Erbfürsten von ungleicher Macht vertheilt. Von diesen Fürsten, welche eine Art von Eidgenossenschaft unter sich errichtet haben, und gewissermaßen ein allgemeines Oberhaupt, unter dem Titel Paischwa, anerkennen, sind die Regenten von Ugein und von Nagpur oder Berar, die Fürsten Holkar und Gurikuar die mächtigsten, besonders der erste. Sie sollen

ums Jahr 1790 jährlich 17 Millionen Pfund Sterl. Einkünfte und eine Kriegsmacht von 210000 Mann Kavallerie und 64000 Mann Infanterie, nebst einer gut unterhaltenen Artillerie gehabt haben. Die Maratten waren sonst eine wilde Räuberhorde, vom Stamme der Rasbutten; jetzt sind sie ein gesittetes, aber kriegerisches und tapferes Volk, das mächtigste unter den Hindus. Ihre Sitten sind unter allen Ständen, selbst in den fürstlichen Familien, noch sehr einfach, und ihre Bedürfnisse leicht zu befriedigen. Sie dulden die christliche und andere Religionen unter sich, bleiben selbst aber bei der braminischen. — Man theilt die marattischen Besitzungen in die westlichen und östlichen.

Im westlichen Marattenlande sind außer verschiedenen befestigten Seehäfen folgende die vornehmsten Örter. Punah am Mudanodiflusse, etwa 15 deutsche Meilen südöstlich von Bombay, die Residenz des Paischwah, ist groß, aber schlecht gebaut, und besteht eigentlich aus mehrern Dörfern, mit einem gemeinschaftlichen Marktplatze. Bisapour, eine der ansehnlichsten Städte auf der Halbinsel, und Bisnagur, beide ehemals Hauptstädte gleichnamiger Reiche; Brampor, eine schöne große Handelsstadt, nicht weit vom Taptee; Ahmedabad, oder Guzurate, am Flusse Minderi, eine große, sonst wichtige Fabrik- und Handelsstadt, jetzt voller Ruinen. — Indor, die Residenz des Holkar, ein armseliger Ort, Udsein oder Ujein, am Flusse Sepra, die Hauptstadt des mächtigsten Marattenfürsten, ist ein berühmter Handelsplatz und Wallfahrtsort der Braminen. Sarungpur unterhält viel Manufakturen. Kotta hat eine beträchtliche Größe, ein prächtiges Residenzschloß und viele Pagoden. Sirond verfertigt bunte und geblümte Bettdecken zur Ausfuhr. Kalpi, am Jumna, hat eine Münzstätte und Zuckersiedereien. Narwar ist eine Festung mit

massiven Häusern, und bei dem großen und wohlgebauten Gualior liegt eine berühmte Festung mit schönen Gebäuden, Brunnen und Ackerland, auf einem fast senkrechten, 2 bis 300 Fuß hohen Felsen. Die Bollwerke sind rund herum bis an den Rand des Abgrunds angelegt, und der einzige Zugang ist durch eine Mauer mit Bastionen und durch sieben Thore gedeckt. Agra liegt mit ihren herrlichen Tempeln und Palläſten in Trümmern, die eine Länge von fast 3 deutschen Meilen am Jumna einnehmen. Sie war die Residenz des Großmoguls, des reichsten und vielleicht auch mächtigsten Monarchen in Asien, der aber jetzt kaum ein Gebiet von 20 Q. M. unter Oberlehnsherrlichkeit des Fürsten von Ujein besitzt. Die Gegend umher ist jetzt eine baumleere sandige Wüste. Auch die große, sonst glänzende Stadt Dehli, jetzige Residenz des Großmoguls, ist fast ganz verwüstet. Zwischen beiden Städten befindet sich in einem Garten das berühmte Grabmal des Kaisers Akbar. Es besteht aus rothem Stein und weißem Marmor, ist viereckt, fünf Geschoß hoch, und mit Pavillons, Kuppeln, Terrassen, und rund herum mit Fenstern versehen. Eine große Halle macht das innere Grabmal aus, in dessen Mitte der einfache weißmarmorne Sarg steht, worauf man den Namen Akbar in schwarzmarmornen Buchstaben lieset.

In dem östlichen Marattengebiete, welches mehrere kleinere Fürstenthümer enthält, die theils unabhängig, theils dem Fürsten von Berar zinspflichtig sind, finden wir die Hauptorte Nagpur, am Tail, die große und volkreiche Residenz des Fürsten von Berar, die Bergfestungen Geylgur und andre. Schahpur, eine große, meist von Afghanen bewohnten Stadt, welche gute Eisenwaaren liefert; Nuttenpur und Sumbelpur haben eigne Rajahs. Kutak am Tail,

die

die ansehnliche und befestigte Hauptstadt von Orissa. Jaggrenat, ohnweit dem Chilkasee, berühmt wegen einer uralten und reichen Felsenpagode, zu der häufig gewallfahrtet wird. In der Mitte derselben schwebt ein 70 Fuß hoher steinerner Ochse, mit der vordern Hälfte in der Luft. Ein andrer aus Sandelholz gearbeiteter Götze hat zwei große Augen von Diamanten, und überdies einen starken Schmuck von verschiedenen Edelsteinen. In der Nähe sind die beiden Vorgebirge False Point und Palmicas. — Die Stadt Balosore am bengalischen Meerbusen, von welcher die aus Baumwurzeln verfertigten schönen grauen Zeuge den Namen führen, treibt einen guten Handel.

Unter den Rasbuttenlanden, welche den Maratten Tribut geben, sind die vornehmsten: Bundelkund, westlich von Benares, ein gebirgigtes Land, das besonders wegen der bei der großen und volkreichen Stadt Parna befindlichen Diamantgruben berühmt ist, und die drei Fürstenthümer Udipur, Judpur und Joinagur mit gleichnamigen Städten in Agimere, westlich und südwestlich von Agra.

2) An den Ufern des Sadisflusses, westlich von den nördlichen Marattengebieten, liegt der waldige Gebirgsstrich Mevat, den ein wildes räuberisches Volk unter der Herrschaft mehrerer Fürsten bewohnt. — Südwestlich ist das Gebiet der Dschaten, eines Hindusstammes, der im vorigen Jahrhundert groß und mächtig war, jetzt aber durch die Maratten und andere Nachbarn auf einige Quadratmeilen und wenige feste Örter, als Komeri und Bhartpor eingeschränkt ist. Das Land bringt dem Fürsten jährlich etwa 50000 Pfund Sterl. ein. Auf der Halbinsel Guzurate sind außer den Marattenantheilen noch einige freie Landschaften. In einer derselben, Okamundel, und auf den Inseln des Kotschbusens, wohnen die Sangarier, ein räuberisches Rasbutten-

volk, das auch die Schiffahrt in diesen Gewässern stört. Nahe bei dem Vorgebirge Jigat liegt der Flecken Benith mit einer großen berühmten Pagode, die häufig besucht wird. — Zwischen dem Pudder und Indus liegen die wüsten und waldigen Lande der Kotscher, worin sich einige Rasbuttenrajahs getheilt haben. Hin und wieder treiben die Einwohner Pferde-, Rindvieh- und Kameelzucht.

3) Der Staat der Seiks, im nördlichen und westlichen Hindostan. Es gehört dazu Lahor oder Panjab, d. h. das Land der fünf Flüsse, die es bewässern und in den Indus fließen, eine der schönsten und reichsten indischen Provinzen, nebst Theilen von Multan, vom Lande Sindi an dem niedern Indus, das mit Ägypten fast gleichen Boden und Klima hat, und von den Landschaften Agra und Dehli. Diese Länder sind etwas über 6000 geogr. Q. M. groß, und werden von mehrern unabhängigen Fürsten beherrscht, die zur gemeinschaftlichen Vertheidigung mit einander im Bunde stehen und deswegen jährliche Versammlungen halten. Vereinigt können sie 250000 Mann abgehärtete Krieger stellen, die mit Spießen, Schwerdtern, Bogen und Luntenflinten bewaffnet und größtentheils beritten sind, denn Fußvolk achten sie wenig. Die Seiks stammen von den Rasbutten ab. Ehedem waren sie nur als eine Religionssecte bekannt, deren Stifter, Nanek, sich durch Klugheit, Frömmigkeit und Kenntniß der heiligen Bücher der Hindus großes Ansehn erwarb, und wahrscheinlich um das Jahr 1539 starb. Seine Lehre unterscheidet sich durch Verwerfung alles Götzendienstes, durch die Verehrung eines unsichtbaren Weltschöpfers, und durch Gleichheit aller Mitglieder der Nation von den übrigen Secten der Hindus. Sein Nachfolger sammlete seine Vorschriften in ein heiliges Buch, welches beim Gottesdienste, wobei auch sogenannte Liebes-

mahle ſtatt finden, zum Singen und Beten gebraucht wird. Die Sekks eſſen, außer Rindfleiſch, alle Arten von Fleiſch, und vorzüglich ein Gemiſch von Mehl, Butter und Gewürzen, Purſaud genannt, heirathen nur Frauenzimmer ihres Glaubens, dulden es nicht, daß ſich die Wittwen verbrennen, und theilen ſich in die Khualaſah, welche Haar und Bart ſcheeren, und ſich vom Ackerbau, der Pferde- und Rindviehzucht, den Handwerken, unter denen die Gewehr- und Tuchfabriken die beſten in Hindoſtan ſeyn ſollen und vom Handel nähren, und in die Khalſah, welche Haare und Bart wachſen laſſen, und ſich ausſchließlich dem Kriegsdienſte widmen, weshalb ſie wilder und roher ſind als jene. Ihre Lieblingsfarbe iſt die blaue. Der Reuter trägt lange Hoſen, ein langes Gewand mit engem Leib und Ärmeln, und einen blauen Turban. Sein Pferd iſt zum äußerſt ſchnellen Angriff und Rückzug vortrefflich abgerichtet. Geſchickt, die größten Beſchwerden zu ertragen, machen die Khalſah oft mehrere Tage hinter einander einen Tagesmarſch von 7 deutſchen Meilen, führen aber weder Gepäck noch Zelte bei ſich. Die Anführer, wovon der ſchwächſte etwa 30, der mächtigſte aber 12 und mehrere tauſend Reuter befehligt, unterſcheiden ſich von den Gemeinen bloß durch goldne Armbänder, goldne Turbanketten und ſchönere Pferde. — Die Hauptſtadt des ganzen Staats iſt Lahör am Rawifluſſe und in einer an Steinſalzgruben reichen Gegend. Sie hat mit den Vorſtädten gegen 7 Meilen im Umfange, hohe Ringmauern und noch jetzt ſchöne Häuſer und Gärten, aber nicht mehr den ehemaligen Glanz. — Die Stadt und Feſtung Attok liegt am Indus, und Nagarkot mit einem Kaſtelle zwiſchen Bergen. Multan, eine Stadt von 4 Meilen im Umfange, ohnweit der Mündung des Junab in den Indus, treibt einen anſehnlichen Handel und wird durch eine

Verehrung geschützt. — Amarsur, am Ravi, wird von den Seiks für einen heiligen Ort angesehen, wo ihre Oberhäupter die Versammlungen halten. Der hiesige Teich wird auch als heilig verehrt, ist mit Gebäuden umgeben und schön ausgeziert. Ein solcher Teich befindet sich auch in der großen und volkreichen Stadt Thanassor, am Surfutesluß. — Die uralte Stadt Sirhind an einem See, ist verfallen. — Wir kommen endlich zu

den Besitzungen des Königs von Ostpersien oder Kandahar.

Dazu gehören: 1) Kaschemir. Es ist das nördlichste Land von Hindostan, und von allen Seiten mit Alpengebirgen umgeben, die es von Tibet, Lahor und Persien trennen, und durch welche nur drei Pässe nach Tibet, Hindostan und Chorasan führen. Dieses reizende Thal, das der Frühling nie verläßt, ist etwa 16 deutsche Meilen lang und halb so breit. Unzählige Quellen und Bäche stürzen von den Gebirgen herab, werden durch Kanäle über die Felder geleitet, und vereinigen sich nach und nach mit dem großen schiffbaren Fluß Behut, der etwas über 10 deutsche Meilen von Siringar entspringt, bei Pampour mehrere Ströme aufnimmt, sich durch einen Kanal mit dem See Dall, darauf mit dem kleinen Sind vereinigt, der das nördliche Kaschemir durchströmt, und fällt, nachdem er den See Ouller, welcher 8 deutsche Meilen im Umfange hat, durchflossen, und in Lahor den Chunab aufgenommen, zuletzt in den Indus. Die niedrigern Berge sind mit Waldungen bedeckt, und die Ebenen bestehen theils aus fetten Wiesen, theils aus Feldern, die an Reis, Getreide, Hanf, Safran, Gartengewächsen, Fruchtbäumen und Blumen so reich sind, daß Kaschemir nur ein Garten, ein Paradies zu seyn scheint, in welchem die Flecken und

Dörfer wie Lusthäuser zerstreut liegen. Nächst dem Ackerbau wird die Viehzucht, besonders die Schafzucht, welche die feinste Wolle giebt, stark getrieben. Auch unterhalten die Einwohner viele Manufakturen, besonders für Shawls, die sie vielleicht in unerreichbarer Vollkommenheit verfertigen. Ein solcher Shawl ist 3 Ellen lang, 1 Elle breit, und wird zu verschiedenen Preisen bis zu 300 Rthlr. verkauft. Die dazu benöthigte Wolle kommt aus Thibet. Sie ist ursprünglich dunkelgrau, wird aber in Kaschemir, durch eine Zubereitung aus Reismehl, gebleicht. Ehemals gab es hier an 40000 Weberstühle für diese Zeuge, jetzt höchstens 16000. Die meisten derselben befinden sich in der Hauptstadt Siringar am Behut. Sie ist ½ franz. Meile lang und breit und mit vielen Landhäusern und Lustgärten umgeben. Die Kaufleute ziehen von hier und andern Orten in großen Karavanen nach fremden Ländern, selbst bis China. Das ganze Land ist in 24 oder 38 Distrikte getheilt.

2) Kabulistan, westlich von Kaschmir, wird durch ein Schneegebirge durchschnitten, und hat im Süden eine große Wüste. Außer derselben ist es durch den Kabul und andre Ströme gut bewässert und hat eine starke Viehzucht, und unter den Gewächsen auch Südfrüchte. Die Hauptstadt Kabul liegt am gleichnamigen Flusse. Sie ist groß, zuweilen die Residenz des Königs, und eine Niederlage von persischen, indischen und bucharischen Waaren. Sie steht mit Kalkutta in Wechselverbindungen.

3) Gazna, südlich von Kabul, mit der gleichnamigen am Flusse Dilen gelegenen Hauptstadt, welche die Muhamedaner wegen der vielen Gräber ihrer Heiligen, das indische Medina nennen.

4) Pischauer, östlich von Gazna, am Nieder-Kabul, mit der Hauptstadt gleiches Namens.

5) Das Land Kandahar, westlich von Kaschemir, an beiden Seiten des Flusses Hir, gebirgig und waldig, aber an Weiden und Früchten reich. Die Hauptstadt Kandahar liegt mitten in unzugänglichen Gebirgen, und wird für den festesten Ort in Asien gehalten. Zahlreiche Karavanen, die den Handel zwischen Persien und Indien betreiben, gehen hier durch.

6) Die Provinz Sindi, am Nieder-Indus, ein heißes, ungesundes, salpeterreiches Land, das im Norden fruchtbaren Boden, im Süden große Sandsteppen hat. Es gehört einem muhamedanischen Fürsten, der ein Vasall des Königs von Kandahar ist, und im Fort Hydrabad residirt. Nicht weit von der Mündung des Indus liegt auf einer Insel die große Fabrik- und Handelsstadt Tatta, welche sonst wegen einer hohen Schule der Hindus berühmt war.

Wir verlassen nunmehr Ostindien und begeben uns westlich nach

Persien,

das in den neuern Zeiten durch unaufhörliche innere und äußere Kriege viel verlohren hat. Es liegt zwischen dem 25 und 44° d. Br., dem 62 und 88° d. L., stößt südlich an das indische Meer, das hier den persischen Meerbusen bildet, dessen Eingang von der Insel Ormus benannt wird, westlich an türkische und nördlich an kaukasische und russische Landschaften, an den kaspischen See und die Bucharei. Den größten Theil der Oberfläche nehmen salzige Sandwüsten ein; nur die westlichen und nördlichen Provinzen sind besonders ergiebig. Hohe und bewaldete Schneegebirge umgeben Persien auf den Landseiten und durchkreuzen es nach verschiedenen Richtungen. Demohngeachtet fehlt es an großen schiffbaren Strömen. Der Aras, welcher sich mit dem Kur in den kaspischen See ergießt, sind die bedeutendsten, die übrigen Küsten-

und Steppenflüsse. In den Gegenden, wo es an Wasser fehlt, sammlet man den Regen in Gruben, und selbst dieser ist oft eine Seltenheit. Außer verschiedenen inländischen Seen bemerken wir vorzüglich den kaspischen. Er ist 150 deutsche Meilen lang, 60 bis 80 Meilen breit, über 50 Faden tief, und wegen der häufigen Stürme, der in ihm befindlichen Felsen und beweglichen Sandbänke der Schiffahrt gefährlich. Ob ihm gleich mehrere ansehnliche Ströme ihr Wasser zuführen und er keinen sichtbaren Abfluß hat, so bemerkt man an ihm doch keine Vergrößerung, vielmehr eine Abnahme; daher glaubt man, daß er unter der Erde abfließe. Die Provinzen an diesem See und dem persischen Meerbusen sind unter allen die heißesten und ungesundesten. Die südlichen Gegenden haben lange trockne Sommer mit heiterm Himmel, die gebirgigten kühlere und die nördlichen feuchte Luft, alle aber im Winter Frost und Schnee. Persien leidet auch zuweilen von dem Samumwinde und den Erdbeben. Wenn ein großer Theil des Landes nicht angebaut wird, so enthalten die übrigen Theile einen desto größern Reichthum an mannigfaltigen Gewächsen. Die vornehmsten derselben, wovon mehrere in den Handel kommen, sind außer den Feld- und Gartenfrüchten, Hanf, Krapp, Safran, Taback, Manna, Kassia, Sennesblätter, Rhabarber, Süßholz, Opium, Assafötida, Gummi, Baumwolle, Oliven, Wein, Datteln, Granaten, Pistazien, Feigen, Mandeln, Pfirsichen und andere Südfrüchte, Mastik, Kampher, Weihrauch, Terpentin, Krähenaugen, Hennah, Galläpfel, Sesam, Zuckerrohr ꝛc. Assafötida, stinkender Asant oder Teufelsdreck, ist eine wilde Pflanze mit einer schwarzen rübenähnlichen Wurzel, welche aus sich eine Blätterstaude mit einem 3 Fuß hohen weiß blühenden Stengel hervortreibt und ein Harz liefert, das die Perser, ohngeachtet seines durchdringend häßlichen

Geruchs als ein Speisegewürz, wir aber hauptsächlich in der Arznei gebrauchen. Der 30 Fuß hohe und starke Pistazienbaum trägt büschelweise kleine Nüsse mit doppelter Schale, die einen wohlschmeckenden grünen Kern einschließen, der am meisten in den Küchen und Konditoreien verbraucht wird. Der Mastix ist ein weißgelbes körniges Harz, dessen man sich in der Arznei, zum Räuchern und zu Lackfirnissen bedient und das aus der Rinde eines 30 Fuß hohen Baums schwitzt, der lorbeerähnliche Blätter, gelbe Blüthen und eßbare Früchte trägt, die wie gelbe Pflaumen aussehen. Die Krähenaugen, ein Gift für alle blindgebohrne Thiere, sind die runden, platten, braunen und behaarten Saamenkörner eines hohen Baums, welche eine Ähnlichkeit mit Vögelaugen haben und in großer Anzahl in dem schwammigen Fleische einer gelben Apfelfrucht liegen. Der Terpentinbaum hat Eschenblätter, violette Blüthen und kleine braune Saamenkapseln mit weißen Körnern. Um das hellgelbe flüssige Harz zu gewinnen, wird der Stamm an mehrern Stellen angehauen. Das Harz fließt auf glatte Steinplatten herab, und verdickt sich bald. — Persien bringt die schönsten Melonen von seltnem Wohlgeschmack und Umfang und in solcher Menge hervor, daß sie bei vielen Menschen mehrere Monate lang die Hauptspeise ausmachen. Nicht minder köstlich sind die hiesigen Trauben, wovon eine Beere schon den Mund anfüllt. Eine Art derselben läßt man theils auf großen Böden zu Rosinen eintrocknen, theils bereitet man daraus einen guten Syrup. — Vorzüglich angenehm und nutzbar sind die Dattelwälder in den südlichen Landschaften. Ganze Karavanen versammlen sich dort, um die reifen Früchte einzuerndten, die man frisch und getrocknet weit und breit verhandelt. Nirgends in der Welt glaubt man schönere Blumen und in größerer

Menge

Menge zu sehen als in Persien. Die Provinz Masanderan ist gleichsam nur ein großer Blumengarten, in dem die Natur alles, der Gärtner wenig thut. Überhaupt sind die Perser in dem Gartenbau und der Baumzucht noch sehr zurück. In den Stutereien werden vortreffliche Pferde gezogen; aber Maulthiere, Esel und Kameele sind allgemeiner im Gebrauche. Die Rindvieh- und Schafzucht ist ansehnlich. In den hohen Gegenden irren wilde, den unsrigen ähnliche Ziegen umher, in deren Magen und Därme sich der Bezoarstein erzeugt, der aus vegetabilischen und mineralischen Theilen besteht, mehrentheils rund ist, und ehedem in den Apotheken gebraucht wurde. Gazellen, Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Schakals, Bären, Tiger und Hyänen sind die übrigen Bewohner der Wildnisse. Unter dem Geflügel hält man die Taube am häufigsten, weil man ihren Mist zur Düngung der Melonenbeete gebraucht. An Fischen fehlt es im Ganzen, und die Perlenfischereien im persischen Meerbusen sind nicht mehr so bedeutend, als ehedem. Außer Scorpionen, Tausendfüßen und Heuschrecken nährt Persien keine schädlichen Insekten; in großer Anzahl aber die nützlichen Bienen und Seidenraupen. Die hiesige Seide ist ihrer Güte wegen berühmt und ein Hauptprodukt des Landes. Am östlichen Ufer des kaspischen Sees giebt es fast keine andere als salzige Quellen und in mehrern Provinzen meilenlange, mit völlig brauchbarem, sehr scharfem Salze bedeckte Ebene, das in andern Gegenden in großen Stücken gegraben wird. Die übrigen mineralischen Produkte sind hauptsächlich Eisen, woraus ein vortrefflicher Stahl bereitet wird, Kupfer, Blei, Schwefel, Salpeter, Porzellanerde, Marmor, wovon der beste um Tauris bricht, Türkisse, Naphta und anderes Bergharz. Die Naphta, woran die Gegenden bei Baku und Schiras einen vorzüglichen Reich-

thum besitzen, ist weißgelb, schwimmt auf Weingeist und brennt mit wohlriechender Flamme, verfliegt aber, nachdem man sie aus den Höhlen genommen hat, und wird zähe und braun. Im flüssigen Zustande entzündet sie sich leicht. Persien wird von mehrern Nationen bewohnt, von den Persern, die das Neupersische in mehrern Mundarten reden und zu den gebildetesten Asiaten gehören, von den Guebern, die sich der altpersischen Sprache bedienen, von den Afghanen in Nordosten, welche Georgisch sprechen; von den Kurden in Irak Adschemi, von Turkomannen und Zigeunern; von Arabern auf der Südküste; von Braminen, Juden, Armeniern und Russen in den Handelsstädten. Die Anzahl aller Einwohner in Ost- und Westpersien beträgt noch nicht 18 Millionen; für ein Land von 46 bis 50000 Q. M. eine sehr geringe Bevölkerung. Persien hat aber von jeher große Revolutionen gehabt, wobei die reichsten Provinzen verwüstet, und die blühendsten Städte zerstört worden sind. Die Guebern, vielleicht Nachkommen der alten Perser, und von den neuern verachtet, sind schwarzbraun, von unangenehmer Bildung, aber stark und gesund. Sie stehen unter der Aufsicht ihrer Alten, aus welchen sie ihre Obrigkeiten wählen, und führen, fern von Weichlichkeit und Luxus, friedliebend, gesittet und ehrlich, ein stilles, mäßiges und arbeitsames Leben. Ihr Ernst geht fast in Schwermuth über. Man findet weder Gelehrte noch Künstler unter ihnen, aber desto bessere Ackerbauer, Hirten, Tagelöhner, Gärtner, Winzer, Tuch- und Teppichmacher. Gewöhnlich hat der Mann nur eine Frau, von der die Scheidung nur wegen Ehebruch statt findet. Sie verehren ein höchstes Wesen unter dem Bilde des ewigen Feuers, das sie nach ihrer Aussage, an heiligen Orten schon seit 4000 Jahren unterhalten, nachdem es ihr größter Lehrer Zoroaster oder Zerdusch, welcher die

Religion der alten Perſer in eine gewiſſe Form brachte und ſie mit einer ſchätzbaren Moral bereicherte, welche indem Zendaveſta, dem Guebriſchen Glaubensbuche, enthalten iſt, angezündet haben ſoll. Sie beobachten die Taufe, einige Faſten und verſchiedene Religionsfeſte. Ihr Haupttempel ſteht mit der Wohnung ihres Oberprieſters und einem geiſtlichen Seminario auf einem Berge bei Yezd. — Die neuern Perſer, welche aus der Vermiſchung der alten mit andern Völkern entſtanden ſind, unterſcheiden ſich von jenen durch eine hellere, lebhaftere Farbe, ſchönern Wuchs, Munterkeit und angenehme Bildung. Sie halten große ſchwarze Augen, ſchwarzes Haar und ſtarke Augenbraunen für Schönheiten, und beſtreichen die Haut, um ſie geſchmeidig zu erhalten, mit rothgelber Salbe. In ihrem Charakter paart ſich das Gute mit dem Böſen. Sie zeigen ein feines Ehrgefühl, Höflichkeit, unerſchütterlichen Muth, Duldſamkeit, Gerechtigkeitsliebe und Gaſtfreundſchaft; aber auch die größte Verſtellung, Falſchheit und Neigung zum Müßiggange, zur Verſchwendung und zur Wolluſt; Freimüthigkeit iſt ihnen fremd, denn ihr Geiſt fühlt die Feſſeln der deſpotiſchen Regierung. Kriechend gegen Vornehmere, kränken ſie Geringere durch Hochmuth und Druck. Jähzornig, heftig und äußerſt empfindlich, rächen ſie, wenn es in ihrer Macht ſteht, eine Beleidigung auf der Stelle. Selten findet man größere Lügner, und werden ſie auf Unwahrheiten ertappt, ſo machen ſie einen Scherz daraus, ohne aus der Faſſung zu kommen. Mit einer lebhaften, fruchtbaren Einbildungskraft, einem vortrefflichen Gedächtniſſe und vorzüglichen Anlagen zu Künſten und Wiſſenſchaften begabt, ſuchen ſie der Unterhaltung feine witzige Wendungen zu geben, wobei ſie ihre Lieblingsdichter häufig benutzen. Sie ſchätzen die Gelehrten, halten die Kinder fleißig zum Unterricht an, und

geben ihnen überhaupt eine gute Erziehung. In den niedern Schulen wird die persische Sprache, die man in der Provinz Fars am reinsten spricht, und das Lesen und Schreiben der arabischen gelehrt; in den höhern Schulen studiert man den Koran, die Philosophie nach Aristoteles, die Mathematik nach Euklides, die Moral nach Lockmanns Fabeln, und überdies arabische, altpersische und griechische Schriftsteller in Übersetzungen. Da es im Lande keine Buchdruckereien giebt, so pflegen die Schullehrer die Bücher durch Abschreiben zu vervielfältigen. Auf Erdbeschreibung und Geschichte verwenden sie weit weniger Fleiß, als auf Astronomie und Astrologie, denn die letztere nährt ihren Hang zur Wahrsagerei. Im höchsten Grade abergläubisch, unternehmen sie nichts, ohne ihre Vorbedeutungsbücher befragt zu haben, und legen ihre Talismane und Amulette nie ab. Sie haben mit den Arabern und Türken gleiche Zeitrechnung, und rechnen nach Mondenjahren; die Astronomen aber nach Sonnenjahren. In der Dichtkunst thut sich mancher Perser hervor, weniger in den übrigen Künsten. Wer sich der Musik widmet, steht nicht in Achtung, und ihre Instrumente sind, obgleich den unsrigen ähnlich, doch noch sehr unvollkommen. Die Mahler zeichnen sich nur in den Blumenstücken aus, der Bildhauerei steht die Religion im Wege, welche menschliche Abbildungen verbietet, und wenn gleich die Baumeister es verstehen, kühne Bogen und Gewölbe anzulegen, so haben die persischen Gebäude doch kein besonderes Ansehn. In den mechanischen Arbeiten, welche nicht zunftmäßig getrieben werden, gebührt den Persern ein größeres Lob, und in verschiedenen übertreffen sie den Europäer. Man verfertigt mancherlei Zeuge aus Seide, Baumwolle und Ziegenhaaren, die schönsten Brokade und Sammte, vortreffliche Fußdecken und Tapeten, Kamelotte, Kattune, sehr feine und leichte Filze von Wolle, welche die Stelle des Tuchs

vertreten; Golddrath, Saffian, Chagrin und anderes Leder, vortreffliche Bogen, damascirte Klingen und andere Metallwaaren, gute Töpferarbeiten, geschätztes Porzellain und vorzügliche Stickereien, druckt Gold und Silber in allerlei Figuren auf Zeuge, drechselt in Holz und Metallen; flechtet schöne Matten und Körbe aus Schilf und Weiden, und unterhält ansehnliche Färbereien. Aber das Glas und Papier, die Uhren und Goldschmiedearbeiten sind gleich schlecht. — Ein auswärtiger Produkten- und Kunsthandel könnte die Perser bereichern; allein die Liebe zur Ruhe, die Abneigung gegen Reisen und fremde Sitten, die Furcht sich durch den Umgang mit Ungläubigen zu entehren und andre Ursachen spielen den Handel größtentheils in die Hände der Banianen, Armenier, Juden und Europäer. Die Waaren werden theils durch Karavanen nach der Türkei und Indien, theils auf dem kaspischen See nach Rußland und auf dem Meere nach Arabien und Europa gebracht. Im Lande selbst reiset man meistens sicher, und findet sowohl in Städten, als an den Landstraßen öffentliche Ruhehäuser oder Karavanseraien. Aus Mangel an Fuhrwerk wird alles auf Kameelen, Eseln und Maulthieren fortgeschafft. Die Perser sind Muhamedaner von der Secte des Ali, die übrigen Muhamedaner gehören zur Secte des Omar. Jene heißen Schiiten (Abtrünnige), diese aber Suniten (Rechtgläubige). Beide Partheien hassen einander, ob sie gleich nur in Kleinigkeiten verschiedener Meinung sind. Den Schiiten ist es nicht erlaubt, nach Mekka zu wallfahrten, indeß sind sie weit duldsamer und frommer als ihre Gegner, und beobachten auch die Fasten genauer und strenger. Unter den Volksfesten zeichnen sich das Opfer- und Trauerfest aus. Das erste fällt auf den 23. Septbr. An diesem Tage schlachtet jede vermögende Familie, zum Andenken Isaaks

ein fettes untadeliges Schaf und vertheilt es unter Freunde und Arme, und das Stadtoberhaupt begiebt ſich an der Spitze einer Prozeſſion auf einen Platz außerhalb der Stadt, um ein ausgeſchmücktes Kameel zu erſtechen, welches alsdann dem Volke Preis gegeben wird. Der Tag wird übrigens mit verſchiedenen Luſtbarkeiten zugebracht. Das zweite Feſt wird in den erſten zehn Tagen des erſten Monats im Jahre zum Andenken des Todes Haſſeins, zweiten Sohnes Alis, durch theatraliſche Vorſtellungen der bei ſeinem Tode vorgefallenen Begebenheiten begangen. Das Volk glaubt, Haſſein ſei freiwillig geſtorben (er blieb im Kriege) um die Sünden aller Anhänger ſeines Vaters zu tilgen. Die Geiſtlichen, worunter es auch Bettelmönche oder Derwiſche und Soufys oder Weiſe giebt, die göttliche Offenbarungen und den Beſitz hoher geheimer Wiſſenſchaften vorgeben, und allerlei auf Aberglauben gegründete Gaukeleien treiben, wiſſen ſich in die Familien einzuſchleichen und die Gewiſſensräthe zu ſpielen. Was die perſiſche Kleidung betrifft, ſo ändert die Mode daran wenig, und ſie iſt für beide Geſchlechter faſt gleich. Man trägt nemlich ausgeſtopfte lange und weite Beinkleider, ein kurzes Hemde, das den Hals blos läßt, eine baumwollne bis ans Knie reichende Weſte und einen weiten Rock mit langen Ärmeln, den ein Gürtel zuſammenhält. Mannsperſonen ziehen rothe tuchne Strümpfe an, Frauenzimmer nicht, beide aber Pantoffeln mit und ohne Abſätzen. Der Reiche verſchwendet in der Kleidung durch theure Zeuge, Stickerei, koſtbaren Pelzbeſatz, Perlen und Steinen. Mancher Turban koſtet 12 bis 1500 Rthlr. Ein weſentliches Stück des weiblichen Anzuges iſt der Schleier, der das Geſicht doppelt verhüllt und bis auf die Füße reicht. Die Frauenzimmer flechten das Haar in dicke Zöpfe, welche hinten herabhängen, zieren die Stirn mit einem prächtigen dreieckigen Stirnband, erhöhen ihre Reize

durch Juwelen, Ketten und andere Kostbarkeiten, auch durch Röthen der Haare, Hände und Füße. Die Männer tragen den Bart kurz, nur die Geistlichen und Frömmler setzen etwas in seiner Länge. Hof- und Kriegsleute und Prinzessinnen führen Schwert und Dolch an der Seite, sonst niemand. Die Häuser sind von Ziegeln, einfach aber sehr luftig erbaut, und haben gewöhnlich nur ein Geschoß, einen weißen Anstrich, gewölbte Decken mit Terrassen, im Innern Wasserbehälter, selten Glas-, meistens geölte Papierfenster im Winter, im Sommer aber statt derselben hölzerne Gitter, und nach dem Garten zu einen mit farbigem Glase und Spiegeln belegten Gesellschaftssaal. In den Zimmern sieht man nur Fußdecken, Wandpolster und Spucknäpfchen. Man schläft auf Matratzen, unter einer leichten Decke. Ein persischer Ofen, der nur im Winter zum Vorschein kommt, hat eine ganz andere Einrichtung als ein europäischer. Man macht nemlich im Zimmer eine Grube, legt glühende Kohlen darin, setzt einen niedrigen Tisch darüber und behängt ihn mit einer wollnen Decke, in welche man sich bis über den Gürtel einhüllt. In Persien ist dieses Erwärmungsmittel hinreichend. — Im Genuß der Speisen und Getränke sind die Perser mäßig. Zu jenen nehmen sie mehr Feld- und Gartenfrüchte, Obst und Confitüren, als Fleisch; Pilau ist ihr Lieblingsgericht, und dünne, ungesäuerte, mit Mohn vermengte Kuchen essen sie statt des Brodtes. Diese bestehen in reinem Wasser, in Kaffee, Sorbet, der aus Honig, Gewürzen und dem Safte verschiedener Früchte bereitet wird, in verschiedenem Blumen- und Fruchtwassern, auch in einem aus Opium bereiteten starken Getränke, obgleich ihre Religion dergleichen verbietet; daher trinken sie Wein nie öffentlich. Das Tabackrauchen ist eine so allgemeine Sitte, daß man sogar in Schulen und Tempeln die Pfeife nicht ablegt. — Der Mann

nimmt so viel Frauen, als er ernähren kann, und diese werden entweder gekauft oder auf unbestimmte Zeit gemiethet, oder förmlich geheirathet. Die gekauften sind nichts anders als Sclavinnen, deren Kinder jedoch als in rechtmäßiger Ehe erzeugt angesehen werden, weshalb der persische Adel (d. h. die Chans-Familien), nur durch den Vater fortgepflanzt und durch Geschlechtsregister bekräftigt wird. Ältern und Verwandte bringen gewöhnlich die Heirathen zu Stande, denn das Brautpaar sieht sich erst am Hochzeitsabend. Belustigungen wechseln bei solchen Gelegenheiten oft ganzer zehn Tage lang mit einander ab. Übrigens wird keine Ehe ohne vorhergegangenen Kontrakt vollzogen, und kann nur durch einen richterlichen Scheidebrief getrennt werden. Aber auch die rechtmäßigen Frauen sind nicht viel besser als Sclavinnen ihrer eifersüchtigen Männer, die sich schon entehrt glauben, wenn sich ein Fremder nach dem Befinden derselben erkundigt, oder sie bei Namen nennt. Die Kinder bekommen am dritten Tage nach der Geburt, unter Feierlichkeiten einen Namen, den die Mutter angiebt, und innerhalb vierzig Tagen, auch erst im siebenten oder achten Jahre die Beschneidung. — In Leibesübungen und Spielen zeigen die Perser viel Fertigkeit. Sie spannen den schwersten Bogen, schießen den Pfeil sehr genau, werfen den Spieß 700 Schritte weit, und führen eben so geschickt den Säbel. Viele bringen es im Ringen, Voltigiren, Seiltanzen, Taschenspielen und andern dergleichen Künsten unglaublich weit. Der Gemeine spielt mit hölzernen Karten, Würfeln, Ball ꝛc.; der Vornehme besucht die Kaffeehäuser und spielt Triktrak oder Schach.

Persien gehörte ehedem nur einem Monarchen, jetzt aber zweien, dem von West- und dem von Ostpersien oder Kandahar, denen verschiedene Chanate oder Fürstenthümer zuweilen zinsbar sind. Die schirwanschen

wanschen Khanaten sind aber neuerlich mehr von Rußland als von Westpersien abhängig geworden. Die Regierung ist monarchisch und wird nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, wenn keine Kabalen und Gewaltthätigkeiten dazwischen kommen. Ein persischer Sultan oder Schach ist einer der größten Despoten. Nichts kann seine Gewalt beschränken; Leben und Güter der Unterthanen sind ein Spiel seiner Laune; er allein ist die Quelle aller Ehren und Würden; seine Aussprüche sind göttliche Gebote, die blinden Gehorsam verlangen und die niemand schmälern oder aufschieben darf. Alle königliche Befehle, die versendet werden sollen, werden auf gefärbtes Papier mit goldnen Buchstaben geschrieben und in kostbaren Beuteln, in Ermangelung der Posten, von Eilboten überbracht, denen jeder auszuweichen sucht, weil ihre Rechte so groß sind, daß sie unterweges jeden, der ihnen zu Pferde begegnet, zwingen können, ihnen das bessere Pferd gegen ihr schlechteres abzutreten. In dem Titel des Regenten hört man nicht die Menge seiner Besitzungen, sondern pomphafte Ausdrücke seiner Allgewalt. Er nennt sich z. B. Brunnen der Macht und des Ruhms, Hauptzweck der Wünsche aller Menschen, Beherrscher aller Kronen und Thronen, Austheiler aller Gaben, Schatten des Allmächtigen, Ausfluß aller göttlichen Gnade; und die Prinzessinnen vergleichen sich mit Sonnen, Monden und Sternen. Die fürstlichen Palläste sind prächtig und ihre Eingänge heilig. Wer hinein geht, darf die Schwelle nicht berühren, und welcher Übelthäter diese Thore erreicht hat, kann nur von dem Sultan selbst ergriffen werden. Die landesherrlichen Einkünfte, welche aus den Domainen, den Bergwerken, den Zöllen, den Naturalabgaben, dem Kopfgelde der Nichtmuhamedaner, den Neujahrs- und Geburtstagsgeschenken der Großen, der Einziehung der Güter ꝛc. fließen, verwaltet der

Generalintendant. Die übrigen Zweige der Regierung sind unter den fünf andern Reichssäulen oder Staatsministern vertheilt, wozu noch einige geistliche Minister kommen. Die Provinzen werden theils von Chans, theils wenn sie landesherrliche Domainen sind, von Intendanten regiert. Jene sind zugleich Anführer der Truppen. Jeder Ort hat seinen Befehlshaber, der die Streitsachen im Divan entscheidet, ohne den Prozeß zu verlängern, und die Strafen erfolgen sogleich. In wichtigen weltlichen Sachen ist die Appellation an den höchsten Reichsrichter, in geistlichen an den Alet, erlaubt. Die persische Polizei soll nicht übel seyn. Gewöhnlich werden die Straßen in den Städten bei Sonnenuntergang geschlossen, und niemand darf sich nach dem Trommelschlage auf denselben sehen lassen. — Die Armeen sind nicht an Subordination und Taktik gewöhnt, wissen auch das Geschütz nicht gehörig zu gebrauchen und lagern sich unregelmäßig; indeß wird es ihnen nicht schwer, die Strapatzen auf dem Marsche, wo alles unnütze Geschleppe vermieden wird, zu ertragen, und die Kavallerie ist eine der besten in Asien. — Wir kommen zuerst

nach Ostpersien.

Es gehören dazu folgende Provinzen:

1) Mekran. Sie stößt südlich ans Meer, hat unermeßliche Wüsteneien, starke Hitze, ungesunde Luft, eine schwache Bevölkerung und im Ganzen Wassermangel. Die Einwohner, ein roher afghanischer Völkerstamm, Balutschen genannt, stehen unter einem eignen Regenten, welcher ein Vasall des Königs von Kandahar ist. Die Städte Kie und Tiz haben einen beträchtlichen Umfang; letztere hat auch einen guten Hafen.

2) Arrochadsch, nördlich von der vorigen, an den Flüssen Hind-

mend und Kare, ist fast ganz von Bergen eingeschlossen. Der Hauptort heißt Rochadsch. — Westlich davon liegt

3) Sedschestan. Sie hat neben großen Einöden gute Viehweiden, welche von nomadischen Afghanen und Turkomanen benutzt werden. Hier sind die Städte Dergasp, Bost und Zarang. Jenseits des 16 Meilen langen Sees Zere liegt im Nordwesten

4) Chorasan, welche östlich und nördlich an die Tatarei grenzt. Fast überall mit Wüsten umgeben, ist sie ein sehr fruchtbares, reiches Land, das allerlei Lebensmittel im Überflusse, kostbare Spezereien und andere geschätzte Produkte liefert. Die starken und fleißigen Einwohner sind durch ihre Manufakturen berühmt. Unter andern verfertigen sie die schönsten Teppiche und Stahlklingen, womit man den stärksten Harnisch durchhauen kann. Die mit Gärten und Weinbergen umgebene Hauptstadt Herat ist groß, befestigt und mit Kabul und Kandahar abwechselnd die Residenz des Königs. Sie treibt einen starken Handel. Westlich und an der Südostküste des kaspischen Sees liegt

5) Daghistan, ein gebirgigtes, stark bewässertes Land, das vorzüglich große Weintrauben hervorbringt. Die vornehmsten Städte sind Zaue am Flusse Tedzen und Aschor. — Es folgt

Westpersien

mit folgenden Provinzen:

1) Masanderan, westlich von Daghistan, an der Südseite des kaspischen Sees. Sie wird im Süden von bewaldeten und kräuterreichen Bergen begrenzt, ist stark bewässert, morastig und ungesund, aber fruchtbar an Reis, Baumwolle und Obst. Die Hauptstadt Ferrabad liegt am genannten See, auf welchem sie mit Astrachan einen wichtigen Handel unterhält. Astarabad ist in einer sehr angenehmen Ge-

gend, an einer Bai erbaut, und treibt ebenfalls Handel, so wie die dorfähnliche Stadt Balfrusch.

2) Ghilan, westlich von der vorigen und südwestlich vom kaspischen See. Sie hat im Süden Gebirge, deren Bewohner unter einem eignen Khan stehen, die fettesten Weiden und einen Überfluß an persischen Produkten. Im Frühjahr gleicht sie einem unermeßlichen Blumengarten. Ihr größter Reichthum aber besteht in Reis und Seide, welche die beste in Asien seyn soll. Bei alledem ist Ghilan äußerst ungesund, weil die durch die herrschenden Ost- und Nordwinde aufgehaltene Ausdünstungen der Sümpfe die Luft verpesten und neun Monate hindurch in heftigen Regen herabfallen oder stinkende Nebel bilden. Bei dieser Feuchtigkeit der Luft ist die Hitze im Sommer zum Ersticken heiß, so daß die Einwohner genöthigt sind, gegen tödtliche Krankheiten auf den Alpen Schutz zu suchen. Die mehrsten Städte liegen in Trümmern; unter den noch vorhandenen ist das gut gebaute und volkreiche Räscht oder Husum durch ansehnliche Seiden- und andre Manufakturen, und durch den lebhaften Handel, welcher vermittelst des Hafens Sinselli mit Astrachan unterhalten wird, die vornehmste.

3) Schirwan, nördlich von der vorigen und am Westufer des kaspischen Sees. Es ist ein schmales, nördlich, vom Kur begrenztes, gebirgigtes, doch fruchtbares, aber auch mit Salzsteppen versehenes Küstenland, das starken Wein-, Safran- und Seidenbau, viel Salz, Schwefel und Naphtha hat und in die Kanate Schiki, Schamachi, Baku, Kuba und Derbent getheilt ist. Wir kommen zuerst nach der Stadt Baku, die am kaspischen See in einer reitzenden Gegend liegt, wovon ein Theil das Rosenparadies genennt wird. Die Stadt hat enge, ungepflasterte Straßen, elende Häuser, aber wohlgebaute Mo-

scheen, große Karavanseraien und Kaufhallen, den besten Hafen am See und guten Handel. Die Halbinsel Abscheron, nordwestlich von Baku, ist wegen ihrer unerschöpflichen Naphthaquellen sehr merkwürdig. Einige derselben, als bei Balachain geben schwarzen Naphtha, womit die Badstuben geheizt werden; andere aber weißen, der zum Brennen in Lampen und zu Lackfirnissen gebraucht, aber theuer verkauft wird. Vorzüglich merkwürdig ist die Gegend Atoschjah, oder der Feuerort, welcher etwa ¼ deutsche Meile im Durchschnitt hat, bei trockner Witterung eine gelbblaue Flamme zeigt und einen Schwefelgeruch verbreitet. Nahe bei diesem Heiligthum haben sich Guebern angebaut, und von Zeit zu Zeit wallfahrten ihre Glaubensgenossen aus Südpersien und Indien hieher, um die Gottheit in der Nähe zu verehren. Wenn man in einer dieser Wohnungen, welche im Winter nicht geheizt werden dürfen, Küchenfeuer nöthig hat, so braucht man nur ein an jener Flamme angezündetes Papier über die im Fußboden befindliche Öffnung zu halten, und sogleich entsteht ein Feuer, das sich selbst unterhält, und durch Bedeckung der Öffnung wieder verlöscht. Um die Dunkelheit zu erhellen, bohrt man ein kleines Loch in den Boden, steckt ein Rohr hinein und zündet oben die Dünste an. Bei solchen Lichtern arbeiten die hiesigen Weber. Endlich bedient man sich dieses Feuers auch zum Kalkbrennen in Gruben. Außer demselben bemerkt man auch um Baku eine Lichterscheinung oder ein elektrisches Feuer, das weder zündet noch wärmt. Bei warmen Herbstabenden und nach einem warmen Regen scheint es, als ständen die Felder und Berge in Flammen, und als rollte das Feuer von den letztern in großen Massen und unglaublich schnell herab. — Gehen wir nördlich, so kommen wir nach der befestigten Stadt Schamachie, welche etwa 5000 Ein-

wohner, ſtarken Seidenbau und wichtige Seidenwebereien hat. Die nördlichſte Stadt iſt Derbent; ſie wird vom Scharmuka durchfloſſen, liegt dicht am See und am Fuß der Berge, hat Mauern und Häuſer von gehauenen Steinen und 16 bis 20000 Einwohner, die ſich mehr von der Landwirthſchaft und den Handwerken, als vom Handel ernähren. Merkwürdig ſind die hieſigen durch Felſen gehauenen Waſſerleitungen, und die aus gehauenen Steinen, ohne Mörtel feſt erbaute, 30 Fuß hohe und ſehr dicke Mauern, welche ſich weſtlich von der hieſigen Bergfeſtung in die kaukaſiſchen Gebirge ziehen und vermuthlich ein Werk eines mittlern perſiſchen Königs ſind. In dieſer Gegend befindet ſich auch der enge von zwei Citadellen vertheidigte Gebirgspaß, den man das kaſpiſche Thor nennt.

4) Iran, Eriwan oder perſiſch Armenien, weſtlich von Schirwan, zwiſchen den Gebirgen Kaukaſus und Ararat. Der letzte iſt mit Ebnen und in der Nähe mit Abgründen umgeben, die den Zugang erſchweren, und wegen des häufigen Triebſandes kann man kaum ¼ ſeiner Höhe erſteigen. Sein Gipfel iſt 12000 Fuß hoch und immer mit Schnee bedeckt. Iran hat geſunde Luft, wegen der bergigten Beſchaffenheit lange Winter, oft im April noch Schnee, fruchtbares Erdreich, Überfluß an Früchten, fiſchreiche Seen und Flüſſe, deren Karpfen und Forellen beſonders beliebt ſind, aber auch die traurigſten Spuren ehemaliger Verwüſtungen. Schach Abbas der Große trug zur Entvölkerung des Landes dadurch viel bei, daß er, um die türkiſchen Einfälle von dieſer Seite zu erſchweren, große Landesſtriche verheeren ließ und ihre Bewohner in andere Gegenden Perſiens verſetzte. Die vom Zanghi durchſtrömte Hauptſtadt Eriwan liegt auf einer ungeſunden Ebne, hat einen beträchtlichen Umfang, mehrere Kirchen, einen großen Platz zu

Leibesübungen, viele Bäder und einige ansehnliche Karavanseraien. Die Handwerker bewohnen die Vorstadt. Die Festung, worin sich der Statthalter der Provinz mit einer starken Besatzung aufhält, hat 4000 Schritt im Umfange, ohngefähr 500 Häuser, drei hohe Mauern, eben so viel mit Eisen beschlagene Thürme und doch wenig Haltbarkeit. Zwei Meilen von Eriwan liegt der aus drei Örtern bestehende Flecken Dreikirchen, mit dem armenischen Kloster Etschmiazin, worin der erste Patriarch dieser Kirche residirt. Die Armenier halten es für Pflicht, einmal in ihrem Leben hierher zu wallfahrten und die Kirchen des Fleckens, worin der Gottesdienst mit vieler Pracht gehalten wird, zu bereichern. In dem Kloster wohnen 80 Mönche, die mit dem Patriarchen ein strenges Leben führen. Außerdem enthält das Eriwansche Gebiet noch 28 Mans- und Frauenklöster. — Nacschiwan hat 2000 Häuser, ansehnliche Märkte, fünf Karavanseraien und starken Handel mit Seide und Wolle. Größer, schöner und volkreicher ist Marant, welches am Ausgange eines fruchtreichen Thales sehr angenehm liegt. Die Armenier, welche zu den vornehmsten Fabrikanten und Kaufleuten Asiens gehören, sind von mittler Größe, hager, aber wohlgebildet. Die schwarzen Augen und Haare und die dunkle Gesichtsröthe geben ihnen ein jüdisches Ansehn, besonders den Frauenzimmern. In ihrem Vaterlande sind sie Andächtler, abergläubisch und von einfachen Sitten; außerhalb nähern sie sich den Griechen; überall aber offenbaren sie Neid, Eifersucht, Falschheit und zu weit getriebne Sparsamkeit, wobei aller Aufwand aufs strengste vermieden wird. Im Handel, der sie oft von den Ihrigen trennt, ziehen sie kleine und nahe Vortheile größern aber entferntern vor. Sie bedienen sich einer eigenen Sprache und Schrift, und unterhalten auch Schulen, die aber selten einen Ge-

lehrten bilden. Mannspersonen stutzen den Bart, schneiden das Haar am Vorderhaupte ab, tragen Hemden ohne Kragen, lange Hosen, Strümpfe, Halbstiefeln oder Pantoffeln, leichte Mützen mit Lämmerfell verbrämt und zwei Röcke über einander, die oft mit Tressen, Schnüren und Pelzwerk besetzt sind, einen seidnen Gurt und im Winter Halstücher. Der weibliche Anzug ist derselbe, nur haben sie einen kurzen Unterrock, einen langen, faltigen, oberwärts engen Leibrock mit Ärmeln, und ein mit Pelzstreifen besetztes Oberkleid. Sie schmücken die Ohren mit theuren Steinen, den Hals mit goldnen Ketten oder Perlen, Arme und Finger mit Ringen, bedecken das Haar, das an den Seiten in Locken geschlagen ist, mit einem Tuche und färben die Nägel gelb, die Backen roth und die Augenbraunen schwarz. Die Armenier sind reinlich und sehr mäßig. Sie essen dünnes Weitzenbrod, gesäuert und ungesäuert, allerlei Backwerk, viel Obst und überhaupt lieber Pflanzen- als Fleischspeisen. Gegen Abend wird die Hauptmahlzeit gehalten. Auf Reisen nehmen sie Lebensmittel und Küchengeräthe mit und auch die Reichen bedienen sich und ihre Thiere selbst. Fast jeder Mann raucht Taback, theils wie wir, theils durch den Kallian, ein Instrument, das so eingerichtet ist, daß der Rauch durch eine mit Wasser gefüllte Röhre geht und sich dadurch reinigt. Sie sind Liebhaber von Blumen- und Fruchtgärten, sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, und schlafen gewöhnlich auf niedrigen Bänken, welche zugleich ihre Tische sind; doch haben sie auch Bettstellen, Tische und Stühle. Vor Fremden werden die Frauenzimmer, die sich ohne Schleier nie öffentlich zeigen, sorgfältig verborgen. Die Mädchen verlobt man früh, verheirathet sie aber selten vor dem 18ten Jahre. Das junge Ehepaar wird im Brauthause von einem Geistlichen eingesegnet und empfängt,

in der Kirche die Einweihung und etwas Wein, worauf die Zeremonie mit einer Messe beschlossen wird. Leichen werden angekleidet, in einem offnen Sarge, unter Begleitung mit Fahnen und brennenden Kerzen nach der Kirche gebracht und unter Gebeten eingeräuchert, den andern Tag aber ohne Sarg beerdigt. Man trauert schwarz, ein halbes auch ein Jahr lang. Die armenische Religion ist eine der ältesten christlichen im Morgenlande, und der griechischen ähnlich. Sie lehrt sieben Sakramente, die Fürbitte der Heiligen, den Nutzen des Bilderdienstes und der Fasten, verwirft aber das Fegefeuer. Der Mittwoch und Freitag sind beständige Fasttage, und diese mitgerechnet, beläuft sich die Zahl derselben im Jahr auf 172. Die Geistlichkeit, welche sich nicht durch Tracht und Farbe auszeichnet, theilt sich in Patriarchen, (in Persien sind drei) in Bischöfe, Priester, Mönche und Eremiten. Die Weltgeistlichen müssen verheirathet seyn, die Mönche ehelos leben. Der Gottesdienst wird in der Landessprache immer des Nachts gehalten, und besteht meistens in Gebeten und Messen, selten in Predigten.

5) Aderbidschan, südlich von Iran. Sie ist meistens mit hohen Bergen umgeben, gut bewässert, fruchtbar und wohl angebaut. Die Hauptstadt Tauris, welche, ob sie gleich durch Kriege und Erdbeben häufig gelitten hat, und die Zahl ihrer Bewohner bis auf 100000 gefallen ist, doch immer noch einen vorzüglichen Rang unter den Städten Asiens behauptet, liegt an den Flüssen Spintscha und Adschi, zählt etwa 15000 Häuser, 250 Moscheen, worunter sich einige durch Schönheit empfehlen, 300 Karavanseraien, 3 Hospitäler zur Vertheilung der Lebensmittel an Arme, viele Bäder und große reiche Bazars, wo man nicht leicht eine asiatische oder europäische Waare vermissen wird. Auch verarbeitet man ausnehmend viel Seide und Baumwolle; macht Bro-

kad und Chagrin und handelt nach Indien, der Türkei und Georgien. In der Nähe giebt es Marmorbrüche, Salzgruben und Gesundbrunnen, wovon einige benutzt werden. In der großen und volkreichen Stadt Ardebil sieht man die Begräbnisse einiger alten persischen Könige.

6) Irak Adschemi, südlich von Nr. 5. 2. und 1. Sie wird von unfruchtbaren Bergreihen durchschnitten, hat in Osten eine 60 Stunden lange und 20 Stunden breite, mit weißem Salze, wie mit Schnee bedeckte Steppe, und fast durchaus sandigen Boden. Die fruchtbarsten Striche sind in Norden und Westen. Die Luft ist ausnehmend trocken und gesund, und der Himmel vom Mai bis September beständig heiter. In der Nacht fällt kein Thau; und die Sterne glänzen weit stärker als bei uns. Dabei ist die Hitze im Sommer eben so wenig beschwerlich als die Kälte im Winter. Dieses vortreffliche Klima hat auf die Bewohner, so wie auf die Erhaltung der Kunstwerke den sichtbarsten Einfluß. Die ehemalige Haupt- und Residenzstadt von Persien, Ispahan, liegt auf einer von Bergen bekränzten Ebne, an beiden Seiten des Flusses Senderud, über welchen zwei steinerne Brücken führen, deren eine auf 36 Bogen ruht. Mit den Vorstädten, wovon die von Christen bewohnte Julfa, der Mittelpunkt der armenischen Handlung, allein größer seyn soll als Berlin, hat Ispahan 20 Stunden im Umfange; aber man kann zwei bis drei Stunden umher wandern, ohne ein bewohntes Haus zu finden; überall sieht man nur traurige Reste ehemaliger Größe und Pracht, und Ackerfelder statt Gärten. Zwei Drittel der Stadt sind verwüstet, das übrige Drittel wird von etwa 300000 Menschen bewohnt. An den königlichen Pallast stößt der Maydan, ein großer, viereckter, mit einem Kanal und guten Häusern umgebner Handelsplatz und Belustigungsort. Bei dem königlichen Marstall steht ein

aus lauter Hirschköpfen aufgeführter Thurm, deren Geweihe auf das fürstlichste in einander geschlungen sind. Die Moschee neben dem königlichen Pallaste ist die prächtigste, denn sie hat außerhalb eine Decke von Marmor und bunten Porzellain und einen innern Schmuck von vergoldeten Basreliefs. Unter den hiesigen Kunstprodukten schätzt man vornehmlich die Gold- und Silberstoffe. Kom ist selbst nach den größten Verheerungen, wozu auch hervorgebrochene Gewässer beigetragen haben, noch eine Stadt von 15000 Häusern. Sie liegt an einem Flusse, worüber eine schöne Brücke führt, hat gute Märkte und schöne Spaziergänge. Die Begräbnißmoschee Sofi I. und Abbas II. ist prächtig und ein berühmter Wallfahrtsort. Außerhalb der Stadt sind über 400 Gräber und Moscheen der Nachkommen Alis. Die Einwohner verfertigen gute Seife, Töpferwaren und Degenklingen. — Die offne Stadt Kasbin hat von 12000 Häusern kaum noch 1100 mit 10000 Einwohnern übrig. Schach Nadirs Pallast ist hier sehenswerth. Man macht gute Arbeiten aus Kupfer und Stahl und erndtet viele Pistazien, die weit und breit verführt werden. Die Stadt Sultanie entspricht in der Nähe der Erwartung nicht, die sie in der Ferne erregt. Ihre 3000 Häuser sind elend, aber an den großen Ruinen erkennt man noch jetzt die ehemalige Königsstadt. — Einige Meilen vom Aluvent, dem höchsten Berge in Persien, sieht man Samuels Grab (so sagt die Legende) mit einer herrlichen Wallfahrtsmoschee, und einige Meilen weiter das alte berühmte Arsacia, jetzt Rey, in Trümmern. Gleiches Schicksal hatte Hamadan, das alte Ekbatana; indeß ist dieser Ort noch sehr angenehm. Die mit einer doppelten Mauer umgebne, lebhafte und durch ihre Seidenmanufakturen wohlhabenbende Stadt Kaschan liegt am Fuß eines Berges und hat mit den schönen Vorstädten 1500 Häuser,

40 Moſcheen und über 200 Grabmäler von Alis Nachkommen. Unter den Karavanſeraien zieht die von Abbas dem Großen erbaute die Aufmerkſamkeit des Reiſenden am meiſten auf ſich. Sie iſt vielleicht die ſchönſte in Aſien. Über ihren Eingang ſteht die bedeutende Inſchrift: Die Welt iſt eine Karavanſerai und wir ſind eine Karavane; macht aus jener keine beſtändige Wohnung.

7) Chuſiſtan, ſüdweſtlich von der vorigen. Sie iſt in den bewäſſerten Gegenden, beſonders am Choaspes und Tab ſehr fruchtbar, das Vaterland der perſiſchen Pferde und Kameele, und in Süden von Arabern bewohnt. Die Hauptſtadt Schuſter oder Toſter am Karunfluſſe ſoll auf den Ruinen von Suſa erbaut ſeyn. — Gen Oſten kommen wir nach

8) Fars, oder dem eigentlichen Perſien. Es ſtößt an den perſiſchen Meerbuſen, iſt ſehr gebirgigt und hat mit Irak einerlei Klima, aber größere Fruchtbarkeit. Die Gegend um die Stadt Jesd, welche durch ihre Tapeten und die Schönheit des hieſigen Frauenzimmers berühmt iſt, iſt ein von Wüſten umgebenes Paradies. In der 18 Stunden langen und bis 6 Stunden breiten Ebne von Perſepolis oder Iſtakr, wo die größten Ochſen und die ſchönſten Pferde weiden, herrſcht ein ewiger Frühling und nirgends findet man die Schafe fetter, die Trauben und Granaten köſtlicher und die Luft geſunder als in dem Thale von Schiras. Dieſe von den angenehmſten Lusthainen umgebne und in zwölf Quartiere getheilte volkreiche Hauptſtadt hat 5 Meilen im Umkreiſe, 9 Thore, eine 25 Fuß hohe und 10 Fuß dicke, mit einem tiefen und breiten Graben umgebene Mauer, eine viereckte Citadelle, enge unreine Straßen, aber ſchöne Moſcheen, worunter ſich Kerim Khans und die neue Moſchee beſonders auszeichnen, prächtige Bäder, die gewöhn-

lich ein Bade- und Ankleidezimmer und im ersten zwei Bassins für warmes und kaltes Wasser und andere Bequemlichkeiten haben, und Bazars für jedes Handwerk. Die Juden, welche mit ansehnlichen Abgaben beschwert sind, und bei jeder Gelegenheit gedrückt und gemißhandelt werden, bewohnen ein eignes Quartier, und haben, so wie die Banianen eigne Karavanseraien. Im Frühjahr werden die Bäder mit Blumen und Gemälden geschmückt, und die Gäste mit Musik, Tanz, Kaffee, Sorbet ꝛc. bewirthet. Diese fröhliche Zeit dauert eine Woche, und heißt das Rosenstreuen. In besondern Stärkungs- oder Übungshäusern pflegt man sich durch Tanzen und Ringen zu vergnügen. Schiras verfertigt das beste Glas, die beste Roseneſſenz und die besten Elfenbeinwaaren in Persien, und treibt einen starken Handel, besonders mit Früchten und Wein. Nahe bei der Stadt liefert ein Berg ein Tropfpech, Mumie genannt, dem man außerordentliche Heilkräfte für alle Wunden und für die stärksten Brüche zuschreibt. Es sieht schwarz aus, riecht nicht und ist sehr theuer; denn man bezahlt die Unze mit 1000 Thlr.; man gewinnt aber auch im Jahre nur 10 Unzen. Die Höle worin es herabtröpfelt, wird sorgfältig bewacht. — Eine halbe Meile von der Stadt befindet sich in einem herrlichen stark besuchten Garten das von alten Cypressen beschattete Grabmal des berühmten persischen Dichters Hafiz, der im Jahr 1412 starb. Ein weißmarmorner Grabstein deckt seine Gebeine, und auf demselben liegt zum allgemeinen Gebrauche eine Abschrift von seinen Werken. Des Dichters Sadis Grab, der vor etwa 550 Jahren starb, liegt am Fuße eines Berges, wird auch noch besucht und mit Blumen bestreut. Außer diesen Heiligthümern sieht man um Schiras noch manche schöne Gebäude in angenehmen Gesellschaftsgärten. — Ein paar Meilen nördlich von der Stadt kommen wir zu

40 Moſcheen und über 200 Grabmäler von Alis Nachkommen. Unter den Karavanſeraien zieht die von Abbas dem Großen erbaute die Aufmerkſamkeit des Reiſenden am meiſten auf ſich. Sie iſt vielleicht die ſchönſte in Aſien. Über ihren Eingang ſteht die bedeutende Inſchrift: Die Welt iſt eine Karavanſerai und wir ſind eine Karavane; macht aus jener keine beſtändige Wohnung.

7) Chuſiſtan, ſüdweſtlich von der vorigen. Sie iſt in den bewäſſerten Gegenden, beſonders am Choaspes und Tab ſehr fruchtbar, das Vaterland der perſiſchen Pferde und Kameele, und in Süden von Arabern bewohnt. Die Hauptſtadt Schuſter oder Toſter am Karunfluſſe ſoll auf den Ruinen von Suſa erbaut ſeyn. — Gen Oſten kommen wir nach

8) Fars, oder dem eigentlichen Perſien. Es ſtößt an den perſiſchen Meerbuſen, iſt ſehr gebirgigt und hat mit Irak einerlei Klima, aber größere Fruchtbarkeit. Die Gegend um die Stadt Jesd, welche durch ihre Tapeten und die Schönheit des hieſigen Frauenzimmers berühmt iſt, iſt ein von Wüſten umgebenes Paradies. In der 18 Stunden langen und bis 6 Stunden breiten Ebne von Perſepolis oder Iſtakr, wo die größten Ochſen und die ſchönſten Pferde weiden, herrſcht ein ewiger Frühling und nirgends findet man die Schafe fetter, die Trauben und Granaten köſtlicher und die Luft geſunder als in dem Thale von Schiras. Dieſe von den angenehmſten Luſthainen umgebne und in zwölf Quartiere getheilte volkreiche Hauptſtadt hat 5 Meilen im Umkreiſe, 9 Thore, eine 25 Fuß hohe und 10 Fuß dicke, mit einem tiefen und breiten Graben umgebene Mauer, eine viereckte Citadelle, enge unreine Straßen, aber ſchöne Moſcheen, worunter ſich Kerim Khans und die neue Moſchee beſonders auszeichnen, prächtige Bäder, die gewöhn-

lich ein Bade- und Ankleidezimmer und im ersten zwei Bassins für warmes und kaltes Wasser und andere Bequemlichkeiten haben, und Bazars für jedes Handwerk. Die Juden, welche mit ansehnlichen Abgaben beschwert sind, und bei jeder Gelegenheit gedrückt und gemißhandelt werden, bewohnen ein eignes Quartier, und haben, so wie die Banianen eigne Karavanseraien. Im Frühjahr werden die Bäder mit Blumen und Gemälden geschmückt, und die Gäste mit Musik, Tanz, Kaffee, Sorbet ꝛc. bewirthet. Diese fröhliche Zeit dauert eine Woche, und heißt das Rosenstreuen. In besondern Stärkungs- oder Übungshäusern pflegt man sich durch Tanzen und Ringen zu vergnügen. Schiras verfertigt das beste Glas, die beste Roseneſſenz und die besten Elfenbeinwaaren in Persien, und treibt einen starken Handel, besonders mit Früchten und Wein. Nahe bei der Stadt liefere ein Berg ein Tropfpech, Mumie genannt, dem man außerordentliche Heilkräfte für alle Wunden und für die stärksten Brüche zuschreibt. Es sieht schwarz aus, riecht nicht und ist sehr theuer; denn man bezahlt die Unze mit 1000 Thlr.; man gewinnt aber auch im Jahre nur 10 Unzen. Die Höle worin es herabtröpfelt, wird sorgfältig bewacht. — Eine halbe Meile von der Stadt befindet sich in einem herrlichen stark besuchten Garten das von alten Cypressen beschattete Grabmal des berühmten persischen Dichters Hafiz, der im Jahr 1412 starb. Ein weißmarmorner Grabstein deckt seine Gebeine, und auf demselben liegt zum allgemeinen Gebrauche eine Abschrift von seinen Werken. Des Dichters Sadis Grab, der vor etwa 550 Jahren starb, liegt am Fuße eines Berges, wird auch noch besucht und mit Blumen bestreut. Außer diesen Heiligthümern sieht man um Schiras noch manche schöne Gebäude in angenehmen Gesellschaftsgärten. — Ein paar Meilen nördlich von der Stadt kommen wir zu

den Ruinen von Persepolis, die wegen ihrer Größe, Kunst und Schönheit noch jetzt bewundert werden. Man sieht auf einer Anhöhe, zu welcher 104 Stufen führen, 70 bis 80 Fuß hohe Säulen, die Reste eines Tempels der Feueranbeter, nicht des alten Pallastes, und außerdem noch die Bruchstücke einiger andern Gebäude, und an denselben Basreliefs und Inschriften. Einige von den umherliegenden Säulenstücken sind so groß, daß man nicht begreifen kann, wie man sie hat dahinbringen und zusammensetzen können. Das Ganze besteht aus einem harten blauen Steine, Granit und Marmor. Hinter diesen Trümmern sind die Reste zweier, in den härtesten Felsen gehauener Grotten mit symbolischen Figuren, Inschriften und Öffnungen eines unterirdischen Ganges. — Die Stadt Abuschär hat den einzigen Hafen in dieser Provinz, und ist daher eine Hauptniederlage für persische und indische Waaren. Sie wird meistens von Arabern bewohnt, und gehört auch einem arabischen Scheikh, der aber von dem Statthalter der Hauptstadt abhängt. Auf der Insel Bahrein, bei welcher ein starker Perlenfang ist, haben die Perser eine hohe Schule.

9) Laristan, südöstlich von Fars am persischen Meerbusen. Sie besteht größtentheils aus dürren, hüglichten Salzflächen und gewinnt viel Seide, die in der offnen, von Bergen eingeschlossenen und durch eine Bergfeste gedeckten Hauptstadt Lar fleißig verarbeitet wird. — Östlich liegt

10) Kerman. Hier wechseln nackte Gebirge und öde wasserlose Steppen mit fruchtbaren Alpen und gut bewässerten und angebauten Ebnen ab, die alle Produkte der übrigen Provinzen, hauptsächlich Datteln, das Hauptnahrungsmittel der fleißigen Einwohner, worunter sich viele Guebern befinden, hervorbringen. Auf den Alpen weiden große

Schafheerden, die eine seidenartige Wolle liefern, welche in der Hauptstadt Kerman häufig verarbeitet wird. Die sonst durch den Handel blühende Küste hat durch Seeräuber ihre Lebhaftigkeit fast ganz verloren. Am meisten findet man sie noch in Ormus und Gomron. Jene Stadt liegt auf einer sandigen Insel in der Mündung des persischen Meerbusens, ist aber bei weitem nicht mehr so blühend als sonst. Diese, welche auch Bender Abbas heißt, ist ein zweites Akapulko, einer der heißesten und ungesundesten Örter der Erde, der im Sommer fast gar nicht bewohnt wird, und vielleicht schon längst verlassen wäre, wenn er nicht den besten Hafen in Persien hätte, der ihn zu einem Hauptmarkte für indische Waaren bestimmt. — Wir setzen über den persischen Meerbusen und landen auf der Küste von Oman in

Arabien,

einem sehr merkwürdigen Lande, das noch nie von einem fremden Eroberer bezwungen worden, dessen Bewohner aber in den drei alten Erdtheilen große Eroberungen gemacht haben. Kein anderes Land in Asien ist bei so vielen und hohen Gebirgen so wasserarm und hat solche Wüsten als dieses, und doch hat keins so viel tausend Krieger ausgesendet. Nirgends findet man so viel unabhängige Herren als hier, die einander unaufhörlich bekriegen, und doch hat sich dieses Land seit Jahrtausenden wenig verändert. Arabien ist eine 45000 Quadratmeilen große Halbinsel, welche im Norden von türkisch Asien, auf den übrigen Seiten vom arabischen Meere, vom persischen und arabischen Meerbusen, dessen Eingang, Bab el Mandab (Todesthor) heißt, begrenzt wird, und zwischen den 12 und 34° N. Br. liegt. Sie besteht meistens aus unfruchtbaren Steppenflächen, weniger aus bewässerten, ergiebigen und angebauten Ebnen. Nahe an den Küsten ziehen sich

Bergketten hin, die mit den syrischen zusammenhängen, und worin mehrere aber unbedeutende Flüsse entspringen, der größte derselben heißt Afran, welcher sich in den persischen Meerbusen ergießt. In den Ebnen ist die Luft im Sommer so heiß, daß Niemand ohne Noth zwischen 11 und 3 Uhr ausgeht und zuweilen Menschen und Thiere verschmachten. In den übrigen Tageszeiten wird die Hitze durch Winde und Nachtkälte gemäßigt. In den südlichen Bergen regnet es vom Anfange des Juli bis Ende September, doch nicht anhaltend, in den andern Gegenden aber vergeht wohl ein Jahr, ehe sich der Himmel bewölkt; dagegen fällt ein starker Thau. Der Winter ist in einigen Strichen so gemäßigt wie in Indien, in andern mit Frost begleitet. In den Sommermonaten weht der gefährliche Wind Samum oder Samiel. Er ist äußerst trocken, heiß und schweflicht. Die Kameele wittern ihn früher als die Menschen, und geben durch Niederbeugung des Kopfs die nahe Gefahr zu erkennen. Er kommt stoßweise, kündigt sich durch einen heißen Wirbel an, der die Luft mit Staub erfüllt, und streicht immer 3 Fuß über der Erde weg. Wer aufrecht stehen bleibt muß ersticken, und wird in kurzer Zeit zu Asche verzehrt; daher werfen sich Menschen und Thiere bei seiner Annährung mit dem Gesicht auf die Erde und lassen ihn über sich weggehen, wobei man bloß einen starken Schweiß empfindet. Ohngeachtet dieser Beschaffenheit hat Arabien doch einen großen Reichthum an Produkten. Unter vielen Beschwerlichkeiten, wozu vornehmlich die künstliche Bewässerung der Felder und die Beschützung der Saaten gegen Vögel und Wild gehören, gewinnt man viel Weitzen, Dürra und Reis. Das Getreide wird mit der Wurzel ausgerissen und von Ochsen, die schwere Walzen ziehen, ausgetreten. Man baut ferner europäische und indische Gartengewächse,

Melonen,

Melonen, aus denen ein angenehmer Trank bereitet wird; Indigo faſt überall, weil die blaue Farbe die beliebteſte iſt; faſt alle europäiſche Obſtarten, etwas Wein, den man meiſtens zu einem Syrop, Dub genannt, verbraucht, Coloquinten, die auf der Erde fortranken und pomeranzenähnliche gelbe Früchte von ausnehmend bitterm Geſchmack tragen; Aloe und andre Arzneipflanzen, Opabalſam und Kaffeebäume; Feigen, Manna, Baumwolle, Datteln, Tamarinden und andere Südfrüchte. Man findet häufig Sennesblätter, Süßholz, Henna, verſchiedene Gummibäume; an den Küſten Zuckerrohr und Salzkraut, oder Kali, das, in Gruben verbrannt, die bekannte Sodaaſche giebt, und auf der Südküſte wachſen die Weihrauch- und Myrrhenſträucher, die ein wohlriechendes Harz ausſchwitzen, ſo häufig, daß ihr Geruch ſchon einige Meilen vom Ufer bemerkbar iſt; vielen Gegenden fehlt es aber ſo ſehr an Holz, daß man getrockneten Miſt brennen muß. Der Opabalſambaum oder Strauch wächſt in der Landſchaft Hedſias. Durch Aufritzen der Rinde gewinnt man das köſtliche flüſſige Harz, Meccabalſam genannt, das einen durchdringenden gewürzhaften Geruch hat. Der beſte tröpfelt von ſelbſt aus den Zweigen, aber ſehr ſparſam, daher iſt er ſo theuer, daß man in Mecca ſelbſt ein Quentchen mit 2 Rthlr. bezahlt. Nur der türkiſche Kaiſer und die vornehmſten Araber und Türken erhalten ihn unverfälſcht. — Der Kaffeebaum, welcher hier zu Hauſe iſt, wird 12—18 Fuß hoch, und einige Zoll dick. Er hat dünne mit lorbeerähnlichen Blättern beſetzte Zweige, weiße wohlriechende Blüthen in Büſcheln, und länglichte braunrothe Beeren, welche in einem widerlichen ſüßen Fleiſche, zwei harte graue Saamenkörner, die bekannten Kaffeebohnen, enthalten. Der Baum wird durch den Saamen vermehrt, trägt ſchon im erſten Jahre 1 bis 2 Pfund Bohnen, die ſich

mit dem Alter deſſelben verbeſſern, dauert einige 20 Jahre und giebt jährlich zwei Erndten. Die Frucht bedarf zu ihrer Reife zwölf Monat. Die Bohnen werden getrocknet, durch eine Walze von dem Fleiſche und der gelblichen Hülle befreit, nochmals im Schatten getrocknet und verpackt. Aus dem Fleiſche der Frucht bereitet man für Standesperſonen den ſogenannten Sultanskaffee, und aus den Hülſen der Bohnen für den gemeinen Mann, Kiſcher. Beide Getränke ſind hier beliebter als der Kaffee aus den Kernen, welche theils geröſtet und zerſtoßen, theils ungeröſtet gekocht werden, und dann ein gelbes Waſſer geben, wodurch das Blut weniger erhitzt wird, als durch unſern Kaffee. Übrigens gebraucht der Araber bei dem ſeinigen weder Zucker noch Milch. Man rechnet, daß Arabien den Europäern jährlich 1½ Millionen Pfund Bohnen liefert, welche am häufigſten auf dem Kaffeegebirge in Yemen gewonnen werden, wo viele Dörfer ſich nur mit dem Anbau dieſes Baumes beſchäftigen. — Die Viehzucht der Araber iſt beträchtlich. Sie ziehen Pferde, Eſel, Maulthiere, Kameele, Dromedare, Rindvieh, Büffel, Schafe und Ziegen. In den Wildniſſen giebt es Affen, Bären, Tiger, Schakals, Gazellen, Haſen, und letztre oft in ſolcher Menge, daß man ſie mit Knitteln erreichen könnte, eßbare Pharaonsratten und Strauße. Man hat zweierlei Pferde, gemeine, die zu allerlei Arbeiten, und edle, die nur zum Reiten gebraucht werden, und aus Salomons Marſtall abſtammen ſollen. Die Vermiſchung der letzten Race mit der erſten wird ſorgfältig vermieden. Bei der Geburt eines edlen Füllen müſſen immer Notarien und Zeugen zugegen ſeyn, um die Ächtheit deſſelben eidlich zu bekräftigen, und deſſen Namen in den gerichtlich beſtätigten Stammbaum, der oft über 2000 Jahre hinaufreicht, und als Beweis von dem Adel des Pferdes mit demſelben verkauft wird,

einzutragen. Das schlechteste von dieser Klasse kostet gewöhnlich 500, das beste aber einige tausend Thaler, ob sie sich gleich weder durch Größe noch durch Schönheit auszeichnen; aber sie legen mit großer Leichtigkeit an einem Tage bis 20 deutsche Meilen zurück, und sind dauerhaft, muthig, und zur Ertragung der größten Beschwerden, selbst tagelangen Hungers, geschickt.

An zahmen Geflügel, als Hühnern, Fasanen und Tauben ist kein Mangel, auch nicht am wilden, worunter sich ägyptische Geier befinden, die das Aas, und Samarmogs, welche die Heuschrecken wegfressen, die in manchen Jahren große Verwüstungen anrichten. Die Küsten sind fischreich. Der östliche Meerbusen enthält Perlen, und der westliche Korallenbänke. Die Gebirge liefern Eisen, Blei und andre Mineralien, aber kein Gold, und in Hadramaut Karniole, Onyche, Achate und Rubinen. — Arabien hat etwa 12 Millionen Einwohner: Araber, Türken, Armenier, Turkomanen, Juden und Banianen. Die Araber theilen sich in Beduinen, welche, größtentheils beritten, als Hirten, Jäger und Räuber in den Wüsten hordenweise unter Familienhäuptern und Schechen umherziehen, und jeden Fremden in der Meinung, als Ismaeliten den Nachkommen Isaaks die Güter mit Interessen abnehmen zu müssen, deren Ismael beraubt wurde, ausplündern, bei welchen sich aber der ächte arabische Charakter vorzüglich erhalten hat; in Mardi, welche mit ihren Heerden der Weide nachgehn und ganz von der Viehzucht leben; in Fellahs oder Ackerbauer, und in Hadhesi, die in Städten wohnen, bürgerliche Nahrung treiben, und die meiste Kultur besitzen. Die Araber sind von mittler Größe, hager, dunkelbraun oder schwarzgelb. Die Beduinen punctiren die Haut. Die vornehmen Frauenzimmer tragen lange Beinkleider und baumwollne Hemden, ein

offnes Oberkleid, einen Kaftan, einen Gürtel, eine Mütze, im Hauſe Pantoffeln, beim Ausgehen kurze Stiefeln, einen langen Schleier, und mancherlei Schmuck an Perlen und Ringen. Die Armen begnügen ſich mit den Hoſen und dem Hemde, über welches ſie im Winter ein grobes Oberkleid ziehen, und verſchleiern ſich ſo wenig, als die beduiniſchen Weiber. Beide laſſen das Haar in Flechten herabfallen und ſchlagen ein Tuch um den Kopf. Schwarze Schönfleckchen und rothe Nägel ſind weibliche Zierden. Die Mannsperſonen ſcheeren den Kopf bis auf eine Locke, die vom Wirbel hinten herabhängt, und bedecken ihn mit einem Turban, worauf öfters ein Spruch aus dem Koran geſtickt iſt, beſchneiden den Knebelbart, laſſen aber den übrigen Bart als Zierde lang wachſen. Ihre Kleidung beſteht in langen Hoſen, einer engen Weſte, einem blauen Hemde, einem langen und weiten Oberkleide, und gelben Pantoffeln oder Halbſtiefeln. Ein Gurt, worin ein Dolch oder ein breites Meſſer ſteckt, hält die Kleidung zuſammen. Im Winter trägt man auch Schafpelze und im Regen härne Mäntel. — Die Häuſer der Vornehmen ſind von Steinen erbaut und oben platt, die der Armen aber höchſt elend, und haben ſpitze Grasdächer. Prächtig ſind die Gebäude nie, denn der Araber wendet alle Pracht auf ſeine Waffen, die in Lanzen, Säbeln, Dolchen und Flinten beſtehn, auf ſeine Pferde, Kleider und Bedienten. Daher ſind auch die Zimmer des Mannes ohne Schmuck; in denen der Weiber findet man mehrere Bequemlichkeiten, und in fürſtlichen Sälen auch marmorne Springbrunnen, aber nirgends europäiſche Meubles. Die Wohnungen der Beduinen haben wir ſchon in Ägypten kennen lernen. Die Araber ſind lebhaft, doch ohne Verletzung ihrer Würde; nationalſtolz, treu, dienſtfertig und ſehr gaſtfrei. Ihr Tiſch iſt für jeden ohne Anſehn der Perſon und des

V

UNIV. OF MICH.

Glaubens gedeckt, und selbst der ärmste Kameeltreiber theilt seine wenigen Datteln gutherzig mit dem, der gar nichts hat. Sie ertragen Beleidigungen, nur die nicht, welche ihre Ehre antasten, und die Familie, die eins ihrer Glieder durch einen Mord verloren hat, sucht sich entweder an dem Mörder, oder, wenn dessen Auslieferung verweigert wird, an seiner Familie zu rächen, woraus öfters blutige Kriege entstehen. Wenn man einander grüßt, so sagt man: Friede sei mit dir! und legt dabei die rechte Hand auf die linke Brust. Finden sich Freunde nach langer Trennung wieder, so küßt jeder seine eigne Hand und frägt unaufhörlich: Wie befindest du dich? Die Höflichkeit fordert, dem Fremden, sobald er Platz genommen, eine Pfeife Taback, Confitüren und eine Tasse Kaffee vorzusetzen, und will man ihn los seyn, so läßt man zum Zeichen des Aufbruchs Rosenwasser und Rauchwerk bringen; mit dem ersten wird der Bart des Fremden bespritzt, und mit dem andern dessen Ärmel geräuchert. Die einförmige Lebensart macht den Arabern jede Zerstreuung angenehm; daher lieben sie große Gesellschaften, wovon aber die Frauenzimmer ausgeschlossen sind, und besuchen in der Absicht die Kaffeehäuser und Marktplätze, halten aber Tanz und Musik für unanständig. Sie essen und trinken wenig. Ihre Lieblingsgerichte sind Klöße aus Gerstenmehl, mit Honig und Most vermischt, Datteln, Käse und saure Milch. Die Frauen, welche überhaupt das Hauswesen besorgen, mahlen das Getreide auf Handmühlen und backen daraus ungesäuerte dünne Kuchen unter der Asche, oder auf kupfernen Platten. Beim Essen wird der Fußboden mit einem Tuche belegt, worauf man einen niedrigen runden Tisch mit einer Kupferplatte stellt und auf diese setzt man die Speisen in runden kupfernen Geschirren. Die Gesellschaft setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf Pol-

ſtern umher und ißt ſehr ſchnell. Ein weißes Tuch, das den Tiſch umgiebt und jedem auf der Knie liegt, oder in Ermangelung deſſelben das Taſchentuch, dient zur Serviette, und die Hände vertreten die Stelle der Löffel, Meſſer und Gabel. — Die Knaben werden bis ins fünfte Jahr von den Frauenzimmern erzogen. Sobald ſie aus dem Harem kommen, behält ſie der Vater, wenn er ihnen keinen Lehrer halten kann, unter ſeiner Aufſicht, gewöhnt ſie an Ernſt und Mannsſinn, und ſchickt ſie in die Schulen, um leſen, ſchreiben, rechnen und die Religionslehren zu lernen. Von den Beduinen iſt hier nicht die Rede. In mancher großen Stadt ſind höhere Schulen für Sternkunde, Geſchichte, Rechen-, Arznei- und Dichtkunſt. Den Aſtronomen fehlt es aber an den nöthigen Inſtrumenten, und ſie beſchäftigen ſich auch mehr mit Wahrſagerei, als mit der Sternkunde. Sie theilen den Tag in 24 Stunden, und zählen dieſe von Sonnenuntergang an, beſtimmen die Länge des Monats nach dem Laufe des Mondes, und den Tag für den erſten im Monat, an welchem ſie zuerſt den Neumond ſehen. Da ſich nun hiernach die Angabe der öffentlichen Feſte richtet, ſo müſſen dieſe an verſchiedenen Orten oft auf verſchiedene Tage fallen. Der gemeine Mann leitet die Sonnen- und Mondfinſterniſſe von der Verfolgung beider Himmelskörper durch einen großen Fiſch her, und macht ein fürchterliches Getöſe, um das Ungeheuer zu verjagen. Überhaupt ſind die Araber dem Aberglauben ſehr ergeben, und viele rühmen ſich in Beſitz geheimer Wiſſenſchaften zu ſeyn, vermittelſt welcher ſie alles wiſſen, was in der Ferne vorgeht, verborgne Schätze entdecken, über Geiſter herrſchen, Wind und Wetter lenken, und in der Kaaba beten, ohne da zu ſeyn. Die Ärzte ſind meiſtens unwiſſend, und verdienen kaum ihren nothdürftigen Unterhalt, denn die Araber, die über-

dies selten erkranken, gebrauchen lieber ihre Hausmittel, und die Beduinenweiber impfen ihren Kindern die Blattern selbst ein, ohne einen Arzt zu befragen. Unter allen Krankheiten ist der Aussatz die ekelhafteste und ansteckendste. Dergleichen Kranke werden sogleich in abgelegene Häuser oder in das große Hospital zu Damaskus gebracht. Im letztern Fall bindet man einen Stuhl auf einen Esel, setzt den Kranken darauf und versieht ihn mit Lebensmittel. Der Treiber geht weit hinter ihm und warnt jeden, den er in der Entfernung sieht, durch einen Zuruf, sich dem Thiere nicht zu nähern. Hat der Kranke den Ort seiner Bestimmung erreicht, so wird der Esel in der Wüste getödtet. — Geschichte und Dichtkunst sind die vornehmsten wissenschaftlichen Gegenstände der Nation, und selbst die Beduinen, welche sonst keine gelehrte Kenntnisse haben, pflanzen ihre alte in Gedichten enthaltene Geschichte durch mündliche Überlieferungen fort. Die Landessprache hat viele Mundarten; aber die ächte wird nur von den Gelehrten gebraucht und in Schulen besonders gelehrt. Die Landesreligion ist die muhamedanische. Sie ist hier von Muhamed, der sich für einen Propheten ausgab und als solcher noch immer verehrt wird, der durch sein Genie, seine schwärmerische Beredsamkeit und durch die Waffen in kurzer Zeit viel Anhänger fand, und den Herrscher, Gesetzgeber und Oberpriester in sich vereinigte, im siebenten Jahrhundert gestiftet worden, besteht aus jüdischen, christlichen und natürlichen Religionssätzen, die nebst Civilgesetzen in dem Koran enthalten sind, und verkündet eine menschenfreundliche Moral. Sie lehrt vornemlich das Daseyn eines einzigen, ewigen und allmächtigen Gottes, der die Welt erschaffen hat, ein unabänderliches Schicksal, ein ewiges Paradies, eine endliche Hölle, gute und böse Geister, eine Auferstehung und ein künftiges Gericht. Zu den

äußerlichen Gebräuchen gehören das Waschen, das Gebet, welches täglich fünfmal geschehen muß, das dreißigtägige Fasten im Ramadan (der neunte Monat im Jahre) das Almosengeben und die Wallfahrt nach Mekka, die jeder in seinem Leben wenigstens einmal unternehmen, oder einen andern für sich dahinschicken muß. Auch sind den Muhamedanern die Hasardspiele und der Genuß des Schweinefleisches und der starken Getränke verboten. Die Geistlichkeit, an deren Spitze der Mufti steht, heißt Ulema, und der Gottesdienst wird Freitags in den Moscheen von den Priestern oder Imans gehalten, die auch, weil diese Tempel keine Glocken haben, die Leute von den Thürmen herab zum Gebete rufen, und die Beschneidung, welche der Islam erfordert, an den Knaben verrichten. Die Araber sind zwar in viele Secten getheilt, die einander hassen; allein sie zeigen weder Verfolgungs- noch Bekehrungseifer. Beleidigt aber ein Ketzer ihre Ehe, so muß er ihre Religion annehmen, oder sterben, und lästert er gar den großen Propheten, so kann ihn nichts vom Tode retten. Die Wahabi scheinen der Schwärmerei am meisten ergeben zu seyn. Vor 50 Jahren machten sie einen kleinen Haufen Beduinenfamilien aus, die sich auf Betrieb ihres Landsmanns, Abdul Wahab, der den Koran abweichend von der gewöhnlichen Art erklärte, und sich durch seine Klugheit starken Anhang verschaffte, genau verbanden, und dessen Lehrsätze annahmen. Sie glauben danach ein höchstes Wesen, lassen sich beschneiden, gebrauchen den Koran, verehren aber Muhamed nicht und sind wahrscheinlich Deisten. Es stießen in der Folge andere Stämme zu ihnen, und seit zehn Jahren haben sie sich von Mekka bis an den persischen Meerbusen, und von Haleb bis Jemen, zum Schrecken der übrigen Araber und der angrenzenden türkischen Paschas, ausgebreitet. Ihr weltliches Oberhaupt,

dem

dem sie blindlings gehorchen, nennt sich Kalif, und ihr geistliches Oberhaupt ist jetzt der Sohn oder Enkel des Wahab. — Die Stadtbewohner treiben nur die gewöhnlichen Handwerke; eigentliche Manufakturen und Fabriken sind mit dem Handel in den Händen der Banianen und Juden. Die Handwerker und Krämer pflegen ihre Buden und Werkstätte in den gangbarsten Straßen zu errichten. Der Handel wird theils durch Karavanen, theils durch europäische, ägyptische, persische und indische Schiffe betrieben. Die Araber selbst besuchen nur die nächsten Küsten. Die Ausfuhr besteht in Naturprodukten. — Arabien besteht aus mehrern Staaten mit erblichen Regierungen. An der Spitze der Beduinenhorden befinden sich Scheiks, Schechs oder Emirs, denen die Familienhäupter wie Vasallen unterworfen sind, deren Macht aber durch Sitten, Gebräuche und Freiheitsliebe eingeschränkt wird. Unter ihnen ist der Groß-Emir im wüsten Arabien, und unter den übrigen Fürsten der Imam oder Kalif von Jemen der mächtigste. Der Türkische Kaiser unterhält als Schutzherr in Mekka, Medina und einigen Kastellen Besatzungen, hat aber wenig zu befehlen. Man theilt das ganze Land gewöhnlich in das glückliche, peträische und wüste, jedes aber in mehrere Landschaften. Wir fangen mit dem glücklichen Arabien, oder dem südlichen Theil der Halbinsel an. Es hat sandige Küsten, im Innern fruchtbare Striche, mit Überfluß an Erd- und Baumfrüchten, und die besten Pferde. — Die Landschaft Oman am persischen Meerbusen, ist eine der schönsten und angebautesten. Der Imam wohnt in Rostak. Die Seestadt Maskate am arabischen Meere, welche sich durch den Verfall von Ormus gehoben hat, ist ziemlich groß, hat gerade, doch enge Straßen, in deren jeder besondere Waaren verkauft werden, und einen schönen befestigten Hafen. Über 1200 hier ansässige

Banianen treiben einen wichtigen Handel nach Persien, Indien und dem arabischen Meerbusen. In der Nähe werden reiche Bleigruben bearbeitet. — Wir wandern westlich durch eine von Beduinen bewohnte Wüste, durch den Staat Mahra, über die Weihrauchsgebirge, durch den Staat Sedscher, wo der Seehafen Keschin liegt, durch sandige Ebnen, und die Landschaft Hadramaut, wo der Schach von Mareb der ansehnlichste ist, und die Stadt Dafar liegt, die viel Weihrauch versendet. An der Westspitze liegt das Ländchen Aden mit der befestigten Stadt Aden, deren Handel sonst blühender war als jetzt. — Im Lande Yemen ist unter mehrern Herren der Imam von Sanna der vornehmste. Er regiert unumschränkt und erblich, ist zugleich Fürst und Priester, unterhält einen zahlreichen Hofstaat, obere und niedere Staatsbedienten, ein Obergericht und eine Armee von 5000 Mann. Man theilt die Landschaft in Tehama und Dschebal; jene begreift die dürren Ebnen, diese das bewässerte und fruchtbare Bergland. In Tehama bemerken wir Mochha am arabischen Meerbusen, eine unregelmäßig gebaute, aber wichtige Handelsstadt von 10000 Einwohnern, worunter viele Armenier, Juden, Habeßinier und Türken. Vom Mai bis August finden sich über 100 fremde Schiffe und zwei Karavanen von Haleb und Suez ein, um gegen asiatische und europäische Waaren Kaffee abzuholen. Zebid hat eine muhamedanische Akademie, und Beitelfakih ist der größte Kaffeemarkt Arabiens. In Dschebal liegt die Haupt- und Residenzstadt des Imams, Sanna. Sie ist von Gärten und Weinbergen umgeben, und hat 4000 Häuser und starke Mauern. Das peträische Arabien, am arabischen Meerbusen bis Syrien und Ägypten, hat überaus fruchtbare Gegenden, im Innern aber brennend heiße Sandwüsten. Es besteht aus der

Landschaft Hedschar und der Wüste Sinai. In jener finden wir Stadt und Hafen Dschidda, welcher den Handel zwischen Arabien, Indien und Suez unterhält, weil die beladenen Schiffe nicht bis Suez kommen können, und Mekka sich ebenfalls dieses Hafens bedient. Der türkische Kaiser hält hier einen Pascha, dem aber ein Wessir des Scherifs von Mekka zur Seite steht, der eigentlich die Regierung führt. — Mekka, Muhameds Geburtsort, liegt auf einer dürren heißen Ebne, 5 bis 6 Meilen von der Küste, ist groß, schön und volkreich, und ein Waarenlager für Indien, Ägypten und die Türkei. Während des Bairams kommen viele tausend muhamedanische Pilgrimme und Kaufleute hier zusammen, und dann entsteht ein lebhaftes Verkehr. Diese Stadt, deren Thore dem Christen verschlossen sind, und jedem Muselmann heilig, ist der Mittelpunkt der Rechtgläubigkeit, und enthält den Haupttempel des Islams. Dieser Tempel, Kaaba genannt, ist viereckt, oben aber rund, und dort mit einem, jährlich vom türkischen Kaiser geschenkten schwarzen Tuche, worauf Sprüche aus dem Koran in Gold gestickt sind, behangen. Der Eingang wird jährlich nur zweimal den Vornehmen geöfnet. Das Gebäude ist von metallnen Säulen mit goldnen und silbernen Leuchtern und von bedeckten Gängen, die fast immer mit Pilgrimmen und Waaren angefüllt sind, umgeben. An der Tempelthür ist der in Silber eingefaßte schwarze Stein, der auch Kaaba heißt, und den jeder Pilger entweder mit dem Munde oder mit der Hand berührt, eingemauert. Der Engel Gabriel hat ihn hieher gebracht, und er war anfangs glänzend weiß, ist aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden. Bei dem Tempel befindet sich auch der Brunnen, den der Engel der Hagar zeigte, als Ismael, der Stammvater der Araber, verschmachten wollte. Obgleich sein Wasser schlecht ist, so wird

es doch als heilig den Pilgern gereicht und in Flaschen versendet. Die Kaaba hat ansehnliche Einkünfte und Schätze, und steht nebst den Städten Mekka und Medina unter einem Scherif, welcher seine meisten Einkünfte von den Wallfahrern, die ihm nach ihrem Vermögen 10 bis 100 Rthlr. mitbringen müssen, und von den Geschenken muhamedanischer Fürsten bezieht. Jeder Pilger muß auch drei Ellen Leinwand mitnehmen, die er, als Schweißtuch bei seinem Tode zu gebrauchen, sorgfältig aufhebt, und dieser Verkauf führt der Stadt ansehnliche Summen zu. Die Wallfahrer kommen in Pilgerkleidern hieher, besuchen die heiligen Örter, gehn unter beständigem Beten siebenmal um den Tempel, reisen nach Minnet, um am Ostertage einen Hammel zu schlachten, und besuchen endlich den Berg Arafat, um den Teufel mit 42 Steinwürfen für die Versuchung Abrahams zu bestrafen. — Die Hafenstadt Jambo ist ansehnlich und mit einem Kastell versehen. — Medina hat nicht viel über 300 Häuser und Wassermangel, enthält aber in einer durch goldne Lampen erleuchteten Moschee die Gräber Muhameds und der ersten Khalifen. Muhamed starb hier in seinem 63sten Jahre. Er war im Jahr 622 nach Chr. Geb. aus Mekka vertrieben und hatte sich hieher geflüchtet, um sein großes Werk auszuführen. Von dieser Flucht nimmt die muhamedanische Zeitrechnung ihren Anfang. Sein Grab ist von Granit und mit einem silbernen Gitter umgeben. Der weiße marmorne, mit einem grün sammtnen reich gestickten Teppich bedeckte Sarg steht zwischen den Särgen der Khalifen Abubekr und Omar. — Den nordöstlichen Gebirgsstrich Cheibar bewohnen schwarze Juden unter eignen Schechs. — Die nicht durchaus unfruchtbare, aber von armen Arabern bewohnte Wüste Sinai liegt zwischen den beiden nördlichen Armen des arabischen Meerbusens und

enthält hohe Berge mit angenehmen Thälern. Die Bewohner derselben bringen nach Suez und Kairo ihren Überfluß an Früchten, Ziegen, Gummi, Kohlen und Handmühlensteinen, und tauschen dagegen Kleidungsstücke und andre Bedürfnisse ein. In einem Thale wird ein heißes Schwefelbad von vielen Kranken benutzt. An mehrern Stellen des Gebirges sind Inschriften und auf dem steilen Gräberberge sieht man einen altägyptischen Begräbnißplatz mit Hieroglyphen. Der St. Katharinenberg ist hier der höchste. Am Fuße des Berges Sinai und Horeb steht das St. Katharinenkloster, das durch starke Mauern gegen feindliche Angriffe gesichert und von 50 griechischen Mönchen bewohnt wird, die ein strenges Leben führen. Die einzige Thüre desselben ist zugemauert und wird nur bei der Einsetzung eines neuen Erzbischofs, der gewöhnlich zu Kairo wohnt, geöffnet; daher müssen Menschen und Lebensmittel hinaufgewunden werden. Ohne einen Erlaubnißschein vom Erzbischof wird kein Fremder eingelassen. Von diesem Kloster ersteigt man den Gipfel des Horeb, vermittelst 9000 eingehauener Stufen in 3 Stunden, und begegnet unterwegs die Marienkapelle und viele andere auf einer Ebne, wo sich der Berg in zwei Spitzen theilt; die nördliche heißt Horeb, die südliche Sinai, auf welcher sich unter einem Felsen eine Moschee befindet, wohin die Muselmänner aus Achtung vor Moses wallfahrten. Auf der Spitze des Horeb steht die griechische Kirche des Weltheilands. Der höchste Punct, auf dem Moses die Gesetztafeln empfangen haben soll, hat 9 Quadratfuß Flächenraum und ist schwer zu ersteigen. — Das größtentheils von Beduinen bewohnte wüste Arabien liegt zwischen Syrien, dem arabischen Meer, Ägypten und dem persischen Meerbusen, ist 600 Stunden lang und halb so breit, hat am Euphrat und dem persischen Busen fruchtbare

Striche, gleicht aber im übrigen der Sarah. Gleichwohl ziehen durch dieſe ſchreckliche waſſerarme Einöde die Karavanen von Haleb nach Baſſora. Die Eilboten ſollen dieſen Weg in 14 Tagen zurücklegen; ohne ſchweres Gepäck macht man ihn gewöhnlich in 24, ſonſt aber in 65 Tagen. Die Wüſte beſteht aus mehrern Theilen: 1) aus der ſyriſchen Wüſte, worin die ehemals berühmte Stadt Tadmor oder Palmyra in Ruinen liegt, auf welchen etwa 30 elende Hütten ſtehen, deren Bewohner kaum das nothdürftige Getreide erndten. Das Auge verliert ſich unter der Menge von aufrecht ſtehenden und umgefallnen Säulen; vornehmlich aber bewundert man noch den Sonnentempel als ein ſchätzbares Meiſterſtück der alten Baukunſt. 2) Aus der Wüſte von Dſcheſira mit der Stadt Ana am Euphrat, von 5000 Einwohner, wo ſich der Groß-Emir der Wüſte bisweilen aufhält. 3) Aus der Wüſte von Irak am Euphrat. 4) Aus der Landſchaft Hedſchar oder Lachſa am perſiſchen Meerbuſen, welche zum Theil gut angebaut wird. Im Innern treiben die Einwohner Eſel- und Kameelzucht, und an der Küſte Perlenfiſcherei. Die Stadt Lachſa am Afran iſt groß und wohlgebaut, und Katif hat einen Hafen und Handel. 5) Aus der Landſchaft Nedſied, welche mit dem Diſtrikt Jemamah einen Theil vom innern Arabien begreift, und theils aus gut angebauten Bergſtrichen theils aus dürren Sandwüſten beſteht. Indem wir dieſes Land verlaſſen, begeben wir uns nach

der aſiatiſchen Türkei.

Sie liegt zwiſchen dem 42 und 68° d. L. dem 29 und 45° d. Br., ſtößt nördlich an das ſchwarze Meer und Georgien, weſtlich an den traziſchen Bosporus, den Propontis, Helleſpont, Archipel und das Mittelmeer; ſüdweſtlich an Ägypten, ſüdlich an Arabien und den perſiſchen

Meerbusen, und östlich an Persien; ist 30000 Q. M. groß, hat etwa 9 Millionen Einwohner, und besteht aus mehrern Ländern, die von Paschas despotisch regiert werden. Die geringe Sicherheit der Unterthanen beruht nur darauf, daß diese Statthalter keine andere Räubereien dulden, als die sie selbst verüben. — Wir besuchen

1) Irak Arabe, das ehemalige Babylonien, am untern Euphrat und Tigris. Es ist eben, nach dem Meere zu niedrig, und daselbst eingedämmt. Die ehemaligen schiffbaren Kanäle haben sich allmälig in verpestete Sümpfe verwandelt. Die Hitze ist fürchterlich und wird weder durch Bergluft, noch Wälder abgekühlt. Dazu kommt der erstikkende Wind, der aus den brennenden Wüsten Wolken von Staub herbeiführt. Der Winter ist hier, wie in vielen andern Ebnen des türkischen Asiens, ohne Frost und Schnee. Der Euphrat und Tigris, die in den armenischen Gebirgen entspringen, durchströmen das Land der Länge nach, nehmen die übrigen Flüsse und Kanäle auf, der erste vornehmlich den Karasu und Chabor, der andere den Saleh und Zab, vereinigen sich bei Korna, und fließen unter dem Namen Schat ül Arab in den persischen Meerbusen. Beide überschwemmen alljährlich die zunächst liegenden Ländereien, und sind wegen der häufigen Krümmungen, Inseln und Sandbänke beschwerlich zu befahren. Das fruchtbarste Land wird den Nomaden überlassen, wo es aber angebaut ist, erndtet man Durra hundert- bis vierhundert-, Weitzen und Gerste zwanzig- bis funfzigfältig. Der nördliche Theil ist an Getreide, der südliche an Datteln ergiebiger, beide an edlen Früchten und Baumwolle reich, aber an Holz arm. Ob sich gleich hier Löwen, Tiger, Panther und Schakals aufhalten, so sind der Wildstand und die Kameel-, Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht doch nicht klein. An Geflügel,

Fischen und Bienen ist kein Mangel, auch giebt es reiche Harzquellen, aber die gefräßigen Heuschrecken thun oft großen Schaden. — An den Hauptströmen ziehen die alten Einwohner des Landes, die Araber, mit ihren Heerden umher, in den Städten wohnen, außer Arabern, meistens Türken, die wir schon in Afrika kennen gelernt haben, Armenier und Juden. Vom persischen Meerbusen bis Basra oder Bassora finden wir nur elende Dörfer. Diese Stadt liegt am rechten Ufer des Schat ăl Arab, hat 1½ deutsche Meilen im Umfange, 40 bis 70000 Einwohner, meistens kleine von Lehm oder gedörrten Lehmsteinen erbaute Häuser mit platten Dächern, unregelmäßige und unreinliche Straßen, viele Gärten und wüste Plätze, ist von Kanälen durchschnitten, und mit einem trocknen Graben und schlechten Befestigungen umgeben, treibt mit Bombai und Bengalen einen starken Handel und besitzt große Niederlagen von persischen, indischen und arabischen Waaren. Alle zwei Jahre geht eine Karavane von hier aus nach Haleb durch die Wüste, und macht einen Weg von 154 deutschen Meilen. — Kufa, nicht weit von dem großen Rahhematsee, enthält Alis Grab, und wird daher von den Persern häufig besucht. Zwei Stunden von der ziemlich großen Stadt Hella am Euphrat, die seidne Schleier, wollne Gürtel, Pferdezäume, Fayance und andre gute Waaren liefert, findet man beim Dorfe Babil die Trümmer oder vielmehr Schutthaufen des alten Babylons, und nach Bagdad zu einige Ruinen von den großen und prächtigen Städten Seleucia und Ktesiphon. Bagdad, welches von Hella durch eine 10 deutsche Meilen lange Wüste getrennt wird, liegt in einer Länge von 2 Meilen am Tigris, worüber eine Schiffbrücke nach einer großen Vorstadt führt, und ist mit einer Thurmmauer, einem breiten Graben und mit Außenwerken umgeben, auch besser gebaut als Basra.

Sie

Sie hat viele Moscheen, Bäder, Bazars und angenehme Plätze, einen schönen Residenzpallast des Pascha mit herrlichen Gärten, eine mit Wasser umgebene Citadelle, viel Manufakturen, bedeutenden Handel und 150000 Einwohner.

2) Kurdistan, oder das alte Assyrien, nördlich von Irak. Es wird östlich von hohen Gebirgen und westlich vom Tigris begrenzt. Im Norden und Osten sind fruchtbare Thäler, im Westen gut bewässerte Ebnen. Sommer und Winter sind gemäßigt. Die Vorberge haben theils starke Eichenwaldungen, in welchen man die Galläpfel in großer Menge zur Ausfuhr sammlet, theils einen Überfluß an Fruchtbäumen, an welchen sich die dichten Weinreben hinaufschlingen, theils viele Mannasträucher, deren Produkt als Zucker verbraucht wird. Auch ist das Land sehr reich an Getreide, Gartengewächsen, Taback, Flachs, Baumwolle, Sesam, Rindvieh und Ziegen. Die eigentlichen Bewohner desselben sind die Kurden, deren Sprache aus der persischen, syrischen und arabischen zusammengesetzt seyn soll. Ihr Land begreift in einer Länge von 25 und in einer Breite von 10 Tagereisen, die höchsten Bergspitzen des Taurus und die dazwischen befindlichen Thäler, und ist in die Fürstenthümer Betlis, Dschesira, Amadia, Dschiulameck und Karlschitan getheilt, wovon jedes über 12000 Mann ins Feld stellen kann. Sie kleiden sich auf persische und türkische Art, leben theils in Städten und Dörfern vom Ackerbau, den Handwerken und dem Handel, theils unter Zelten von der Viehzucht, Jagd und dem Raube, sind ausnehmend kühn und tapfer, und theilen sich in Stämme, deren Häupter von den Fürsten belehnt, so wie diese von jenen aus den Regentenfamilien beliebig erwählt, und von der türkischen Regierung zu Bagdad, der die Nation unterworfen ist, anerkannt werden.

Die Kurden sind theils Muhamedaner, theils morgenländische Christen, meistens Nestorianer. Diese letztern haben zwei Patriarchen, deren Würde erblich ist. Der eine residirt bei Dschiulameck, der andere in einem Kloster bei Elkosch; jener hat 5, dieser 13 Bischöfe unter sich. Die Hauptstadt des Landes ist Scherezur. Arbil ist das alte Arbela, bekannt durch Alexanders Sieg über Darius. Die Bergfeste Amadia und die Stadt Dschesire handeln mit Galläpfeln und Taback.

3) Al Dschesira oder Mesopotamien, zwischen dem Euphrat und Tigris. Die höhern nördlichen Gegenden haben eine gesunde, stärkende Luft, vortreffliche Wiesen, Felder und Waldungen und einen großen Reichthum an Wein, Pflaumen, die bis Constantinopel versendet werden, an Pistazien, schmackhaften Feigen und andern Früchten, die man in Menge ausführt, an Weizen, Hülsenfrüchten, Safran, Baumwolle ꝛc. Die südlichen Ebnen sind wasserarm, unfruchtbar und leiden durch den Samum. Zwischen Bagdad und Haleb liegt eine Wüste von 110 deutschen Meilen, in der man kaum ein paar Dörfer antrifft und in der Wüste zwischen Bagdad und Mosul ist Tekrit der einzige merkwürdige Ort. An den Flüssen ist der Boden zwar größtentheils ergiebig, aber die von den türkischen Befehlshabern und den umherstreifenden Räubern geplagten Landleute benutzen ihn, selbst in der Nähe der Städte, nur zur höchsten Nothdurft, daher auf jeden Mißwachs eine fürchterliche Hungersnoth erfolgt. Am Euphrat sammlet man eine pechartige Materie, welche gereinigt zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird. — In den Städten wohnen Syrer, Türken, Armenier, Griechen und Juden, und auf dem Lande ziehen Araber, Turkomanen und Kurden umher, und diese Räuber sind nirgends unverschämter als hier. Gewöhnlich ist Dschesira in die drei Paschaliks,

Mosul, Urfa und Diarbekir getheilt. Die Stadt Mosul am westlichen Ufer des Tigris, ist groß, nach morgenländischer Art gut gebaut, etwas befestigt, liefert viele leinene und baumwollene Zeuge und darunter auch solche, die von ihr benannt sind, vorzüglich Teppiche und Sattelzeug, hat gute Färbe- und Druckereien und steht mit Haleb und Bagdad in Handelsverbindungen. Mosul gegenüber, jenseit des Flusses soll Ninive gestanden haben, wo man jetzt viele Schutthügel sieht. Die berühmte Stadt Nesibin ist ein armseliges Dorf. Mardin liegt in einer Wein- und Seidereichen Gegend auf einem Felsen, hat 3000 Häuser, ein Kastell und verfertigt Glas, leinene, baumwollne und seidene Zeuge. Diarbek liegt am Tigris in einer herrlichen, aber äußerst unsichern Gegend. Die Stadt ist befestigt und wird von 100000 Menschen bewohnt, worunter sich viele Jakobiten und Nestorianer befinden. Der hiesige rothe Saffian ist der beste in Asien und der Handel von Bedeutung. — Urfa liegt auch in einer schönen Gegend, ist groß und wohlgebaut, hat ebenfalls ansehnliche Saffianfabriken und einen starken Durchgangshandel. Unter den Moscheen ist die vornehmste dem Abraham geweiht, und viele Kirchen enthalten heilige Gräber.

4) Syrien, zwischen dem Euphrat und Mittelmeer. Es besteht aus den Ländern Syrien, Phönizien und Palästina, um deren Besitz Christen mit Muhamedanern Jahrhunderte lang kämpften, und wo in dem Alterthume Land- und Stadtgewerbe blühten, und die herrlichsten Werke der Kunst erschaffen wurden. Jetzt wandeln wir hier unter Trümmern umher, denn diese Länder sind unter türkische Herrschaft gerathen und der Osmann sagt selbst: wohin er seinen Fuß setzt, da wächst kein Gras mehr. Syrien wird jetzt in die Paschaliks Haleb, Tarablis, Akre und Damask getheilt, und auf 1812 Quadratmeilen

von 2,300000 Menschen bewohnt. Längs dem Meere zieht sich eine Kette fruchtbarer Berge fort, die sich an das nördliche Grenzgebirge Alma Daagh anschließen. Die im Innern von Norden nach Süden gleichlaufenden Gebirge Libanon und Antilibanon, welche das reizende hüglichte Thal Beka einschließen, sind 27 Meilen lang und trugen sonst die schönsten Cedern. Außer dem Rossus und Cassius messen die höchsten syrischen Berge 11 bis 1200 Klafter. Der Karmel, Ölberg, Quarantania und Tabor sind in Palästina die ansehnlichsten. Die westlichen Ebnen und Thäler sind gut bewässert; die östlichen weit dürrer, weshalb man Regenwasser, selbst zum Trinken, in Cisternen sammlet. Unter den Strömen ist der Orontes oder Asi der größte. Er kommt vom Libanon, krümmt sich nach einem nördlichen Laufe nach Abend und ergießt sich unterhalb Antiochien ins Mittelmeer, kann aber wegen Verschlemmungen nicht befahren werden. Vier Stunden nördlich von Banias liegt der kleine See Phiala, der unter der Erde abfließt und bei Banias unter dem Namen Jordan wieder zum Vorschein kommt. Dieser schwache Fluß, der im Sommer zum durchwaden austrocknet, setzt seinen Lauf südlich fort, durchfließt den See Tiberias und ergießt sich in den Salzsee oder das todte Meer, das noch andere Waldströme aufnimmt, aber keinen sichtbaren Abfluß hat. Es ist 12 deutsche Meilen lang und drei breit, von steilen nackten Kalkfelsen eingeschlossen und hat salziges, bittres Wasser, aus dem die Araber ein gutes Salz in Gruben bereiten. Der Boden ist dem Anschein nach vulcanisch, auch wirft der See Schwefel und Erdpech aus, das gesammlet wird. Er ist nicht, wie man sonst glaubte, von Fischen entblößt. Die Ufer sind zunächst mit tiefer Asche, mit Salz, Sand und der Kalipflanze bedeckt; im Ganzen ist die Gegend umher wüste und öde. —

Die Bergſtriche haben angenehme Sommer und kurze, aber mit Eis und Schnee begleitete Winter. In den Ebnen iſt der Winter die beſte Jahrszeit, denn er iſt ſo gelinde, daß bei Tripoli ſchon im Januar die Orangen blühen. Dagegen ſteigt die Hitze in dem trocknen Sommer, welcher vom Mai bis Ende Oktobers anhält, zu ſolchem Grade, daß man nichts als Aſchenfelder und eine faſt ganz erſtorbene Natur erblickt. Nur die Küſte macht davon eine Ausnahme. Der Samum iſt hier nicht ſo ſchädlich als in den Wüſten; weit mehr leiden die Einwohner von Erdbeben und der Peſt, die ſich faſt jährlich von der Küſte ins Innere verbreitet. So weit Syrien bewäſſert wird, gehört es zu den fruchtbarſten Ländern Aſiens, leider ſind aber die ehemals reichſten Gegenden in Wüſten und Sümpfe verwandelt worden. Die öſtlichen Flächen ſind den Fruchtbäumen günſtiger als den Feldfrüchten. Indeß werden die Äcker, wegen der ewigen Räubereien nur zur Nothdurft beſtellt, und die Zugheuſchrecken verderben oft die ſchönſten Erndten. Außer den Produkten, die ich bei den vorigen Provinzen genannt habe, gewinnt man viel Seide, Wein, vortreffliches Obſt, Südfrüchte, Oliven, Johannisbrod, Maſtix, Kali und vorzüglich Taback, der auch ſtark ausgeführt wird; aber an Holz fehlt es ſehr. Man zieht mehr Büffel, Schafe, Ziegen, Kameele und Eſel als Rindvieh und Pferde. Unter dem Wildpret befinden ſich auch Gazellen und Antelopen, welche die Araber mit Falken jagen, und in den Wüſten halten ſich reißende Thiere auf wie in Irak. Zahme und wilde Bienen liefern ſchmackhaften Honig. Unter dem Geflügel giebt es viel Tauben, die ehedem zu Briefträgern abgerichtet wurden. Die Küſten ſind reich an Fiſchen und Purpurmuſcheln. Von den Mineralien benutzt man Eiſen, Kupfer, Salz, Salpeter, Meerſchaum und andere Thonarten; aber wenig oder

gar nicht die mineraliſchen Waſſer. Der Libanon und Antilibanon unterſcheiden ſich ſehr von dem übrigen Syrien durch Anbau und Bevölkerung, denn hier kann der Landmann der Früchte ſeines Fleißes genießen. Man findet hier einen Reichthum an Quellen und Bächen, eine milde Luft, die reizendſten Landſchaften, die fruchtbarſten Alpen und alle Hauptprodukte der Ebnen in größerer Menge und Güte. Vor allen zeichnen ſich in der nördlichen Hälfte die maronitiſchen Diſtrikte Eden und Kesroan durch ihren Reichthum an Waſſer, Gärten und Pflanzungen, Wieſen und Weiden, Vieh und Wildpret aus; und in dem ſüdlichen Druſenlande bringt vornehmlich der Diſtrikt Sciuf die beſte Seide hervor. Die Maroniten, welche keinen Muſelmann unter ſich dulden, bewohnen, 150000 Köpfe ſtark, ein Land von 150 Quadratmeilen, das die Natur vor feindlichen Angriffen geſichert hat. Sie können 35000 Mann ins Feld ſtellen, geben als türkiſche Vaſallen dem Paſcha von Tarablis einen Tribut, der ſich ſowohl nach der Seiden- und Weinerndte, als nach dem Anſehn des Paſcha richtet, und theilen ſich in Scheiks und Gemeine, welche insgeſammt vom Feldbau und ſehr mäßig leben. Die Familien der Scheiks ſind die älteſten und reichſten, und zeichnen ſich von den Gemeinen durch Pelze, Pferde und etwas beſſern Wohnungen und Koſt aus. Obgenannter Paſcha verpachtet das Land jährlich an einen oder mehrere Scheiks und deren Regierung gründet ſich auf Herkommen und Gebräuche. In Ermangelung der Gerichtshöfe werden die Streitigkeiten entweder von gewählten Schiedsrichtern oder von dem Patriarchen in Antakia, den die Nation als ihr Oberhaupt betrachtet, entſchieden; doch werden Beleidigungen und beſonders Ermordungen auch durch die Verwandten gerächt. Die Maroniten erkennen den Pabſt für ihren Obergeiſtlichen, bedienen

ſich aber beim Gottesdienſt der ſyriſchen Sprache, geben das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und erlauben den Prieſtern die Heirath. Dieſe leben theils von ihrer Hände Arbeit, theils von Geſchenken. Jedes Dorf hat eine Kirche mit einer Glocke. Die meiſten Biſchöfe leben mit den ſehr unwiſſenden Mönchen in Klöſtern, deren Zahl für beide Geſchlechter über 200 beträgt. Jeder Maronit iſt Soldat und mit Flinte und Säbel bewaffnet, übrigens nach morgenländiſche Art gekleidet. Die ehemaligen Prinzen dieſer Nation nennte man Prinzen vom Berge Libanon. — Das Land der Druſen iſt 55 Quadratmeilen groß und hat 160000 Einwohner, dieſe gleichen den Maroniten in der Lebensart, Regierungsform und den Gebräuchen; unterſcheiden ſich aber von ihnen vornehmlich in der Religion, welche uns noch unbekannt iſt, da ſie weder Prieſter, noch Tempel, ſondern nur Geweihete haben, und die gottesdienſtlichen Handlungen ſehr geheim halten. Nach ihrer Meinung muß man der herrſchenden Religion anhängen, daher zeigen ſie ſich hier als Chriſten, dort als Muhamedaner. Sie ſind wohlgebildet, abgehärtet, unerſchrocken, treu und ehrlich, freundſchaftlich, aber auch empfindlich und hart gegen diejenigen, die ſie in ihrer Ruhe ſtören. Von Jugend auf zur Arbeit gewöhnt, bekommen ſie einen feſten geſunden Körper und erreichen meiſtens ein hohes Alter. Vielweiberei iſt nicht Sitte, man pflegt auch nicht aus einer Familie in die andere zu heirathen, daher iſt die Verbindung unter Geſchwiſtern erlaubt. Die Weiber verſchleiern ſich und beſorgen die häuslichen Geſchäfte, die Männer aber den Feld- und Gartenbau. Die Kleidung iſt morgenländiſch, und die Waffen beſtehen in Flinten, Säbel, Piſtolen und Dolche. Man ſpricht arabiſch. Die Nation theilt ſich in Gemeine und Scheiks oder Edle. Das Oberhaupt oder der Groß-Emir vereinigt in

gar nicht die mineraliſchen Waſſer. Der Libanon und Antilibanon unterſcheiden ſich ſehr von dem übrigen Syrien durch Anbau und Bevölkerung, denn hier kann der Landmann der Früchte ſeines Fleißes genießen. Man findet hier einen Reichthum an Quellen und Bächen, eine milde Luft, die reizendſten Landſchaften, die fruchtbarſten Alpen und alle Hauptprodukte der Ebnen in größerer Menge und Güte. Vor allen zeichnen ſich in der nördlichen Hälfte die maronitiſchen Diſtrikte Eden und Kesroan durch ihren Reichthum an Waſſer, Gärten und Pflanzungen, Wieſen und Weiden, Vieh und Wildpret aus; und in dem ſüdlichen Druſenlande bringt vornehmlich der Diſtrikt Sciuf die beſte Seide hervor. Die Maroniten, welche keinen Muſelmann unter ſich dulden, bewohnen, 150000 Köpfe ſtark, ein Land von 150 Quadratmeilen, das die Natur vor feindlichen Angriffen geſichert hat. Sie können 35000 Mann ins Feld ſtellen, geben als türkiſche Vaſallen dem Paſcha von Tarablis einen Tribut, der ſich ſowohl nach der Seiden- und Weinerndte, als nach dem Anſehn des Paſcha richtet, und theilen ſich in Scheiks und Gemeine, welche insgeſammt vom Feldbau und ſehr mäßig leben. Die Familien der Scheiks ſind die älteſten und reichſten, und zeichnen ſich von den Gemeinen durch Pelze, Pferde und etwas beſſern Wohnungen und Koſt aus. Obgenannter Paſcha verpachtet das Land jährlich an einen oder mehrere Scheiks und deren Regierung gründet ſich auf Herkommen und Gebräuche. In Ermangelung der Gerichtshöfe werden die Streitigkeiten entweder von gewählten Schiedsrichtern oder von dem Patriarchen in Antakia, den die Nation als ihr Oberhaupt betrachtet, entſchieden; doch werden Beleidigungen und beſonders Ermordungen auch durch die Verwandten gerächt. Die Maroniten erkennen den Pabſt für ihren Obergeiſtlichen, bedienen

ſich aber beim Gottesdienſt der ſyriſchen Sprache, geben das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und erlauben den Prieſtern die Heirath. Dieſe leben theils von ihrer Hände Arbeit, theils von Geſchenken. Jedes Dorf hat eine Kirche mit einer Glocke. Die meiſten Biſchöfe leben mit den ſehr unwiſſenden Mönchen in Klöſtern, deren Zahl für beide Geſchlechter über 200 beträgt. Jeder Maronit iſt Soldat und mit Flinte und Säbel bewaffnet, übrigens nach morgenländiſche Art gekleidet. Die ehemaligen Prinzen dieſer Nation nennte man Prinzen vom Berge Libanon. — Das Land der Druſen iſt 55 Quadratmeilen groß und hat 160000 Einwohner, dieſe gleichen den Maroniten in der Lebensart, Regierungsform und den Gebräuchen; unterſcheiden ſich aber von ihnen vornehmlich in der Religion, welche uns noch unbekannt iſt, da ſie weder Prieſter, noch Tempel, ſondern nur Geweihete haben, und die gottesdienſtlichen Handlungen ſehr geheim halten. Nach ihrer Meinung muß man der herrſchenden Religion anhängen, daher zeigen ſie ſich hier als Chriſten, dort als Muhamedaner. Sie ſind wohlgebildet, abgehärtet, unerſchrocken, treu und ehrlich, freundſchaftlich, aber auch empfindlich und hart gegen diejenigen, die ſie in ihrer Ruhe ſtören. Von Jugend auf zur Arbeit gewöhnt, bekommen ſie einen feſten geſunden Körper und erreichen meiſtens ein hohes Alter. Vielweiberei iſt nicht Sitte, man pflegt auch nicht aus einer Familie in die andere zu heirathen, daher iſt die Verbindung unter Geſchwiſtern erlaubt. Die Weiber verſchleiern ſich und beſorgen die häuslichen Geſchäfte, die Männer aber den Feld- und Gartenbau. Die Kleidung iſt morgenländiſch, und die Waffen beſtehen in Flinten, Säbel, Piſtolen und Dolche. Man ſpricht arabiſch. Die Nation theilt ſich in Gemeine und Scheiks oder Edle. Das Oberhaupt oder der Groß-Emir vereinigt in

gar nicht die mineraliſchen Waſſer. Der Libanon und Antilibanon unterſcheiden ſich ſehr von dem übrigen Syrien durch Anbau und Bevölkerung, denn hier kann der Landmann der Früchte ſeines Fleißes genießen. Man findet hier einen Reichthum an Quellen und Bächen, eine milde Luft, die reizendſten Landſchaften, die fruchtbarſten Alpen und alle Hauptprodukte der Ebnen in größerer Menge und Güte. Vor allen zeichnen ſich in der nördlichen Hälfte die maroniteſchen Diſtrikte Eden und Kesroan durch ihren Reichthum an Waſſer, Gärten und Pflanzungen, Wieſen und Weiden, Vieh und Wildpret aus; und in dem ſüdlichen Druſenlande bringt vornehmlich der Diſtrikt Sciuf die beſte Seide hervor. Die Maroniten, welche keinen Muſelmann unter ſich dulden, bewohnen, 150000 Köpfe ſtark, ein Land von 150 Quadratmeilen, das die Natur vor feindlichen Angriffen geſichert hat. Sie können 35000 Mann ins Feld ſtellen, geben als türkiſche Vaſallen dem Paſcha von Tarablis einen Tribut, der ſich ſowohl nach der Seiden- und Weinerndte, als nach dem Anſehn des Paſcha richtet, und theilen ſich in Scheiks und Gemeine, welche insgeſammt vom Feldbau und ſehr mäßig leben. Die Familien der Scheiks ſind die älteſten und reichſten, und zeichnen ſich von den Gemeinen durch Pelze, Pferde und etwas beſſern Wohnungen und Koſt aus. Obgenannter Paſcha verpachtet das Land jährlich an einen oder mehrere Scheiks und deren Regierung gründet ſich auf Herkommen und Gebräuche. In Ermangelung der Gerichtshöfe werden die Streitigkeiten entweder von gewählten Schiedsrichtern oder von dem Patriarchen in Antakia, den die Nation als ihr Oberhaupt betrachtet, entſchieden; doch werden Beleidigungen und beſonders Ermordungen auch durch die Verwandten gerächt. Die Maroniten erkennen den Pabſt für ihren Obergeiſtlichen, bedienen

ſich aber beim Gottesdienſt der ſyriſchen Sprache, geben das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und erlauben den Prieſtern die Heirath. Dieſe leben theils von ihrer Hände Arbeit, theils von Geſchenken. Jedes Dorf hat eine Kirche mit einer Glocke. Die meiſten Biſchöfe leben mit den ſehr unwiſſenden Mönchen in Klöſtern, deren Zahl für beide Geſchlechter über 200 beträgt. Jeder Maronit iſt Soldat und mit Flinte und Säbel bewaffnet, übrigens nach morgenländiſche Art gekleidet. Die ehemaligen Prinzen dieſer Nation nennte man Prinzen vom Berge Libanon. — Das Land der Druſen iſt 55 Quadratmeilen groß und hat 160000 Einwohner, dieſe gleichen den Maroniten in der Lebensart, Regierungsform und den Gebräuchen; unterſcheiden ſich aber von ihnen vornehmlich in der Religion, welche uns noch unbekannt iſt, da ſie weder Prieſter, noch Tempel, ſondern nur Geweihete haben, und die gottesdienſtlichen Handlungen ſehr geheim halten. Nach ihrer Meinung muß man der herrſchenden Religion anhängen, daher zeigen ſie ſich hier als Chriſten, dort als Muhamedaner. Sie ſind wohlgebildet, abgehärtet, unerſchrocken, treu und ehelich, freundſchaftlich, aber auch empfindlich und hart gegen diejenigen, die ſie in ihrer Ruhe ſtören. Von Jugend auf zur Arbeit gewöhnt, bekommen ſie einen feſten geſunden Körper und erreichen meiſtens ein hohes Alter. Vielweiberei iſt nicht Sitte, man pflegt auch nicht aus einer Familie in die andere zu heirathen, daher iſt die Verbindung unter Geſchwiſtern erlaubt. Die Weiber verſchleiern ſich und beſorgen die häuslichen Geſchäfte, die Männer aber den Feld- und Gartenbau. Die Kleidung iſt morgenländiſch, und die Waffen beſtehen in Flinten, Säbel, Piſtolen und Dolche. Man ſpricht arabiſch. Die Nation theilt ſich in Gemeine und Scheiks oder Edle. Das Oberhaupt oder der Groß-Emir vereinigt in

ſich alle bürgerliche und militairiſche Gewalt, ernennt die Kadis, ſpricht aber allein über Leben und Tod, und erhebt die Abgaben, die er ohne Bewilligung des Volkes nicht erhöhen und eben ſo wenig, ohne Zuſtimmung deſſelben einen Krieg beſchließen darf. Seine Würde iſt erblich; ſtirbt aber die regierende Familie aus, ſo wählt das Volk, mit Einwilligung der türkiſchen Regierung, der die Druſen tributair ſind, einen neuen Emir. Jede erwachſene Mansperſon iſt Soldat und rüſtet ſich ſelbſt aus, aber nur der Emir und die Scheiks ſind beritten. Jener reſidirt in der Bergſtadt Deir, welche 18000 Einwohner hat. Unter den Druſen befinden ſich viele Griechen, welche hier 17 Klöſter haben, worunter das Felſenkloſter Marhanna, wegen ſeiner arabiſchen Buchdruckerei berühmt iſt. — Die übrigen Bewohner Syriens ſind Türken, Araber, Kurden, Turkomannen, Armenier und andere morgenländiſche Chriſten, Juden und Zigeuner. Wir beſuchen nunmehr die vornehmſten Städte, und kommen zuerſt nach Haleb oder Aleppo. Sie liegt auf vier Bergen, hat drei Stunden im Umfange, eine verfallne Mauer mit neun Thoren, zwölf Vorſtädte, auf der höchſten Bergſpitze ein Kaſtell, gut gepflaſterte, enge, doch reinliche Straßen, gute verzierte Häuſer mit flachen Dächern, die zum Genuß der kühlen Abendluft einladen, geräumige Bazars mit erleuchteten Gewölben, etwa 100 meiſt prächtige Moſcheen, auf freien durch Springbrunnen und Cypreſſen gezierten Plätzen; gute Wirthshäuſer, eine vortreffliche Waſſerleitung, rühmliche Polizeianſtalten und über 100000 Einwohner. Die Chriſten und Juden bewohnen die Vorſtädte, und haben dort ihre Tempel, Klöſter und Obergeiſtlichen. Überall bemerkt man Kunſt, Fleiß und Thätigkeit. Beſonders berühmt ſind die hieſigen ſeidnen und baumwollnen Waaren, die Goldſtoffe und Zelte. Die Karavanen verbinden

Haleb

Haleb mit Bagdad, Basra, Damask, Kleinasien, Persien, Arabien, Indien, Ägypten und Europa, und einige europäische Staaten halten hier Consuls. Die Einwohner sind die gebildetsten und höflichsten in der ganzen Türkei, und nächst Smirna genießen die Christen nirgends mehr Freiheiten als hier. Außerhalb liegen schöne Gärten mit angenehmen Lusthäusern, und die Gegend umher ist sehr gut angebaut. Glücklicherweise stellt sich auch die Pest selten ein, denn die Luft ist rein und gesund. Der Hafen von Haleb, Scanderona oder Alexandrette, liegt 15 Meilen westlich an dem Meerbusen Ajazzo. Der Ort selbst besteht aus elenden Hütten, hat Mangel an gutem Trinkwasser, das auf Eseln in Krügen herbei geholt wird, und ist mit Sümpfen umgeben, welche im Sommer tödtliche Krankheiten veranlassen; weßhalb die Einwohner in dieser Zeit das Bergdorf Bailan bewohnen. — Etwa 5 deutsche Meilen südlicher kommen wir nach Antakia, (Antiochien) der ehemaligen prachtvollen Residenz der syrischen Monarchen. Sie liegt auf einer großen Ebne, durch welche der Orontes fließt, der acht Stunden oberhalb der Stadt einen See bildet, dessen Aale häufig gefangen und eingesalzen versendet werden. Die Stadt ist schlecht gebaut, von kothigen Gassen durchschnitten und mit einem Walde bedeckt, durch welchen die erhabenen Trümmer von Tempeln und Pallästen, so wie die niedrigen Häuser der armseligen, ungesitteten Einwohner, die kaum 3000 Köpfe ausmachen, hervorblicken. — Die 4 bis 5000 Einwohner von Ladikie, meist Griechen, gebrauchen ihren versandeten Hafen zu einer beträchtlichen Ausfuhr an Taback, Seide, Baumwolle und türkischem Garn. Längs der Küste kommen wir vor mehrern Bergdörfern, die ehemals ansehnliche Städte waren, vorbei, nach der großen und reichen Stadt Tripoli oder Tarablûs. Sie liegt in

einem mit Gärten angefüllten Thale, das nur nach der See offen ist, am Flusse Kadischa, hat starke Mauern, ein gutes Kastell, 8000 Häuser, doch nur 16000 Einwohner, worunter sich die reichsten Kaufleute in der Türkei befinden, denn der hiesige Handel ist sehr ansehnlich, obgleich die Rhede den Schiffen gegen die heftigen Nordwestwinde, die an der ganzen Küste toben, keine Sicherheit gewährt. Landeinwärts bemerken wir Hamah am Orontes, weil hier der berühmte arabische Geschichts- und Erdbeschreiber, Abulfeda, im Jahr 1342 regierte, und sie den Nomaden der syrischen Wüste ihre Bedürfnisse liefert. — Wir gehen südwärts über Hems (Emesa) das einem großen Dorfe von 2000 Einwohnern gleicht, nach Baalbek. Diese Stadt hat 5000 Einwohner, aber wenig Industrie und ein armseliges Ansehen, gegen die herrlichen Überbleibsel des Alterthums, worunter besonders der Sonnentempel als das Werk einer vollendeten Baukunst Bewunderung verdient. Baruth liegt eine halbe Meile von der Küste, und hat gut gebaute Wohn- und Wirthshäuser, aber schmutzige dunkle Straßen und Wassermangel. Die Einwohner, etwa 6000, nähren sich meistens von Manufakturen und dem Handel, welcher ohngeachtet der unsichern Rhede sehr wichtig ist. Die Maroniten und Drusen bringen ihre Seide und Baumwolle hieher, die nebst Teppichen von ägyptischen Karavanen abgeholt werden. — Jenseit des Libanon liegt das alte große und berühmte Damask, mit weitläuftigen Vorstädten, auf einer gegen Osten und Süden offnen Ebne. Mehrere Bäche, worunter der Barady die Stadt in mehrern Armen durchströmt, machen nebst vielen Kanälen das Gebiet derselben zu dem fruchtbarsten und reizendsten in Syrien. Unter den 200000 Einwohnern befinden sich 15000 Christen, die übrigen sind meistens Türken und Araber. Die Straßen werden durch die Vorlauben

der Häuſer, die kein ſchönes Äußere haben, ſehr enge. Außer den 200 Moſcheen, worunter ſich die Johannesmoſchee durch Pracht auszeichnet, giebt es hier auch mehrere chriſtliche Kirchen, eine Synagoge und zwei katholiſche Klöſter. Die Kaffeehäuſer, Bäder, Chans und Bazars ſind immer ſehr lebhaft. Das mitten in der Stadt gelegene Kaſtell hat eine ſtarke Beſatzung, wovon ein Theil zur Bedeckung der Pilger nach Mecca beſtimmt iſt, die ſich hier aus Nordaſien jährlich 30 bis 50000 Köpfe ſtark verſammlen, und für welche auf großherrliche Koſten Brod gebacken und ein großes Hoſpital unterhalten wird. Sind die Pilger beiſammen, ſo ſcheint Damask ein unermeßlicher Markt zu ſeyn, der die Stadt zum Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels macht. Außerdem verführen die Einwohner eingemachte und getrocknete Früchte, ſeidne und baumwollne Zeuge, Seife, Säbelklingen, die aber jetzt den perſiſchen nachſtehen, und andere hier verfertigte Fabrikate. Die Reiſe nach Mecca erfordert 40 Tage. — Wir kehren nach der Küſte zurück, und kommen in zwei und einen halben Tag bequem nach Said, dem alten Sidon, dem es aber weit nachſteht. Es iſt jetzt 600 Schritt lang, 150 breit, elend gebaut, unreinlich und voller Schutt. Ein Fort beherrſcht die Rhede, welche zur Ausfuhr damasceniſcher Waaren benutzt wird. Die 5000 Einwohner nähren ſich hauptſächlich von der baumwollen Spinn- und Weberei. Die hieſigen Trauben und Feigen ſollen beſonders ſchmackhaft ſeyn. — Das ehemalige prächtige Tyrus, jetzt Sur, (6 franz. Meilen von Said, ſüdlich) iſt zu einem elenden Fiſcherdorfe herabgeſunken, das 50 bis 60 Familien bewohnen. Die Häfen ſind zum Durchwaden verſchlemmt. Nicht ſo verödet iſt die Seeſtadt und Feſtung Acra (Jean d'Acre, ehemals Ptolemais). Sie liegt auf einer Landſpitze an einer Bai, hat zwei italiäniſche Meilen im Um-

ſange, gute Häuſer und Straßen, treffliche Bazars und treibt einen ſtarken Handel, vornehmlich mit Baumwolle, den aber der Paſcha faſt allein in Händen hat. Die Moſchee des letztern ſoll ein Meiſterſtück der Baukunſt ſeyn. — In der Stadt Saphat, öſtlich von der vorigen, haben die Juden ſieben Synagogen und eine hohe Schule. — Jaffa oder Joppe iſt jetzt ein elender, aber nebſt dem nahen Rahmah oder Bedſchiala der Haupthafen von Paläſtina. In der Nähe befindet ſich der bewaldete Berg Tabor auf einer Ebne. Man braucht eine Stunde um ihn zu erſteigen, welches bei den engen und ſteinigten Wegen ſehr beſchwerlich und auf der Nordſeite ganz unmöglich iſt. Ganz im Süden liegt Gazza. Es beſteht aus drei Dörfern, hat ein Kaſtell, einen Hafen nnd 2000 Einwohner, die ſich von Spinnerei, Seifenſiederei und einem kleinen Handel nähren. Landeinwärts beſuchen wir vorzüglich Jeruſalem, die zu Jeſus Zeiten eine der erſten Städte auf Erden war. Sie liegt auf vier Hügeln, hat jetzt kaum eine halbe Meile im Umfange, ſechs Thore, ſchlechte Häuſer, verſchüttete Straßen, ein Kaſtell, die Davidsburg genannt, und höchſtens 20000 Einwohner, worunter 11000 Juden und 7000 Chriſten von mehrern Sekten, die ſich ſelbſt in ein und derſelben Kapelle einander verketzern, wobei der Streit oft ſo weit geht, daß die Türken gegen Bezahlung den Frieden wieder herſtellen müſſen. Letztere, welche Jeruſalem ebenfalls für heilig halten, erheben von allen hieher kommenden Pilgern, die zur Nahrung der Stadt vorzüglich beitragen, eine beſtimmte Abgabe. Der Hauptgegenſtand der hieſigen Andacht iſt die Kirche des heiligen Grabes auf dem Kalvarienberge mit dem Kreuzesplatze, zu dem 21 Stufen führen, und dem (erdichteten) heiligen Grabe, das einer Grotte gleicht, und mit einer prächtigen, auf 16 Säulen ruhenden Kuppel be-

deckt ist. Das bei dem Grabe befindliche Kloster wird von Mönchen aus allen Nationen bewohnt, gehört aber den Katholiken, welche die Pilger gut aufnehmen und in ihrer Apotheke eine reiche Niederlage trefflicher Balsamen und Specereien besitzen. Der Tempel auf dem Berge Moria, hat sich in eine Moschee verwandelt. Unter den Werkstätten blühen diejenigen am meisten, worin Rosenkränze, Kruzifixe und dgl. verfertiget werden. In dem Thale Josaphat, zwischen der Stadt und dem Ölberge, zeigt man die in Felsen gehauenen Gräber der Maria, Anna und Josephs. Merkwürdiger sind die in marmornen Zellen bestehenden Gräber der Könige, wegen der daran befindlichen Bildhauerarbeit. Hebron hat über 20000 Einwohner und wichtige Glasfabriken. Mitten in der schönen Moschee zeigt man die erdichteten Gräber Abrahams und Sara, zu denen gewallfahrtet wird. Bethlehem hat 300 zerstreute Häuser, deren Bewohner Reliquien und Rosenkränze machen und verhandeln. Nahe dabei steht über einer Grotte, als der Geburtsstelle Jesus, die schöne und reiche Marienkirche mit drei Klöstern. — Jericho hat mehr Trümmer als Häuser. In der Nähe liegt die drei Stunden lange Wüste mit dem Quarantaniaberge, auf welchem Jesus versucht wurde und vierzig Tage fastete. — Nazareth ist ein armseliges Dorf, und Samaria ein elender Flecken. Bevölkerter und nahrhafter ist Nablos oder Sichem an dem mit Oliven und Reben besetzten Berge Garizim. Die Samariter haben in der Stadt einen Tempel. — Wir schiffen uns nun bei Jaffa ein und segeln nordwärts nach

5) Cypern. Sie ist eine der größten Inseln im Mittelmeere, denn sie hat 70 Stunden Länge, 30 Stunden Breite und 393 Meilen Oberfläche, zwei Bergreihen, worin der Olymp oder St. Croce der

höchste Berg ist, ziehen sich der Länge nach hindurch und bilden mehrere angenehme Thäler, denen es aber an Wasser fehlt; denn die meisten Gewässer trocknen, bei dem Mangel an Regen und der fürchterlichen Sommerhitze fast ganz aus. Der Winter ist im Norden, wegen der Nähe des Taurus, so kalt, daß man die Zimmer erwärmen muß. Die Einwohner, 37000 Christen und 47000 Türken, bauen den an sich ergiebigen Boden nachlässig an, weil ihnen die Erpressungen der Obrigkeit doch keine Reichthümer zu sammlen erlauben. Dennoch gewinnt man Getreide im Überfluß, viel Seide, die beste Baumwolle, vortrefflichen Wein, viel Aloe, Sesam, Krapp, Coloquinten, Johannisbrod, Obst und Südfrüchte. Unter den wilden Bäumen zeichnen sich die Cypressen und das Rosenholz aus. Das Laub des letztern riecht, wenn man es reibt, balsamisch; aus dem Holze fließt ein vortrefflicher Terpentin, und aus der Rinde preßt man ein stärkendes Öl. Dergleichen Öle werden auch aus andern Gewächsen häufig gezogen. Die Viehzucht ist wichtig; man zieht Pferde, die besten Maulesel, viele Schweine, deren Schinken beliebt sind, und Ziegen, aus deren Milch ein guter Käse bereitet wird. Von wilden Thieren giebt es nur Füchse und Hasen, unter dem Geflügel Ortolanen; außerdem aber manche schädliche Gewürme und Insekten. Cypern hat viel Mineralien, aber die Regierung erlaubt nur, Farbenerden zu graben und auszuführen. Die hiesigen Griechen sind groß und schön, vorzüglich die Frauenzimmer, welche mit liebenswürdiger Freimüthigkeit zeigen, daß sie gern gefallen. Sie sind aufgeweckt, gastfrei, mäßig, nur nicht bei Belustigungen, aber unter allen Griechen die listigsten Betrüger. Wissenschaften und Künste sind von der Insel verschwunden. Die Fabrikation schränkt sich meist auf Verfertigung baumwollner Garne und Zeuge, des Saffians und der

Atracismaſchinen ein, womit man die Ballen auf den Schiffen zuſammenpreßt. Der Handel iſt verfallen. Man bedient ſich dabei der italiäniſchen, im gemeinen Leben aber der griechiſchen und türkiſchen Sprache. Die Einkünfte der Inſel, welche jährlich auf 310000 Thlr. ſteigen, gehören dem Großvezier, der dieſe Statthalterſchaft verpachtet. Dies iſt der Hauptgrund der unglücklichen Lage und der Armuth der Einwohner. Der Paſcha hat zwar viel Gewalt in Händen, muß aber das Richteramt dem Molla, unter welchem 18 Kadis ſtehen, überlaſſen. Eppern iſt in vier Diſtrikte getheilt. Die befeſtigte Hauptſtadt Nicoſia, wo ſich ein griechiſcher und ein armeniſcher Biſchof aufhalten, hat gute Fabriken. Famaguſta hat kaum 300 Einwohner und einen ſehr verfallnen Hafen. Von hier an erſtreckt ſich die Ebne von Naſarea, die größte auf der Inſel, weſtlich ins Innere. Die beſte Handelsſtadt iſt das gut gebaute und volkreiche Larnica auf der Südküſte. Die in der Nähe befindlichen Teiche liefern zwar ein gutes Salz, ſchaden aber der Geſundheit. — Wir ſetzen unſere Reiſe weſtlich fort nach den aſiatiſchen Inſeln des Archipels und kommen zuerſt nach

6) Rhodis. Sie enthält auf 20 Quadratmeilen, zwei Städte, fünf Flecken, ſechs und zwanzig Dörfer und wenig über 20000 Einwohner, worunter 11000 Griechen ſind, und ſoll 90000 Piaſter jährlich einbringen. Ohne türkiſchen Druck würde ſie eine der glücklichſten Inſeln ſeyn, denn ſie hat eine reine, gemäßigte Luft, gut bewäſſerte Thäler, welche allerlei Lebensmittel im Überfluß hervorbringen, ſtark bewaldete und kräuterreiche Berge, die vortreffliches Schiffbau- und Roſenholz liefern, vortreffliches Vieh, viel Wildpret, beſonders Haſen und Hirſche, Geflügel in Menge, und darunter eine Gattung wilder Hühner, Frankolinen genannt, einen großen Reichthum an Honig und Wachs, wer-

schiedene Mineralien, gute Rheden und Häfen. Die hiesigen Griechen sind noch immer muthige Seefahrer und geschickte Schiffbauer. Die Hauptstadt Rhodis liegt auf der nördlichen Küste, ist an sich klein, durch die weitläuftigen Vorstädte aber groß, wohlgebaut, volkreich und befestigt. Die Ritterstraße erinnert uns an die jetzigen Maltheserritter, die sich ehemals hier aufhielten, von den Türken aber verdrängt wurden. An den Thüren dieser Häuser sieht man noch alte Wappen. Die Christen wohnen in den Vorstädten, können aber bei Tage in die Stadt kommen. Der Haupthafen, an dessen Eingang vormals der bekannte Koloß gestanden haben soll, wird durch zwei Thürme gedeckt und ist noch brauchbar; die beiden Seitenhäfen aber sind verschlemmt. Man führt von hier besonders Terpentin, Theer, Baumwolle, Rosenholz, Wein, Öl und Getreide aus. In der Stadt sind mehrere Vorrathshäuser für die türkische Marine, wovon immer ein Theil hier zu liegen pflegt; auch betreibt sie den stärksten Schiffbau in der ganzen Türkei. — Cos oder Stanchio hat 7 deutsche Meilen im Umfange. Die gleichnamige Stadt hat einen befestigten Hafen und handelt mit Zitronen, Orangen und Wein. — Patino (Palmosa, Patmos) besteht aus unfruchtbaren Felsen, hat sechs Stunden im Umfang und einen der besten Häfen im Archipel. Unterdeß die Männer die gute Jahrszeit benutzen, um ihren Unterhalt in andern Ländern zu suchen oder kleine Schiffe bauen, bestellen die Weiber das Feld und stricken baumwollne Strümpfe zum Verkauf. Auf dem Gipfel des Berges, worauf die Stadt Patino liegt, steht das Johanniskloster, ehedem die beste Schule im Orient. Nicaria hat 1000 Einwohner, viel Holz, Schafe, Ziegen und Bienenzucht. Sussam Adassi (Samos) hat 16 deutsche Meilen im Umfange, und 14, von 12000 Griechen bewohnte

Örter.

Örter. Sie ist vorzüglich reich an Holz, Baumöl, Muscatwein, Seide, Honig, Wachs, Seifenerde und Rephühnern. Unter den Häfen ist der bei Vati der beste. Die Hauptstadt Chora hat nur 300 Häuser. Die Einwohner sollen sehr witzig, sanft und gefällig seyn und verfertigen gute seidne Zeuge.

Saki Adassi (Chio), die kultivirteste Insel des Archipels und die Apanage einer Sultanin, ist 24 Quadratmeilen groß und zählt eine Stadt, 66 Dörfer, 100000 Griechen und 13000 andre Einwohner. Die Stadt Chio ist die schönste im Archipel, wird von 30000 Menschen bewohnt, hat einen geräumigen Hafen mit zwei Leuchtthürmen, eine Citadelle und lebhaften Handel, vornehmlich mit russischen Waaren, die aus den Ländern des schwarzen Meers ausgeführt werden, und die sie an die übrigen griechischen Inseln verhandelt. Die südliche Ebne ist vortrefflich angebaut und mit Landhäusern angefüllt, und an dem Ende der nördlichen Ebne befindet sich auf dem Gipfel eines Kalkfelsen am Meere, die sogenannte Schule des Homers, eine kreisförmige Bank, mit einem 1½ Fuß hohen Altar und dem Bilde eines Sphinxes. Alles in der Gegend trägt Homers Namen; dies beweist, daß, wenn dieser geschätzte Dichter nicht hier geboren wurde, doch diese Insel sein Lieblingsaufenthalt gewesen ist. Unter den Dörfern liefern 24 den bekannten Mastix, und 32 gehören den Klöstern. Die Dörfer sind wohlgebaut und jene 24 durch Kastelle gegen Seeräuber geschützt. In dem Kloster Neamone enthält die Kirche sehenswerthe Marmor- und Mosaickgemälde. Die Insel ist sehr bergicht, gesund, und fleißig angebaut. Sie liefert Marmor, Seifenerde, den besten Honig, Wein, Baumwolle, Baum- und Rosenöl, Orangen, Feigen, jährlich 20000 Pfd. Seide, 200 Cent. Terpentin, und für 800000 Piaster Mastix. Sie

hat aber Mangel an Getreide, Gemüse und Schlachtvieh. Der Mastixbaum darf nur in den bestimmten Bezirken gezogen und sein Harz nur nach Constantinopel, Smirna und Kahiro versendet werden. Ihm verdanken die Insulaner ihre Freiheiten. Hier zeigt es sich, welchen vortheilhaften Einfluß eine milde Regierung, welche ein Mosellim und vier Geronten verwalten, auf Charakter, Sitten und Industrie hat. Die hiesigen Griechen sind frei vom Sclavensinn, zeigen einen entschiedenen Hang zu dem Handel und den Künsten, und verbinden mit einer vorzüglichen Ausbildung, starken Unternehmungsgeist und eine angenehme Lebhaftigkeit. Schade, daß ihr Wohlstand durch eine unruhige und neidische Gemüthsart und die daraus entstehenden Streitigkeiten oft gestört wird. Man verarbeitet die Baumwolle zu Strümpfen, Mützen und Zeugen, und an 30000 Centner Seide zu vorzüglichen Stoffen. Die hiesige reiche Stickerei ist vortrefflich. — Mitylene oder Lesbos hat 35 deutsche Meilen im Umfange, drei Städte, wovon die vornehmste Castro heißt, 120 Dörfer, 25000 Einwohner, mehrere gute Häfen, ein angenehmes Klima, außer in Süden, wo es viele Moräste giebt, marmorreiche Berge, nicht genug Getreide, desto größern Reichthum an Holz, Feigen, Wein, Baumöl, wovon jährlich über 50000 Centner ausgeführt werden, an Pech, Weiden und warmen Bädern. Die Insulaner treiben auch Schiffbau und Schiffarth. — Boghtscha Adassi oder Tenedos liegt vor dem Eingange zu den Dardanellen, ist etwa eine deutsche Meile lang, felsig, aber gut angebaut, besonders reich an Wein, wovon die Abgaben erlegt werden, welche dem Pächter jährlich über 30000 Piaster einbringen. Die gleichnamige, schlechtgebaute von 2000 Menschen bewohnte Stadt, handelt mit Wein und Brandwein. Die Grichen vermeiden hier jedes Vergnügen, um nicht die tür-

kische Habsucht zu erwecken, und feiern ihre muntern Feste auf der nahen trojanischen Küste. Jetzt segeln wir vor äußerst reizenden Landschaften vorbei, durch den Hellespont oder die 26 engl. Meilen lange und wenigstens 4 solcher Meilen breite Dardanellenstraße, deren Eingänge wegen der heftigen Nordwinde gefährlich sind. Am südlichen Eingang liegen die neuen Dardanellen-Schlösser, eins in Europa, das andere in Asien, und weiter hin die alten. Sie sollen Constantinopel gegen einen Angriff von dieser Seite her beschützen; sind aber nicht nur schlecht angelegt, sondern werden auch vernachlässigt. Das Meer Marmora, welches von einer marmorreichen Insel den Namen führt, auch Propontis heißt, ist 50 franz. Meilen lang und bis 30 breit. Die darin befindlichen angenehmen, von Fischern und Mönchen bewohnten Prinzeninseln, werden von Constantinopel aus, des Vergnügens wegen, häufig besucht. Wir fahren durch den trazischen Bosporus, oder die Straße von Constantinopel, welche 7 franz. Meilen lang und eine bis drei Meilen breit ist. Sie wird von sieben Festungen vertheidigt und hat am südlichen Eingang den Leuchtthurm Leander, und bei den Cyanischen Klippen noch zwei. Keine Meerenge auf der Erde soll dieser an Schönheit der Ufer, an Sicherheit der Ankerplätze, und an Mannigfaltigkeit der Aussichten gleich kommen. Jetzt befinden wir uns auf dem schwarzen Meere, welches von Westen nach Osten 160½ geogr. Meilen lang ist und 3300 Quadratmeilen Oberfläche, weder Inseln, noch Klippen, aber mehrere Häfen und Rheden und steile Küsten hat. Mehrere große und kleine Flüsse führen demselben ihr Wasser aber auch viel Sand zu, der von den oft fürchterlich tobenden Winden zu Dünen aufgehäuft wird. Wir landen bei Rise und damit in

6) Kleinaſien oder Anadoli, der Halbinſel zwiſchen dem ſchwarzen und Mittelmeer. Im Alterthum blüheten hier Ackerbau, Fabriken, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften; reiche Städte prangten mit den herrlichſten Kunſtwerken; verſchiedene Völker und mächtige Fürſten zogen die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich, und es erfolgten die denkwürdigſten Begebenheiten. Jetzt iſt es anders. Viele der berühmteſten Städte ſind in den Revolutionen, die Kleinaſien ſeit ein paar tauſend Jahren erlitten hat, ganz verſchwunden und andere zertrümmert. Das ganze Land hat nicht mehr ſo viel Städte als vor 1800 Jahren eine Provinz deſſelben. Die fruchtbarſten Gegenden werden von Nomaden durchzogen, die ſchönſten Hügel ſind verödet, die Brücken, Waſſerleitungen und Dämme verfallen, und die Mündungen der Flüſſe verſchlemmt. Die Bewohner der ſeltnen und elenden Dörfer können kaum ihre Blöße decken und ſich vor dem Hungertode ſchützen. Man reiſet Tage lang, ohne einem Menſchen zu begegnen, und man begegnet keinem unbewaffnet, weil die herumziehenden Räuber ſich bis zu den Städten wagen. — Kleinaſien hat anſehnliche Bergketten, worunter der Taurus mit ſeinen Schneebergen das Land von Südweſt nach Nordoſt durchzieht und ſich an den noch höhern und wildern Kaukaſus anſchließt. Das Klima iſt größtentheils vortrefflich. Auf einen kurzen, doch meiſtens harten Winter, folgt ein langer Sommer, der im Süden und Weſten um ſo beſchwerlicher iſt, je mehr die dortigen Moräſte die Luft vergiften. Die Länder am ſchwarzen Meere haben die geſundeſte Luft. Zuweilen erfolgen Erdbeben. Die Bewäſſerung iſt nicht dürftig, aber die Flüſſe ſind klein. Unter ihnen ergießen ſich der Caſſalmach, Kiſil Irmak, Bartin und Sakari in das ſchwarze, der Minder in das ägäiſche, und der Seihan in das Mittelmeer. Das an ſich fruchtbare Land

bringt Getreide, Reis und die schon oben genannten Früchte im Überfluß hervor, hat aber Holzmangel. Die Viehzucht ist in einigen Gegenden vorzüglich, und liefert besonders Kämelhaar und Wolle, vornehmlich bei Angora. Seide, Honig, Wachs, Wildpret, Geflügel nnd Fische sind reichlich vorhanden und die Berge enthalten wichtige Schätze, von denen aber die Metalle weniger, als Salpeter, Alaun, Meerschaum und Salz benutzt werden. — In den festen Wohnsitzen sieht man Türken, Grichen, Armenier, Juden und Europäer, unter Zelten aber Turkomanen und Kurden. Die Städte unterhalten sehr gute Manufakturen und sowol einen Karavanen als Seehandel. Ganz Kleinasien ist in die Provinzen Anadoli, Karamanien, Dulgadir Ili und Amasan, und diese sind wieder in sieben Paschaliks getheilt.

Wir landen bei Riſa in der Provinz Amasan. Diese Stadt hat 30000 Einwohner, wichtige Leinewebereien, einen Hafen und blühenden Handel. — Tarabosan (Trapezunt), die wichtigste Stadt am schwarzen Meere, liegt in einer reizenden Gegend am Abhange eines Hügels und bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen größter Theil aus ummauerten Gärten besteht. Die Straßen sind enge, an den Seiten gepflastert und nur in der Nähe der Küste. Die hohen Ringmauern haben Zinnen. Innerhalb liegt ein halb verfallnes Schloß. Die Einwohner, 15000 an der Zahl, unterhalten Schiffbau, Kupferfabriken, wozu das Kupfer in der Nähe gegraben wird, Färbereien, und vermittelst der schönen Rhede einen guten Handel, vornehmlich mit Leinwand, Kupfer, Nüssen und georgischen Sclaven. Cerasonte, von wo Lucull die ersten Kirschen nach Italien brachte, hat auch einen guten Hafen und 25000 Einwohner. — Siwas liegt in einer Ebne am Kisil Irmak, worüber zwei steinerne Brücken führen, ist befestigt und

soll 6000 Einwohner haben. — Noch größer und besser gebaut ist die offne Stadt Tocat. Sie hat ein hohes Felsenschloß, viel Gärten und Weinberge, verfertigt guten blauen Korduan, Leinwand, Eisen und Kupferwaaren und treibt einen starken Karavanenhandel. Amasia, in einem engen Thale am Iris, ist zum Theil in Felsen gehauen, zählt 50000 Einwohner und zieht den besten Wein und die schönsten Früchte in Kleinasien. — In der Provinz Anadoli besuchen wir zunächst die große aber entvölkerte Seestadt Sinope am schwarzen Meere. Sie liegt auf der Landenge einer grasreichen Halbinsel, hat ein verfallnes Kastell, viele Überbleibsel aus dem Alterthum, zwei Häfen, guten Schiffbau und Handel mit Bauholz, Theer, leinen Garn, Wachs ꝛc. — Bei Amassero finden wir viele Alterthümer mit Inschriften, und darunter ein schönes Mausoleum und einen trefflichen Portikus. Die Gegend umher ist reich und besteht fast aus lauter Gärten. Das mit Trümmern bedeckte Erekli (Heraklea), hat eine angenehme Lage, gute Schiffswerfte und einen starken Wachtelfang. — Die von 100000 Menschen bewohnte und gut gebaute Stadt Angora treibt im innern Anadoli den größten Handel, besonders mit dem feinen angorischen Ziegenhaar, und mit hier verfertigten vorzüglich schönen Shawls und Schalon. Unter den Alterthümern steht der Tempel des Augusts oben an. In der Nähe von Kiut ahya, am Pursakflusse, sind warme Bäder. — Scutari liegt am Kanal von Constantinopel, in einer sehr schönen Gegend, die mit Begräbnißplätzen angefüllt ist, weil sich reiche Türken aus Constantinopel hier beerdigen lassen. Die Stadt hat gute Häuser und lebhaften Handel. Hier befindet sich jetzt eine Druckerei für den türkischen Katechismus, wodurch die Abschreiber großen Verlust erleiden. — Ismid oder Vicomedien, an einem Meerbusen, ist groß

und volkreich, hat einen Hafen, Schiffbau und ſtarke Schiffarth nach Conſtantinopel. Isnik oder Nicäa war ſonſt eine der ſchönſten Städte des römiſchen Reichs, und iſt jetzt ein Flecken von 300 Häuſern. Die Einwohner handeln mit Seide, Fayance und Fiſchen. — Am Fuße des Berges Olymp liegt Burſa, vielleicht die größte, ſchönſte, reinlichſte und betriebſamſte Stadt in Kleinaſien, die alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens gut, wohlfeil und im Überfluſſe hat. Unter den 70 meiſt verfallenen Moſcheen ſind einige prächtig und die vornehmſte iſt zugleich die ſchönſte in der Levante. Die Einwohner, es ſind 130000, liefern ſeidne Tapeten und Zeuge, Flor, Gold- und Silberſtoffe, Sammt, Muſſeline, Stickereien und unterhalten einen ſtarken Karavanenhandel zwiſchen Syrien und Conſtantinopel. In der Nähe giebt es warme Bäder. Der Gipfel des Olymp, auf welchem ein griechiſches Kloſter ſteht, iſt mit Schnee bedeckt. Man erſteigt ihn in ſieben Stunden. Anfangs führt der Weg durch einen Kaſtanien- und Nußwald, und dann über eine grüne Ebne, jenſeits welcher alle Vegetation aufhört. — Indem wir uns an der Küſte halten, kommen wir über die fruchtbare, im Alterthum ſo berühmte, jetzt wenig bewohnte Ebne von Troja, wo man noch manches Denkmal der Vorzeit findet; über Pergamo, die noch im Jahr 1797 Pergamentfabriken hatte, nach Guſelhiſſar am Minder. Dies iſt zwar immer noch eine anſehnliche Stadt von 12000 Einwohner, die vorzüglich Saffran und Baumwolle anbauen und damit handeln, aber bei weitem nicht das alte Magneſia, deſſen Ruinen umher liegen. Ein Theater, eine Waſſerleitung und der Dianentempel haben ſich noch gut erhalten. — Sart oder Sardes, die prächtige Reſidenz des Cröſus, wird kaum von 100 armen Hirten bewohnt. Mehrere Ruinen verrathen das höchſte Alter-

thum. Auf dem Gipfel eines Berges steht ein Schloß, zu dem ein sehr schmaler Weg führt. Die Ebne von Sart ist eine Fortsetzung der von Magnesia und den Nomaden überlassen. Sie wird vom Pactolus durchflossen, der zwar ein vortreffliches Wasser, aber kein Gold mehr hat. Er kommt vom Berge Tmolus, auf dem man viele gefährliche Stellen und Abgründe findet, dessen Abhänge aber Weinstöcke und Olivenbäume tragen. Nördlich von Sart ist der große Gyges-See, an welchem man die Gräber einiger lydischen Könige wahrnimmt, und eine Stunde von dem Orte befinden sich warme Schwefelbäder, welche die Türken zum Vergnügen besuchen. Smyrna oder Ismir liegt offen und unbefestigt, wie ein Amphitheater an Bergen, in einer fruchtreichen Gegend, an der Mündung des Meles in den smyrnaischen Meerbusen. Sie gehört der Sultanin Mutter und mit deren Absterben dem Großvezier, und ist zwar dem Erdbeben, der Pest, und man könnte auch sagen, den Feuersbrünsten häufig unterworfen, aber wegen ihrer Lage und ihres großen Hafens die reichste und erste Handelsstadt in der Levante, wo sich Kaufleute aus allen Weltgegenden zusammendrängen. Der Theil, den die Europäer bewohnen, und welche die Frankenstraße heißt, liegt der See am nächsten und ist am besten gebaut. Die übrigen Straßen sind so enge, daß zur Fortschaffung der Waaren keine Wagen, sondern Thiere und Menschen gebraucht werden. Die Moscheen, Bäder, Kramladen ꝛc. sind von den Trümmern des alten Smyrna aufgeführt. Vorzüglich schön sind die Begesteine oder Buden an beiden Seiten einer bedeckten Straße. In den Khans finden die Reisenden freie Wohnung. Die Zahl der Einwohner, deren Manufakturen berühmt sind, steigt über 100000. Die europäischen Consuls wohnen im Sommer in angenehmen Landhäusern. — Das berühmte

rühmte Epheſus iſt jetzt ein Dorf, der Hafen verſandet und die Ebenen meiſtens mit Sümpfen bedeckt. — Milet und andre ioniſche Städte ſind nur noch in Trümmern vorhanden, und auf den Ruinen von Halikarnaß ſteht das Kaſtell Budron. Bei Meelaſſo ſieht man noch ein faſt unverletztes Mauſoleum aus weißem Marmor, von zwei Geſchoß, mit einer korinthiſchen Kolonade und einem Pyramidendache. — Nicht weit von Koloſſae, das aus elenden Hütten beſteht, liegt das verwüſtete Ladikie mit einem in Felſen gehauenen 500 Fuß langen und 90 Fuß breiten Circus, und gegenüber liegt Pambukaleſſi (Hierapolis) mit einer 150 Fuß langen Kolonade, die ſich in das ſchönſte zum Theil in Felſen gehauene Theater endigt. Das Waſſer der hieſigen warmen Quellen ſoll dem Pyrmonter Waſſer ähnlich ſeyn. — In der Provinz Karamanien, wo wir unter mehrern Seen den Salzſee Beiſchari bemerken, der 200 italiäniſche Meilen im Umfange hat, und alle hineingeworfene Körper mit einer Salzrinde überzieht, kommen wir zunächſt nach Konia. Dieſe Stadt liegt, von Gärten umgeben, in einer ſchönen Ebne, an einem See, iſt groß, volkreich, befeſtigt und handelt ſtark mit Seide. In dem hieſigen muhamedaniſchen Kloſter wohnt das Oberhaupt des Mewlewitenordens mit mehr als 100 Mönchen. — Kaiſarie liegt eine halbe Stunde von dem Schneeberge Erdgiſche oder Argäus, hat zwei Stunden im Umfange, eine ſtarke Ringmauer und viele Einwohner. Satalia iſt groß, befeſtigt, aber ſchlecht gebaut. Sie hat einen Hafen und ſchöne Gegenden. — Tarſus am Karaſu (Cydnus) iſt jetzt ein unbedeutender Ort. — Adana am Seihan, hat ein feſtes Schloß. — Die Hauptſtadt in der Provinz Dulgadir Ili, wo wir durch das Gebirge Amanus reiſen, heißt Meraſche. Sie liegt an der Weſtſeite des Euphrats, iſt mit Bergen

und sehr fruchtbaren Landschaften umgeben, wo die Natur alles gethan hat, den Menschen den Aufenthalt angenehm zu machen. Wir gehen über die große Stadt Malatia.

7) nach dem türkischen Armenien. Es ist ein hochgelegenes, von mehrern Bergketten durchstrichenes Land, in welchem der Euphrat und Tigris entspringen. Die Luft ist gemäßigt und gesund, und der Boden fruchtbar. Es giebt hier viel Baumfrüchte, Seide, Salz, Silber, Kupfer, Eisen, Naphta und warme Bäder. Die Einwohner treiben starke Viehzucht. Das Land ist in drei Paschaliks, Kars, Erzerum und Wan getheilt. Die große Stadt und Festung Wan liegt an dem gleichnamigen See, der fast 30 deutsche Meilen im Umfange, salziges Wasser, und auf einer Insel ein Armenkloster mit einem Patriarchen hat. Die feste und volkreiche Stadt Bajazet handelt stark mit Persien und Georgien. Erzerum liegt in einer fruchtbaren Ebne zwischen den Quellen des Euphrats, ist weitläuftig aber schlecht gebaut, mit doppelten Mauern umgeben, und von 25000 Menschen bewohnt. Die Ausfuhr der hier verfertigten seidnen Zeuge und kupfernen Geräthe ist, so wie der Handel mit Pelzwerk, mit persischen, bucharischen und indischen Waaren sehr ansehnlich. Kars ist zwar groß und fest, aber nicht volkreich, und eigentlich ein Waffenplatz der Türken.

8) Das türkische Georgien am schwarzen Meere und Flusse Kur, welcher hier entspringt, macht den Paschalik Akalzike aus, und ist ein Theil von den kaukasischen Ländern, zwar sehr gebirgigt, aber doch fruchtbar und reich, besonders an Vieh, Wein und Honig. Unter mehrern Städten, deren Einwohner im Wohlstande leben, bemerken wir nur den Sitz des Pascha, die Stadt und Festung Akalzike, deren Einwohner, 12 bis 15000, sich von Fabriken und Handel näh-

ren. — Wir reisen nunmehr östlich durch Erivan, Schirwan über den kaspischen See nach

der Tatarei oder Dschagatei,

einem Lande, das zwischen dem 35 und 48° N. Br., dem 66 und 96° d. L. liegt, von dem genannten See, Persien, der Mongolei und dem russischen Asien umgeben ist, 50000 Quadratmeilen groß seyn soll, und sich in viele unabhängige, von Tatarn bewohnte Staaten theilt, die von erblichen aber meistens eingeschränkten Khanen (Fürsten) beherrscht werden. Der Tatar ist von mittler Größe, schlank und wohlgebildet. Er hat einen ovalen Kopf, einen kleinen Mund, kleine, schwarze, lebhafte Augen, weiße, feste Zähne, dunkelbraunes Haar, gefällige Gesichtszüge, einen muntern Gang und einen bescheidnen, etwas schüchternen Anstand. Er ist theils Nomade, theils Landbauer, theils beides zugleich und gut beritten. Bei seiner einfachen Lebensart und von Jugend auf an Mäßigkeit und Reinlichkeit gewöhnt, besitzt er einen kraftvollen Körper und eine dauerhafte Gesundheit. Er bekennt sich zur muhamedanischen Religion. — Die östlichen Theile des Landes sind durch den Mustag, den Karatschuk und den Belurtag, mit welchem die südlichen gauzischen Grenzgebirge im Westen und der Haudukesch im Osten zusammenhängen, sehr gebirgig. In den westlichen Theilen wechseln Hügel und gut bewässerte Thäler mit einander ab; die übrigen Gegenden, besonders im Norden, enthalten viele Steppen. Das Klima ist milde. — Außer dem kaspischen finden wir hier den 450 Quadratmeilen großen fisch- und inselreichen Aralsee, der auf der Westseite mit hohen Bergen, auf den übrigen mit dürren Flächen umgeben ist, und seichte, schilfige Ufer hat. In ihn ergießen sich die Hauptflüsse der Tatarei, als der Amu, welcher in den soongarischen

Gebirgen aus einem See hervorkommt und auf ſeinem nordweſtlichen Laufe unter andern den von Nordoſten kommenden Sogd aufnimmt; der Sir, welcher auf dem Mustag entſpringt und ſich durch den kirgiſiſchen Grenzfluß Saraſu, durch die Fergana und andre verſtärkt; der Kifil, der Charesm vom Aralierlande trennt, und der Jemba. Die Landſtriche an dieſen Flüſſen ſind beſonders fruchtbar an Getreide, Gemüſen, Obſt, Südfrüchten, Wein, Taback, Rhabarber, Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Safran und Saflor. Der Hauptreichthum aber beſteht in den vortrefflichen Weiden, daher die Kameel-, Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht nebſt der Jagd, die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner ſind. Die Berge enthalten hauptſächlich Gold, Kupfer, Eiſen, Blei und Steinſalz. Das meiſte Salz aber gewinnt man aus Seen. — Nach dieſer allgemeinen Überſicht beſuchen wir

1) die Nord-Dſchagatai und zwar

a) das Land der Turkomanen oder Truchmenen, zwiſchen dem kaſpiſchen und Aralſee. Es iſt 40 bis 50 deutſche Meilen breit, bergigt und theilweiſe mit Flugſand bedeckt. Außer dem Hafen Mangiſchlak am nordöſtlichen Ufer des kaſpiſchen Sees, welcher von Aſtrachaniſchen Schiffen und von Chiwaiſchen und Bucharaiſchen Karawanen beſucht wird, um gegen Eiſenwaaren, Leinwand, Gewürze und Farben hieſige Produkte, vornehmlich Lämmerfelle, Häute, Baumwolle und Rhabarber einzutauſchen, giebt es hier weder Städte noch Dörfer; denn die Turkomanen, ächte Tatarn, die etwa 27500 in 8 Stämme vertheilte Familien ausmachen, und 10000 geübte, mit Säbeln, Luntenflinten, Dolchen, Pfeilen und Lanzen bewoffnete Reuter aufbringen können, ſind Nomaden, wohnen in Filzhütten und nähren ſich vom Raube und der Viehzucht. Nur die Ärmſten unter ihnen treiben es-

was Acker- und Gartenbau. Die Mäuner ſcheeren das Haar ab, und tragen mehrere weite, lange, oft geſtickte und mit einem Gurte befeſtigte Röcke von Baumwolle oder Kameelhaar übereinander, und dazu eine polniſche Mütze, kurze Hoſen, lederne Strümpfe, Pantoffeln und auf Reiſen Stiefeln. Die Frauenzimmer legen das Haar in Flechten und tragen im Sommer ein blaues Hemde von Baumwolle oder Seide und Pantalons, im Winter aber einen Mannsrock und Pelz, und gewöhnlich eine hohe, mit einem gelben Tuche umwundene Haube nebſt ſilbernen Ohr- und Naſenringen. Die Mädchen werden bis zu ihrer Verheirathung ſehr eingezogen gehalten. — Saure Milch, Fleiſch und Fiſche ſind ihre Lieblingsgerichte. Was ſie von dem Gewinn ihrer Heerden im Überfluſſe beſitzen, vertauſchen ſie gegen Getreide, Kleider und Waffen, wollen aber von den Fremden alles umſonſt haben, was ihnen gefällt. Die Frauen weben Teppiche und führen die Wirthſchaft; die Männer kommen ſelten von ihren Pferden herunter. Bei ihren Beluſtigungen gebrauchen ſie die ruſſiſche Balalaika, eine Art von Laute und wenn ſie in Geſellſchaft Taback rauchen, machen ſie enge Röhren in die Erde, welche ſich in einer mit Taback angefüllten Grube endigen. Nachdem dieſer angezündet iſt, legt ſich die Geſellſchaft platt auf den Boden, jeder zieht aus einer Röhre den Rauch nach ſich und bläßt ihn durch die Naſe weg. — Die Turkomanen haben weder Adel noch Fürſten, ſtehen aber mit dem Khan von Chiwa, dem ſie auch um Sold dienen, in ein Schutzbündniß. Jeder Stamm wählt ſich aus den Älteſten ſeine Vorſteher oder Richter, die in Ermanglung der Geſetze nach Willkühr verfahren. Sie ſind übrigens munter, höflich, dienſtfertig, gaſtfrei, freiheitsliebend und tapfer, aber auch kühne Räuber, die ſogar Menſchen in die Sclaverei fortführen.

Gebirgen aus einem See hervorkommt und auf ſeinem nordweſtlichen Laufe unter andern den von Nordoſten kommenden Sogd aufnimmt; der Sir, welcher auf dem Mustag entſpringt und ſich durch den kirgiſiſchen Grenzfluß Saraſu, durch die Fergana und andre verſtärkt; der Kifil, der Charesm vom Aralierlande trennt, und der Jemba. Die Landſtriche an dieſen Flüſſen ſind beſonders fruchtbar an Getreide, Gemüſen, Obſt, Südfrüchten, Wein, Taback, Rhabarber, Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Safran und Saflor. Der Hauptreichthum aber beſteht in den vortrefflichen Weiden, daher die Kameel-, Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht nebſt der Jagd, die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner ſind. Die Berge enthalten hauptſächlich Gold, Kupfer, Eiſen, Blei und Steinſalz. Das meiſte Salz aber gewinnt man aus Seen. — Nach dieſer allgemeinen Überſicht beſuchen wir

1) die Nord-Dſchagatai und zwar

a) das Land der Turkomanen oder Truchmenen, zwiſchen dem kaſpiſchen und Aralſee. Es iſt 40 bis 50 deutſche Meilen breit, bergigt und theilweiſe mit Flugſand bedeckt. Außer dem Hafen Mangiſchlak am nordöſtlichen Ufer des kaſpiſchen Sees, welcher von Aſtrachaniſchen Schiffen und von Chiwaiſchen und Bucharaiſchen Karawanen beſucht wird, um gegen Eiſenwaaren, Leinwand, Gewürze und Farben hieſige Produkte, vornehmlich Lämmerfelle, Häute, Baumwolle und Rhabarber einzutauſchen, giebt es hier weder Städte noch Dörfer; denn die Turkomanen, ächte Tatarn, die etwa 27500 in 8 Stämme vertheilte Familien ausmachen, und 10000 geübte, mit Säbeln, Luntenflinten, Dolchen, Pfeilen und Lanzen bewoffnete Reuter aufbringen können, ſind Nomaden, wohnen in Filzhütten und nähren ſich vom Raube und der Viehzucht. Nur die Ärmſten unter ihnen treiben es

was Acker- und Gartenbau. Die Mäuner ſcheeren das Haar ab, und tragen mehrere weite, lange, oft geſtickte und mit einem Gurte befeſtigte Röcke von Baumwolle oder Kameelhaar übereinander, und dazu eine polniſche Mütze, kurze Hoſen, lederne Strümpfe, Pantoffeln und auf Reiſen Stiefeln. Die Frauenzimmer legen das Haar in Flechten und tragen im Sommer ein blaues Hemde von Baumwolle oder Seide und Pantalons, im Winter aber einen Mannsrock und Pelz, und gewöhnlich eine hohe, mit einem gelben Tuche umwundene Haube nebſt ſilbernen Ohr- und Naſenringen. Die Mädchen werden bis zu ihrer Verheirathung ſehr eingezogen gehalten. — Saure Milch, Fleiſch und Fiſche ſind ihre Lieblingsgerichte. Was ſie von dem Gewinn ihrer Heerden im Überfluſſe beſitzen, vertauſchen ſie gegen Getreide, Kleider und Waffen, wollen aber von den Fremden alles umſonſt haben, was ihnen gefällt. Die Frauen weben Teppiche und führen die Wirthſchaft; die Männer kommen ſelten von ihren Pferden herunter. Bei ihren Beluſtigungen gebrauchen ſie die ruſſiſche Balalaika, eine Art von Laute und wenn ſie in Geſellſchaft Taback rauchen, machen ſie enge Röhren in die Erde, welche ſich in einer mit Taback angefüllten Grube endigen. Nachdem dieſer angezündet iſt, legt ſich die Geſellſchaft platt auf den Boden, jeder zieht aus einer Röhre den Rauch nach ſich und bläßt ihn durch die Naſe weg. — Die Turkomanen haben weder Adel noch Fürſten, ſtehen aber mit dem Khan von Chiwa, dem ſie auch um Sold dienen, in ein Schutzbündniß. Jeder Stamm wählt ſich aus den Älteſten ſeine Vorſteher oder Richter, die in Ermanglung der Geſetze nach Willkühr verfahren. Sie ſind übrigens munter, höflich, dienſtfertig, gaſtfrei, freiheitsliebend und tapfer, aber auch kühne Räuber, die ſogar Menſchen in die Sclaverei fortführen.

b) Chiwa, Chowareſm oder Chareſm, an beiden Seiten des Amu, zwiſchen dem Aral und Perſien, ein meiſtens ſandiges, dürres, mit wenigen Holzungen beſetztes Land, das ſich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet. Unter den Einwohnern befinden ſich auch usbegkiſche, räuberiſche Tatarn, die nur im Winter in feſten Wohnplätzen leben, im Sommer aber umherziehen. Der Khan, ein kirgiſiſcher Prinz, der über andere Herrſchaften dieſes Landes einige Obergewalt behauptet, iſt in ſeinem eignen Gebiete ſehr eingeſchränkt; denn die darin befindlichen zwölf Städte haben eine, der reichsſtädtiſchen ähnliche Verfaſſung. Der Hauptort Chiwa beſteht aus 3000 geringen Häuſern, iſt mit einem Erdwall umgeben, und durch Kanäle des Amu mit dem Aral verbunden. Hieſige Kaufleute unterhalten einen beträchtlichen Handel mit Perſien, der Bucharei und dem 22 Tagereiſen entfernten Mangiſchlak. — Der Khan der hieſigen Usbeken reſidirt in der Stadt Urgheus am Oſhyhounfluſſe, welche an jenem Handel lebhaften Antheil nimmt.

c) Das Land der Karakalpaken, d. h. Leute mit ſchwarzen Mützen, öſtlich vom Aral, am Sir, bis nach Turkeſtan hin. Dieſe Tatarn, ebenfalls nomadiſche Hirten und Ackerbauer, treiben einige Handwerke; unter andern verfertigen ſie Pulver, Bleikugeln, Flinten und andere Waffen, womit ſie auch handeln, und ſind nicht kriegeriſch. Sie theilen ſich in die untere und obere Horde. Jene wohnt nördlich von Sir und ſteht unter ruſſiſchem Schutze, dieſe zieht auf der Südſeite des Fluſſes umher, iſt mit den Kirgiſen verbündet und hat eigene, durch das Anſehn der Geiſtlichen eingeſchränkte Khane.

d) Das Land der Aralier. Es begreift die öſtlichen Ufer des Aralſees und deſſen Inſeln, iſt klein, ſandig und unfruchtbar. Die

Bewohner deſſelben, etwa 5000, leben in Dörfern, nähren ſich mehr vom Vieh als vom Acker, und wählen ihre Khane aus dem kirgſiiſchen Fürſtenſtamme.

e) Das Land der Kirgiſen oder Kirgiskaiſacken, zwiſchen den ruſſiſchen Flüſſen Ural und Irtiſch, dem Aral und Kaſpiſchen See, Chiwa und der Bucharei. Die Kirgiſen, ein abgehärtetes, beherztes, kriegeriſches, mit Pfeilen, Spießen und Peitſchen, ſeltner mit Säbeln und Flinten bewaffnetes Volk, theilen ſich in die große, mittlere und kleine Horde. Die beiden letztern ſind ruſſiſche, aber treuloſe, unruhige und räuberiſche Bundesgenoſſen, und ziehen, 400000 Köpfe ſtark, in der kirgiſiſchen Steppe oder der 31680 Quadratmeilen großen, ſalzigen, ſandigen, holzloſen und nur ſelten mit fruchtbaren Plätzen und trinkbarem Waſſer verſehenen Wüſte zwiſchen dem Ural und Irtiſch umher; die mittlere Horde im nördlichen und öſtlichen, die kleinere im weſtlichen und ſüdöſtlichen Theil. Die Ruſſen haben längs den Grenzflüſſen Linien von kleinen Feſtungen, deren Kanonen dieſe Räuber entfernt halten, gegen ſie anlegen müſſen, und ſuchen ſie überdies durch Geſchenke an Lebensmitteln, Kleidungsſtücken u. dgl., welche die Oberhäupter von Zeit zu Zeit empfangen, bei guter Laune zu erhalten. Die ruſſiſche Regierung pflegt den Khan zu beſtätigen, welchen ſich die kleine Horde wählt und unter dem auch bisweilen die mittlere ſteht, doch hat dieſe mehrentheils einen eignen, von dem Khane wenig abhängigen Saltan oder Prinzen. Die große Horde, der Zahl nach die ſchwächſte, denn ſie zählt kaum 30000 Krieger, bewohnt den Oſten der freien Tatarei, beſteht, wie die beiden andern, aus mehrern Stämmen, wovon einige ſeßhaft ſind und Acker- und Gartenbau treiben, und hat ebenfalls einen Khan. Das Karatſchuckgebirge theilt das Land dieſer

Horde in die nordöſtliche und ſüdweſtliche Hälfte. Jene beſteht größtentheils aus Steppen; dieſe iſt gut bewäſſert, fruchtbar und warm, doch der ſüdöſtliche Theil, Fergana, weniger als der nordweſtliche oder Turkeſtan. Der letztere hat 10 Städte, worunter Turkeſtan am Thyras mit 1000 lehmernen Häuſern und 6000 Einwohnern die vornehmſte und den Muhamedanern heilig iſt. Größer und volkreicher iſt das Gebiet des Khans von Taſchkent, die gleichnamige Stadt liegt ſüdlich von der vorigen, an Kanälen des Sir, und hat 6000 meiſt lehmerne, mit Schilf gedeckte Häuſer, etwa 150 Moſcheen, verſchiedene Manufakturen, einen großen Bazar und beträchtlichen Handel. — Die Kirgiſen ſind eben ſo gute Viehwirthe, als vortreffliche Jäger und kühne Räuber. Vieh iſt ihr größter Reichthum. Darunter befindet ſich Rindvieh, das ſowohl zum Reiten als zum Tragen des Hausgeräths gebraucht wird, am wenigſten, weil es im Winter an Futter fehlt. Auch das Kameel iſt nicht zahlreich, weil es nur alle drei oder vier Jahr einmal wirft und die Kälte nicht ertragen kann, gegen welche es durch Filzdecken und Schilfmatten geſchützt werden muß. Die Milch deſſelben wird für geſund gehalten, und wenn ſie gegohren hat, rauſcht ſie mehr als Pferdemilch, giebt aber keine Sahne. Man bekommt von jedem Kameel jährlich etwa 10 Pfund Haare, die theils verkauft, theils zu Filzen, Seilen und Kamelotten, die Häute aber zu Milchſchläuchen benutzt werden. Die Heerden der Pferde und Schafe ſind anſehnlicher. Jene ſind wild und flüchtig und in kleine Haufen getheilt, welche ſich in dem kurzen Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorſcharren. Die Schafe gedeihen in dieſen Steppen am beſten. Sie ſind die größten ihrer Art, wiegen oft bis 200 Pfund, und haben, ſtatt der Schwänze, runde 30 bis 40 Pfund ſchwere Fettklumpen, die wohl 20 bis 30 Pfund

Talg

Talg geben. Ihre Wolle ist lang und mit Haaren vermischt. Sie leiden weder von Seuchen, noch andern tödtlichen Krankheiten und sind sehr fruchtbar, denn ein Mutterschaaf wirft gewöhnlich zwei Lämmer zugleich; daher können nicht allein viele Schaafe nach China und Rußland verhandelt, sondern auch viele Lämmer geschlachtet werden, deren Felle einen Hauptzweig des hiesigen Handels ausmachen. Die besten derselben glänzen und sind damastähnlich geblümt, welches man dadurch hervorbringt, daß man die neugebohrnen Lämmer mit Leinwand benäht und dann erst schlachtet, wenn diese vom Wachsthum der Thiere zerplatzt; die mittlern sind fein gekräuselt und die schlechtern haben schlichte Haare. Neben der Viehzucht ist die Jagd die Hauptbeschäftigung der Kirgisen. Wölfe, Schakals, Füchse, Dachse, Rothwild, Antilopen, wilde Esel ꝛc. werden theils in Fallen und Schlingen gefangen, theils zu Pferde mit Hunden und abgerichteten Adlern verfolgt. — Die Kirgisen wohnen in geräumigen und reinlichen Filzzelten, worin oft mehr als 20 Personen Platz finden. Gewöhnlich ist in der Mitte unter der offnen Dachspitze der Feuerplatz, um welchen Filze oder persische Teppiche, bisweilen auch Polster liegen, Schläuche und Kasten umherstehen, an den Wänden aber Kleider, Waffen und Reitzeug hängen. Die männliche Kleidung besteht in einem blau leinenen, vorne ganz offenen Hemde, das mit den baumwollenen Unterkleidern zusammengeschlagen und um den Leib festgebunden wird; in einem kurzen, aus Fellen ungebohrner Füllen oder aus gut gegerbten, weichen und gelbbraun gefärbten Ziegenfellen verfertigten Oberkleide, dessen Nähte auf dem Rücken und den Schultern mit Pferdemähnen besetzt sind; in einem Gurte, woran die Pulverflasche und der Kugelbeutel hängen; in kegelförmigen Filzmützen mit zwei breiten Klappen, wovon die eine aufgeschlagen wird; in einem

schwarzen, bunt genähten Untermützchen, das den kahl geschornen Kopf zunächst deckt, und in ungeschickten Stiefeln von körniger Eselshaut, mit sehr langen Hacken und beschlagenen Sohlen, welche von den Buchären ziemlich theuer eingehandelt werden. Die Frauenzimmer tragen ein blaues, vorne zugemachtes Hemde, lange Hosen, Fußbinden, platte Socken und einen baumwollnen Kopfputz, der in einem langen Tuche besteht, das die Form eines Turbans erhält, und zugleich den Hals bedeckt. Wollen sie sich putzen, so ziehen sie noch ein seidnes oder ein geblümtes Hemde an, das eine baumwollne Scherpe festhält, und darüber einen weiten buchärischen Rock, bedecken den Busen mit einem bunten Tuche und heften hinten an den Kopfputz einen Schweif mit allerlei Klimperwerk. — Aus der nomadischen Lebensart dieser Nation ergeben sich ihre Nahrungsmittel von selbst. Das Fleisch der Hausthiere, wenn diese auch gefallen seyn sollten, besonders Schaaffleisch, ist die Hauptspeise. Dazu kommen Käse, Milchspeisen, Mehlbrei, Grütze, wilde Früchte nnd Wurzeln, oft ein Stück Wild, seltner Fische, niemals Brod. Das vornehmste Getränk ist saure Milch. Beide Geschlechter lieben den Rauch- und Schnupftaback, den sie, so wie Pulver und Blei, nebst andern Bedürfnissen, theils von den Buchären, theils von den Russen in Orenburg eintauschen. Sie schätzen dabei den Werth der Dinge nicht nach Gold und Silber, sondern nach Pferden und Schaafen, Wolfs- und Lämmerfellen. — Die Männer nehmen sich so viel Frauen als sie ernähren können, und diese werden entweder gekauft oder geraubt. Die ganze Nation theilt sich in Adel und Volk. Allein die Adlichen leben ganz nach der allgemeinen Weise, höchstens unterscheiden sie sich von dem Volke, mit dem sie übrigens brüderlich umgehen, durch eine größere Anzahl von Zelten und durch eine starke Begleitung, ihr

Anſehn aber iſt nicht überwiegend, denn ein Kirgiſe iſt ſo frei als der andere und nur durch ſeinen Reichthum vornehm und adlich. Da ſie weder geſchriebene Geſetze noch ordentliche Gerichte haben, ſo werden die Streitigkeiten auf jährliche Verſammlungen von den Älteſten und Stammhäuptern entſchieden. Von Strafen weiß man hier nichts, außer bei Mord und Diebſtahl. Der Mörder muß dem nächſten Erben des Getödteten 100 Pferde, einen Sclaven, 2 Kameele, den beſten tuchenen Kaftan, einen ſchwarzen Fuchs, einen Habicht oder Adler, und einen Panzer oder andere Kriegsgeräthe geben, und iſt er unvermögend, ſo müſſen ſeine Verwandten für ihn bezahlen. Der Dieb muß das Geſtohlne ſieben und zwanzigfach erſetzen. Zuweilen erkennen die Älteſten dem Räuber und Mörder den Tod zu, und dann wird der Delinquent an einen, über die Rücken zweier neben einander geſtellter Kameele gelegten Stock aufgeknüpft. Es ſind nicht viel muhamedaniſche Geiſtlichen unter ihnen, deſto mehr Wahrſager und Zauberer. Leute dieſer Art können nur bei ungebildeten Menſchen Eingang finden, und dies iſt hier der Fall. Der Kirgiſe folgt ganz ſeinen Trieben, worunter die Neigung zum Stehlen am meiſten hervorſticht. Er will alles haben, was er ſieht. Bekommt ein Saltan ein Geſchenk, ſo verlangt er ſeinen Antheil, und reißt es ihm weg, wenn jener zaudert, mit ihm zu theilen. Er beſchenkt einen Fremden mit einer Kleinigkeit, bloß um ſich ein größeres Gegengeſchenk ausbitten zu können. Um reiche Heerden, das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, zu beſitzen, geht er, in Verbindung mit andern, auf Raub aus und weiß ſich dabei ſo ſchlau zu benehmen, daß man ihn ſelten ertappt. Auf dieſen Zügen rauben ſie auch Menſchen, welche bei ihnen Sclavendienſte verrichten, aber gut gehalten werden. Bei dieſer Sucht, ſich durch fremdes Gut zu bereichern, würden die Ka-

ravanen, welche durch dieſe Steppen den Weg nach den ruſſiſchen Handelsplätzen nehmen, wenig Sicherheit finden, wenn ſie nicht von den Stammhäuptern, gegen eine Abgabe von 2 Rubel und mehr für jedes Kameel, ſicheres Geleit erhielten. Bei alle dem begegnet der Kirgiſe einem Fremden ſehr gütig, und dieſer kann ihn durch kleine Geſchenke durch Freundlichkeit, Nachahmung ſeiner Sitten und andere Beweiſe von Achtung ſo gewinnen, daß er ihn, ſelbſt in den größten Gefahren nicht verläßt. Wenn ſich die Heerden eines Mannes ſchnell vermehren, ſo hält er dies für eine Aufforderung zur Wohlthätigkeit und verſchenkt beträchtliche Haufen Vieh an Ärmere. Geräth ſeine Wirthſchaft nachher in Verfall, ſo kann er mit Zuverſicht auf die Unterſtützung ſeiner beſchenkten Freunde rechnen, wenn ſie auch ihr ganzes Vermögen dadurch einbüßen ſollten. So geben dieſe rohen, leidenſchaftlichen Menſchen auch noch andere Beweiſe von feinen edlen Gefühlen.

2) Die Süd-Dſchagatei, oder die große Bucharei, ſüdlich vom Kirgiſenlande. Sie iſt 20000 Q. M. groß, im Oſten gebirgig, kalt, und am Mustag wüſte, im Weſten durch den Amu und deſſen Nebenflüſſen gut gewäſſert, fruchtbar und unter allen mittelaſiatiſchen Ländern das angebauteſte und bevölkertſte. Beſonders liefert der nordweſtliche Theil, ein herrliches vom Sogd durchſtrömtes Thal, viel Hanf, Baumwolle, Rhabarber, Wolle und die buchariſchen Lämmerfelle. Hier findet man mehrere aus Steinen erbaute Städte, jede mit einem Khan. Die größten und volkreichſten ſind Buchara und Samarkand, beide am Sogd. Die erſte iſt größer als Berlin, hat ein Schloß des Khans, der aber im Sommer bei Samarkand unter Zelten wohnt, anſehnliche öffentliche und Privatgebäude, weitläuftige Bazars, viele Fabriken und ſtarken Handel. Die zweite hat ebenfalls viele Fabriken, worunter auch

solche, die das beste Seidenpapier liefern; eine berühmte muhamedanische hohe Schule, mehrere Moscheen und öffentliche Bäder. — Der südwestliche Theil, oder das Land Balk, im Süden des Amu, ist bergig, aber doch sehr fruchtbar, wird in die Landschaften Kilan, Tokarestan und Ghaur getheilt und von mehrern Khanen beherrscht, die dem Könige von Kandahar unterworfen sind. Die Hauptstadt Balk ist groß, volkreich und befestigt, hat erhebliche Seidenmanufakturen und treibt den stärksten Handel zwischen der Bucharei, Persien und Indien. — Die eigentlichen Herren der großen Bucharei sind die Usbeken, welche nomadisiren, und deren Khane aus dem einzigen, noch übrig gebliebenen Geschlechte Dschingiskhans genommen werden. Die Bucharen, unter welchen sich viele Juden, Perser, Indier und andere Asiaten, denen freie Religionsübung zugestanden ist, niedergelassen haben, wohnen sämmtlich in Städten und Dörfern, und treiben Künste und Wissenschaften, Ackerbau, Handwerke, vornehmlich aber Handel, worin sie sich unter den Asiaten besonders auszeichnen. Denn sie durchziehen in Karawanen fast ganz Asien, ohne wasserlose Steppen noch habsüchtige Räuber zu scheuen. Eine Karawane besteht gewöhnlich aus 20 bis 50 Kaufleuten, deren jeder 5 bis 10 mit Waaren belastete Kameele hat. Sie ruht nur an solchen Orten, wo die Lastthiere Wasser und Nahrung finden und macht daher ungleiche Tagereisen, und um nicht geplündert zu werden, muß sie, wie wir oben gesehen haben, sicheres Geleite erkaufen. Die Bucharen sind sehr gut gebildet, von heller Farbe, großen schwarzen und lebhaften Augen und starken Bärten. Unter den Frauenzimmern giebt es viele Schönheiten. Zur männlichen Kleidung gehören ein kurzer mit einem Gürtel um den Leib befestigter Rock, dessen Ärmel oben enge und unten weit sind, lange Hosen, leichte Stiefeln ohne Absätze,

und Mützen. Der weibliche Anzug ist ganz derselbe, nur befestigen die Frauenzimmer noch unter der Mütze ein weißes Tuch, das sie einmal um den Hals winden und dann längs dem Rücken herabhängen lassen, durchflechten die Haarzöpfe mit Bändern, und schmücken sich mit langen Ohrgehängen, Halsbändern und Brustschleifen. Rothe Nägel gehören zum allgemeinen Putz. — In den Stuben sieht man mehrentheils nichts als Teppiche, kleine mit Eisen beschlagene und mit Kattun behangene Kasten und niedrige Bettstellen mit Matratzen und bunten Vorhängen. In den letztern schläft man nackend, denn die Bucharen tragen keine Hemden, und sitzt bei Tage darauf mit übereinandergeschlagenen Beinen. Die Speisen werden in irdnen, eisernen und kupfernen Gefäßen sehr reinlich zubereitet, in hölzernen und porzellänenen Schüsseln aufgetragen, und von eben solchen Tellern, theils mit den Fingern, theils mit hölzernen Löffeln genossen. Am häufigsten bereitet man Pasteten von gehacktem Fleische und eine Brühe aus Thee, Milch, Brod, Salz und Butter. Das gewöhnliche Getränk ist Thee; man genießt aber auch Wein und Brantwein. Die Bucharen sind ziemlich gebildet, doch nicht ohne Aberglauben, den selbst ihre Religion, ein Gemisch aus der muhamedanischen, christlichen und lamaischen, unterhält. Sie haben zwei Arten von Priestern: Abis, welche die fünf Zeiten des täglichen Gebets anzeigen, und Mullahs oder Schriftgelehrte, die sowohl den Koran als Medicin studieren, weil sie auch als Ärzte gebraucht werden. Vielweiberei ist nicht Sitte; es ist aber dem Manne erlaubt, sich von seiner Frau willkührlich zu trennen. Nach der Verlobung darf sich das Brautpaar bis zum Hochzeitstage nicht öffentlich, aber wohl heimlich sehen. Die Hochzeit wird in dem Hause der Braut, wohin sich der künftige Gemahl unter Gesang und Klang begiebt, ge-

feiert, und beginnt mit einem Pferderennen. Darauf folgt die Trauung, wobei das Brautpaar weit von einander abſteht, und endlich der Schmaus. Ein Kind bekommt drei Tage nach ſeiner Geburt den Namen des Vaters und wird im ſiebenten oder zehnten Jahr beſchnitten. Einem Verſtorbenen legt der Prieſter den Koran auf die Bruſt, betet über ihn und begleitet ihn zu dem Grabe, das mit einem Zaun eingefaßt und mit Raſen bedeckt wird.

3) Die Oſt-Dſchagatai oder kleine Bucharei, ein größtentheils wenig gewäſſertes Steppenland von mehr als 1000 Q. M., worauf ohngefähr 200000 Menſchen, theils ſeßhafte Bucharen, theils nomadiſche Kalmücken wohnen. Sie wird durch den Mustag vom Kirgiſenlande, der großen Bucharri und Tibet, und durch das Gebirge Bogdoola von der Mongholei geſchieden, und beſteht aus mehrern Staaten welche chineſiſche Landeshoheit anerkennen. Die beiden Hauptflüſſe ſind der Jerken und der Hotomni Solun. Jener entſpringt auf dem Mustag, fließt nordöſtlich und ergießt ſich, nach Aufnahme des Hashitu Muren in den See Loſt; dieſer fließt ſüdlicher und verliert ſich im Sande. In den hohen Gegenden iſt die Winterkälte ſehr heftig, in den übrigen herrſcht ein milderes Klima mit ſehr heißen Sommern. Einen großen Theil des Landes nimmt die Wüſte Kobi oder Schamo ein: der ödeſte Strich des hohen öſtlichen Aſiens, der ſich in einer Länge von 400 und in einer Breite von 100 deutſchen Meilen bis in die Mongholei erſtreckt und durch ein Gebirge in die Oſt- und Weſthälfte getheilt wird. Nächſt dem Thale von Quiko iſt ſie eine der höchſten Ebnen auf der Erde, hat daher eine kalte Luft und beſteht abwechſelnd aus Flugſand, grobem Sande und Kieſeln. Nur hie und da findet man Quellen, Grasplätze, Salzſeen, Geſträuche, aber

nirgends Bäume. Gleichwohl gehen durch dieſe menſchenleere Einöde drei Karawanenſtraßen, zwei nach China und eine nach Tibet. — Die Gebirge der Bucharei enthalten edle Metalle, welche von den Strömen herabgeſpült und geſammlet werden, und mehrere Arten von Edelſteinen, welche man ſelbſt in der Wüſte findet. Die bewäſſerten Gegenden ſind angebaut und bringen alle Getreidearten, Gartengewächſe, edle Früchte, Wein, vortreffliche Melonen, die zum Theil auf die Tafel des chineſiſchen Kaiſers kommen, Hanf, Baumwolle ꝛc. hervor. Unter den Hausthieren wird das Schaaf mit dem Fettſchwanze, wegen ſeiner koſtbaren Wolle am meiſten geſchätzt. Als Mittelpunct des Handels zwiſchen Nordaſien, China, Tibet und Indien bemerken wir die große und volkreiche Hauptſtadt Jerken am gleichnamigen Fluſſe und ebenfalls wegen ihres bedeutenden Verkehrs die große Stadt Kaſchgar. — Wir wenden uns nunmehr ſüdlich nach

Tibet oder Tangut,

dem höchſten Lande in Aſien, das zwiſchen dem 26 und 31° d. Br. liegt, von den hohen Schneegebirgen Mußart und Kontaiße umgeben wird, und beinahe 18000 Q. M. groß iſt. Der nördliche Theil heißt Tibet, der ſüdliche Butan, und beide werden durch ein Gebirge geſchieden. Tibet an ſich gewährt eine der traurigſten Anſichten, denn es iſt arm an Bergen, Flüſſen und Gewächſen. Man ſieht faſt nichts als ſandige unfruchtbare Ebnen, die nur ſparſam Dieſteln, Moos und dürre Grashälmchen hervorbringen, hin und wieder von einer nackten Felſenhöhe unterbrochen werden, oder auch mit Felſenblöcken überſäet ſind. Menſchliche Wohnungen mit etwas angebautem Lande giebt es nur in ſolchen Thälern, die vor der Wuth der Stürme geſchützt ſind. Die Landſchaft zwiſchen Tiſchulumbu und dem freundlichen Dorfe Nani iſt die angenehmſte

nehmste und volkreichste. Das bergigte und von der Natur gesegnetere Butan giebt einen bessern Anblick. Indeß sind die Reisen in diesem Lande mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft. Je weiter man kömmt, desto schmäler, rauher und steiler wird der Weg, der sich oft an tiefe und finstre Abgründe hinzieht, zuweilen über Teufelsbrücken führt, die einen Felsen mit dem andern nur durch zwei Seile verbinden, zwischen welchen ein krummes Holz liegt, worauf der Wanderer, indem er sich an den Seilen festhält, über den gräßlichen Abgrund fortrutscht. Oft scheinen ungeheure Steinmassen den Weg gänzlich zu sperren; oft stürzen Waldströme gleich langen Wasserfällen brausend und schäumend in die Tiefe und erfüllen die Luft mit kalten Nebeln. Mehrere Thäler sind von so hohen und steilen Felsen eingeschlossen, daß die Sonnenstralen sie nur in der Mittagsstunde erwärmen können. Auf diesen Gebirgen entspringen 6 Hauptflüsse Asiens: der Ganges, Isanpu oder Burramputer, Nukian, Lukian, Menamkom und Jantsekian. Unter vielen Seen sind der Jandro und Terkin die größten. — Das Klima in Tangut ist rauh und in den südlichen Berggegenden, wegen der durch dichte Waldungen aufgehaltenen Dünste schlecht. Gewöhnlich sind die Monate vom October bis Mai trocken, die übrigen naß. In jenen wird der Himmel nur durch Staubwolken, die ein Wirbelwind zusammentreibt und die den Wanderer zu ersticken drohen, verdunkelt; sonst ist der Luftkreis so glänzend, daß schwache Augen es kaum ertragen können. Vom Merz bis zu Ende des Mays wird die Hitze durch Gewitter und Regenschauer gemäßigt; in der Regenzeit aber, in welcher die Gewässer austreten, ist es schon empfindlich kalt. und diese Kälte steigt im Winter durch die schneidenden Ost- und Nordwinde so hoch, daß die Flüsse ihr Eis bis zum Frühjahr behalten, und

ſelbſt das Wild erfriert. Dieſe Winterluft hat zugleich eine ſtarke Austrocknungskraft. Die Pflanzen werden dadurch ſo ausgedörrt, daß man ſie zwiſchen den Fingern zerreiben kann, und damit das Holzwerk an und in den Häuſern nicht leide, muß man es mit Tüchern umwinden. Man benutzt indeß dieſe ſcharfe Luft zur Aufbewahrung des Fleiſches und der Fiſche. Das geſchlachtete und ausgenommene Thier wird nemlich ungeſalzen dem Winde, in aufrechter Stellung, ausgeſetzt, wodurch es völlig austrocknet, und nach Verlauf eines Jahres noch eßbar iſt. Die Weiber beſorgen, bei der Unthätigkeit ihrer Männer, den Ackerbau. Die Reis- und Kornfelder werden überall gut beſtellt, und durch Waſſerleitungen, die bloß in hohlen Bäumen beſtehen, gehörig bewäſſert, wodurch ſie, in Ermangelung eines andern Düngers, ihre Fruchtbarkeit erhalten, und durch die heftigen Winde nicht verdorben werden können. Außer der gewöhnlichen Art mit Flegeln zu dreſchen, oder das Getreide durch Ochſen austreten zu laſſen, gewinnt man die Körner dadurch, daß man die Ähren, nachdem ihre Spitzen abgeſengt worden, büſchelweiſe gegen einen Stein ſchlägt, wobei die Körner auf eine untergelegte Matte fallen. Man erndtet im Mai Buchweitzen, im Juni aber Weitzen und Gerſte und beſäet ſogleich dieſelben Äcker mit Reis. Erbſen, Rüben und andere europäiſche Gewächſe, Wein und Obſt werden auch häufig gebaut, die Gärten aber vernachläßigt. Die Bergſtriche bringen verſchiedene Arzneikräuter und Stauden hervor, auch den perſiſchen Beifußſtrauch, welcher den bekannten Wurmſaamen liefert. Den Felderdbeeren fehlt die liebliche Würze der unſrigen, und man überläßt ſie denen, die ſich aus Armuth von wilden Früchten nähren. Zu den Hausthieren gehört der **Grunzochs**, eine Büffelart, die nicht brüllt, ſondern kaum hörbar grunzt. Er hat einwärts gebogene

Hörner und einen kleinen Höcker, der, so wie der Rücken und Pferdeschwanz mit langen, weichen und glänzenden Haaren besetzt ist, die zu Zeugen und Stricken gebraucht werden. Von dem Unterleibe hängen schlichte Haare, oft bis zur Erde herab, und der übrige Körper ist mit mit einer krausen Wolle überzogen. Da man den langhaarigen Schwanz in Indien zu Fliegenwedeln gebraucht, so macht er einen wichtigen Handelszweig aus. Diese Thiere geben zwar viel Milch und Butter, aber kein schmackhaftes Fleisch, daher es auch nicht genossen wird. Man ißt nur das wohlschmeckende Fleisch der fettschwänzigen Schaafe, welche man auch als Lastthiere gebraucht, denn ein solches Schaaf trägt 12 bis 20 Pfund. Die Felle geben ein gutes, und die der ungebohrnen Lämmer ein kostbares aber sehr theures Pelzwerk. — Das Thier, aus dessen feinem Haare die bekannten Shawls gemacht werden, ist eine kleine Ziegenart. — Die butanischen Pferde, welche man besonders schön in der Tunguniſchen Gegend zieht, sind sehr munter, stark, schnell und gut gebaut, verlangen aber eine geschickte Behandlung. Die tibetischen hingegen sind kleiner und schwächer, haben dicke Köpfe und lange Haare. Weder diese noch jene werden beschlagen, obgleich die Wege sehr steinigt sind. In den sandigen Ebnen Tibets sieht man große Heerden wilder Pferde. Diese unterscheiden sich von den zahmen durch einen dicken Kopf, lange Ohren, krause kurze Mähnen und einen kurzen Schweif, sind sehr scheu, haben ein schmackhaftes Fleisch, und werden daher wie andres Wildpret geschossen. In den östlichen Strichen halten sich Kropfgazellen auf, und auf den hohen Gebirgen Moschus- oder Bisamthiere. Sie gleichen an Größe, Farbe und Gestalt dem Rehe, haben 2 Zoll lange, borstenartige, mürbe Haare, ein weißes Schild unter der Kehle, und zwei lange aufwärts gerichtete Zähne in der un-

tern Kinnlade, welche ihnen zur Vertheidigung und zur Ausgrabung der Wurzeln dienen. Sie leben einsam, sind scheu, springen über Abgründe, schwimmen durch Flüsse, laufen äußerst leicht, selbst über lockern Schnee, nähren sich von Wurzeln, Moos und Beeren, und haben eßbares Fleisch. Man jagt sie aber nicht blos des Fleisches und der Haut wegen, die zu Mützen, Winterkleidern und Leder bearbeitet wird, sondern vornehmlich wegen des Bisams, den die Männchen in einem Beutel, der von der Größe eines Hühnereies hinter dem Nabel sitzt, sammlen. Diese stark riechende fette und körnichte Materie wird zur Arzenei und zum Parfümiren gebraucht, und daher, wiewohl mehrentheils verfälscht, weil der größte Beutel kaum ½ Unze enthält, häufig ausgeführt. Unter den Insekten giebt es eine Fliege, kleiner als die Muskite, welche das Blut aussaugt und eine kleine schwarze Blase zurückläßt, die unter schmerzhaftem Jucken anschwillt und sich heftig entzündet. — Tangut hat gediegenes Gold in Gruben und Flüssen; Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Queckfilber, Zinnober, Arsenik, Steinsalz, Kalkstein, Edelsteine, Jaspis, Krystall, Marmor und Alabaster. Der Tinkal oder rohe Borax, eine salzige Substanz, wird aus einer mergelartigen Erde durch Auslaugen mit Seewasser häufig gewonnen und versendet. Ein solcher siedend heißer See liegt 15 Tagereisen nördlich von Tischulumbu und hat 26 englische Meilen im Umfange. Haben sich die an den mit Salz durchzogenen Ufern gemachten Gruben mit Schnee gefüllt, so gießt man das heiße Wasser darauf, und nimmt nach dessen Austrocknung den Tinkal heraus, der nachher gereinigt und mit Fett in starken Blasen aufbewahrt, in Europa aber nochmals geläutert wird. — Man sammlet auch aus Seen und Ebenen Natron, um sich desselben statt der Seife zu bedienen. Einige warme Bäder sind zum Gebrauch mit

Mauern eingefaßt nnd mit Zwillich bedeckt, in der Nähe aber mit Zelten versehen, um darin nach dem Bade die Ausdünstung abzuwarten.

Die Einwohner sind Tatarn und dunkelgelb. Die Butaner haben einen großen, starken Körper, schwarzes Haar, welches sie dicht am Kopfe abschneiden, kleine Augen, schwache Wimpern und Augenbraunen, sehr dünnen Bart, der bis auf den Knebelbart ausgerissen wird, und mehrentheils Kröpfe, besonders arme Leute und Frauenzimmer. Die Tibeter sind kleiner, schwächer, aber schöner. Weder diese noch jene halten viel auf Reinlichkeit, denn sie lassen sich gutwillig vom Ungeziefer peinigen, und waschen sich, außer dem Munde, nie. Die Mönche machen davon eine Ausnahme, weil ihnen die Ordensregel das Baden ausdrücklich vorschreibt. Der Butaner ist leicht gekleidet und fast immer barhaupt und barfuß; der Tibeter hüllt sich vom Kopfe bis zu den Füßen ein. Gemeine Leute gebrauchen dazu ein inländisches, grobes, mit Pelz gefüttertes Wollenzeug; Vornehme aber europäisches Tuch und feidne Zeuge. Beide Geschlechter tragen große bucharische Stiefeln und am Halse Götterbilder und Zauberformeln. Ein elfenbeinernes Stäbchen, das bei Tische gebraucht wird, ein Messer, einen Zahnstocher, auch wohl ein paar Würfel führt jeder in einem Bestecke bei sich. Die Dörfer bestehen größtentheils nur aus 4 bis 20 Häusern, die aus rohen, nicht durch Mörtel verbundenen Steinen zusammen gesetzt, viereckig und oben flach sind, und statt der Fenster kleine mit Schiebern versehene Luftlöcher, rings herum aber eine 3 Fuß hohe Brustwehr haben. Will man sich am Stubenfeuer wärmen, so zündet man es auf einem, in die Mitte des Zimmers gelegten Stein an, ohne den Rauch zu scheuen, der nicht durch einen Schornstein abgeleitet wird. Man sitzt und schläft

auf Matratzen. Da die Tanguter glauben, daß zur Sättigung ein einziges Gericht hinreichend sei, so sind auch ihre Mahlzeiten, selbst auf fürstlichen Tafeln, sehr einfach. Sie bestehen in Reis, Wurzeln, Früchten und Hammelfleisch, das mit Milch und Gewürz gekocht wird. Wilder Honig und geronnene, getrocknete, in Butter geröstete Milch gehören zu den Leckereien. Da die Religion das Tödten der Thiere verbietet, so essen viele kein Fleisch, die Mönche gar nicht, und mancher verkauft nie einen Hammel, damit er nicht in die Hände der verachteten Schlächter gerathe. Man setzt die Speisen nicht auf Tische, sondern auf Bänke, und ißt weder in Gesellschaft, noch zu bestimmten Zeiten. Die gewöhnlichen Getränke sind Thee, welcher einen Zusatz von Butter und Mehl bekommt, und Chong, das aus gegohrnem Reis oder Weitzen bereitet wird, angenehm säuerlich schmeckt, und gesund und stark ist. Man gebraucht es sowohl warm als kalt. Geistliche und Frauenzimmer enthalten sich aller geistigen Getränke. Beim Trinken opfert man jederzeit den Göttern einige Tropfen. Gäste werden sowohl beim Empfange als beim Abschiede mit Früchten und Getränken bewirthet, welches zugleich ein gutes Mittel ist, dem Gast die Zeit des Aufbruchs anzuzeigen. Auch ist es Sitte, bei Besuchen sich einander seidne Schärpen zu schenken, in deren Enden die heiligen geheimnißvollen Worte: Uhm mauni paimi uhm, gewebt sind. Der Niedere giebt nemlich dem Höhern gleich bei seiner Ankunft eine weiße Schärpe in die Hand, und erhält eine rothe beim Weggehen über die Schulter. Leute gleichen Standes überreichen einander gleichfarbige Schärpen zu gleicher Zeit. — Die Tanguter haben zwar ein stolzes, finsteres Ansehen, sind aber sanft, menschenfreundlich, ehrlich, dienstfertig, artig und unterhaltend ohne Künstelei, anspruchlos und gütig gegen Niedere, ehrerbietig gegen Hö-

here, gefällig gegen jeden. Um die zunehmende Bevölkerung in diesem Lande, das nicht viel Menschen ernähren kann, zu hindern, scheint sowohl die geistliche Verfassung als die Vielmännerei ersonnen zu seyn. Alle Brüder einer Familie heirathen nemlich nur eine Frau, welche der älteste Bruder wählt, und haben kein getheiltes Vermögen, sondern benutzen gemeinschaftlich den Erwerb eines jeden. Sie beeifern sich, es einander in der Aufmerksamkeit gegen die Frau zuvorzuthun, daher genießt diese Achtung und Freiheit. Die Heirathsgebräuche bestehen bloß in dreitägigen Schmausereien und Tänzen, wozu beiderseitige Verwandten eingeladen werden und welche zugleich erfolgen, wenn die Altern der Braut ihre Einwilligung zur Ehe gegeben haben. Nur in dem Fall, wenn beide Theile es wünschen, kann diese getrennt werden, aber alsdann darf keiner von beiden wieder heirathen. Die Kinder bekommen bei der Taufe, welche ein Geistlicher verrichtet, indem er sie in Wasser und Milch badet, einen Namen von einem Heiligen. Die Leichen der Oberlamas oder Fürsten werden in heiligen Ehrendenkmälern beigesetzt, die der Unterlamas zu Asche gebrannt, womit man kleine metallne Götzenbilder anfüllt und diese zur Verehrung öffentlich aufstellt, und alle übrige Leichen den Raubvögeln und fleischfressenden Thieren zur Speise in eine ummauerte Todtengruft geworfen. Ehe aber der Verstorbne weggebracht wird, hält ein Priester eine Seelenmesse und betet nachher für ihn Wochen und Monate lang. Das Andenken an die Verstorbenen wird jährlich den 29. October durch einen Festtag erneuert. Alsdann sind des Abends die Gipfel der Klöster und die Dörfer durch Lampen erleuchtet, alle Glocken tönen, und in den Tempeln schallt eine feierliche Musik. Das Ganze beschließt ein stilles Gebet. Zugleich giebt man Allmosen, woran es außerdem nie an Gele-

genheit fehlt; denn es ziehen ganze Haufen ausländischer Bettler im Lande umher, die nicht etwa durch wirkliches oder angenommenes Elend die Mildthätigkeit zu reizen suchen, sondern durch allerlei lustige Possen. Ohne auf Würdigkeit zu sehen, werden zu Tischulumbu täglich 300 solcher Leute gespeiset. Außer jenem Feste feiert man noch zwei andere, in der Frühlings- und Herbstgleiche. Das erste ist dem wiederkehrenden Frühling und dem Gott der Freude gewidmet, und besteht während mehrerer Tage in unschuldigen Belustigungen, wobei eine vollkommene Gleichheit der Stände herrscht. Bei dem andern, das der Freude über den Segen des Herbstes gewidmet ist, stellt man den Kampf der Tugend mit den Lastern und den Sieg der erstern durch Bilder und Spiele vor. — Die Tanguter bringen es im Schachspiel, in der Tonkunst und im Gesang ziemlich weit. Ihre Noten sind anders gestaltet als die unsrigen. Zuweilen giebt man Stiergefechte, die aber minder grausam sind als die europäischen. Die Butaner üben sich fleißig im Schießen mit dem Bogen und der Luntenflinte; die Kriege aber, die zuweilen dadurch entstehen, daß sich ein verabschiedeter Staatsbeamte mit seinen Anhängern gegen einen Fürsten auflehnt, sind nichts weniger als blutig. Denn eine Armee von einigen hundert an Kriegszucht nicht gewöhnten und von ungeschickten Offizieren angeführten Ackerleuten, welche der Fürst durch ein allgemeines Aufgebot in wenigen Tagen zusammenbringt, ist hier schon stark, und eine Schlacht, die nur Wenigen das Leben kostet, da man sich durch Verschanzungen sichert, entscheidet oft den ganzen Krieg. Die Tanguter finden sich auch im Schooße der Ruhe glücklicher als im Felde und sind in den Künsten des Friedens erfahrner als in denen des Krieges. Sie verfertigen sowohl viele zum täglichen Gebrauch nöthige Zeuge, Geräthe und

Waffen,

Waffen, als künſtlichere Sachen, unter andern: Theetaſſen aus weißem Metall mit erhobner Arbeit und Goldverzierungen, lackirte Taſſen, Götzenbilder und Kirchengeräthe aus Metallen, und Papier aus Baumrinde. Die letztre wird zerſtückelt, in Lauge gekocht, getrocknet und weich geklopft, und die daraus entſtandene feine Maſſe in einem Waſſergefäße fleißig umgerührt, bis ſich die groben Theile abſondern, die man als unbrauchbar abnimmt. Nach abermaliger Reinigung wird die feine Maſſe zerrieben, und ſo viel davon, als zu einem Bogen gehört, auf den Rahmen geworfen, und gleichmäßig vertheilt. Darauf zieht man den Bogen ab und trocknet ihn auf Leinen. Dies Papier iſt ſtärker als irgend eine andre Art und wird, vergoldet, auch in ſeidne Zeuge gewebt. Die meiſten Weber verarbeiten aber Schaafwolle zu ſchmalen, groben Tüchern. Feinere Zeuge werden von den Karavanen, die aus China, Kaſchemir, der Bucharei und Bengalen nach Laſſa und Tiſchulumbu kommen, gegen hieſige Naturprodukte eingehandelt. Statt Münzen hat man Beutel mit Goldſand, auch Gold- und Silberſtangen. In dieſen Metallen erlegen auch die Unterthanen die Abgaben, die für jeden Kopf jährlich kaum 1½ Rthlr. betragen. In den Wiſſenſchaften leiſten die Tanguter nicht viel. Ihre Kloſterſchulen, Gymnaſien und Akademien, von denen die im Kloſter Lapranga die vornehmſte iſt, und in welchen Ein- und Ausländer vornehmlich Philoſophie, Aſtronomie, Theologie und Medicin ſtudieren, ſind bloß für die Geiſtlichen beſtimmt. Die wenigen Buchdruckereien, welche ſich hölzerner Formen, worauf die Schrift eingeſchnitten iſt, bedienen, drucken bloß für die Geiſtlichkeit in einer der Sanskret ähnlichen Sprache, die von der des gemeinen Lebens verſchieden iſt. Man ſchreibt mit Federn aus Rohr. Da man auf Zauberei und Vorbedeutungen viel hält, ſo finden auch die Zaube-

genheit fehlt; denn es ziehen ganze Haufen ausländiſcher Bettler im Lande umher, die nicht etwa durch wirkliches oder angenommenes Elend die Mildthätigkeit zu reizen ſuchen, ſondern durch allerlei luſtige Poſſen. Ohne auf Würdigkeit zu ſehen, werden zu Tiſchulumbu täglich 300 ſolcher Leute geſpeiſet. Außer jenem Feſte feiert man noch zwei andere, in der Frühlings- und Herbſtgleiche. Das erſte iſt dem wiederkehrenden Frühling und dem Gott der Freude gewidmet, und beſteht während mehrerer Tage in unſchuldigen Beluſtigungen, wobei eine vollkommene Gleichheit der Stände herrſcht. Bei dem andern, das der Freude über den Segen des Herbſtes gewidmet iſt, ſtellt man den Kampf der Tugend mit den Laſtern und den Sieg der erſtern durch Bilder und Spiele vor. — Die Tanguter bringen es im Schachſpiel, in der Tonkunſt und im Geſang ziemlich weit. Ihre Noten ſind anders geſtaltet als die unſrigen. Zuweilen giebt man Stiergefechte, die aber minder grauſam ſind als die europäiſchen. Die Butaner üben ſich fleißig im Schießen mit dem Bogen und der Luntenflinte; die Kriege aber, die zuweilen dadurch entſtehen, daß ſich ein verabſchiedeter Staatsbeamte mit ſeinen Anhängern gegen einen Fürſten auflehnt, ſind nichts weniger als blutig. Denn eine Armee von einigen hundert an Kriegszucht nicht gewöhnten und von ungeſchickten Offizieren angeführten Ackerleuten, welche der Fürſt durch ein allgemeines Aufgebot in wenigen Tagen zuſammenbringt, iſt hier ſchon ſtark, und eine Schlacht, die nur Wenigen das Leben koſtet, da man ſich durch Verſchanzungen ſichert, entſcheidet oft den ganzen Krieg. Die Tanguter finden ſich auch im Schooße der Ruhe glücklicher als im Felde und ſind in den Künſten des Friedens erfahrner als in denen des Krieges. Sie verfertigen ſowohl viele zum täglichen Gebrauch nöthige Zeuge, Geräthe und

Waffen,

Waffen, als künſtlichere Sachen, unter andern: Theetaſſen aus weißem Metall mit erhobner Arbeit und Goldverzierungen, lackirte Taſſen, Götzenbilder und Kirchengeräthe aus Metallen, und Papier aus Baumrinde. Die letztre wird zerſtückelt, in Lauge gekocht, getrocknet und weich geklopft, und die daraus entſtandene feine Maſſe in einem Waſſergefäße fleißig umgerührt, bis ſich die groben Theile abſondern, die man als unbrauchbar abnimmt. Nach abermaliger Reinigung wird die feine Maſſe zerrieben, und ſo viel davon, als zu einem Bogen gehört, auf den Rahmen geworfen, und gleichmäßig vertheilt. Darauf zieht man den Bogen ab und trocknet ihn auf Leinen. Dies Papier iſt ſtärker als irgend eine andre Art und wird, vergoldet, auch in ſeidne Zeuge gewebt. Die meiſten Weber verarbeiten aber Schaafwolle zu ſchmalen, groben Tüchern. Feinere Zeuge werden von den Karavanen, die aus China, Kaſchemir, der Bucharei und Bengalen nach Laſſa und Tiſchulumbu kommen, gegen hieſige Naturprodukte eingehandelt. Statt Münzen hat man Beutel mit Goldſand, auch Gold- und Silberſtangen. In dieſen Metallen erlegen auch die Unterthanen die Abgaben, die für jeden Kopf jährlich kaum 1½ Rthlr. betragen. In den Wiſſenſchaften leiſten die Tanguter nicht viel. Ihre Kloſterſchulen, Gymnaſien und Akademien, von denen die im Kloſter Lapranga die vornehmſte iſt, und in welchen Ein- und Ausländer vornehmlich Philoſophie, Aſtronomie, Theologie und Medicin ſtudieren, ſind bloß für die Geiſtlichen beſtimmt. Die wenigen Buchdruckereien, welche ſich hölzerner Formen, worauf die Schrift eingeſchnitten iſt, bedienen, drucken bloß für die Geiſtlichkeit in einer der Sanskret ähnlichen Sprache, die von der des gemeinen Lebens verſchieden iſt. Man ſchreibt mit Federn aus Rohr. Da man auf Zauberei und Vorbedeutungen viel hält, ſo finden auch die Zaube-

genheit fehlt; denn es ziehen ganze Haufen ausländiſcher Bettler im Lande umher, die nicht etwa durch wirkliches oder angenommenes Elend die Mildthätigkeit zu reizen ſuchen, ſondern durch allerlei luſtige Poſſen. Ohne auf Würdigkeit zu ſehen, werden zu Tiſchulumbu täglich 300 ſolcher Leute geſpeiſet. Außer jenem Feſte feiert man noch zwei andere, in der Frühlings- und Herbſtgleiche. Das erſte iſt dem wiederkehrenden Frühling und dem Gott der Freude gewidmet, und beſteht während mehrerer Tage in unſchuldigen Beluſtigungen, wobei eine vollkommene Gleichheit der Stände herrſcht. Bei dem andern, das der Freude über den Segen des Herbſtes gewidmet iſt, ſtellt man den Kampf der Tugend mit den Laſtern und den Sieg der erſtern durch Bilder und Spiele vor. — Die Tanguter bringen es im Schachſpiel, in der Tonkunſt und im Geſang ziemlich weit. Ihre Noten ſind anders geſtaltet als die unſrigen. Zuweilen giebt man Stiergefechte, die aber minder grauſam ſind als die europäiſchen. Die Butaner üben ſich fleißig im Schießen mit dem Bogen und der Luntenflinte; die Kriege aber, die zuweilen dadurch entſtehen, daß ſich ein verabſchiedeter Staatsbeamte mit ſeinen Anhängern gegen einen Fürſten auflehnt, ſind nichts weniger als blutig. Denn eine Armee von einigen hundert an Kriegszucht nicht gewöhnten und von ungeſchickten Offizieren angeführten Ackerleuten, welche der Fürſt durch ein allgemeines Aufgebot in wenigen Tagen zuſammenbringt, iſt hier ſchon ſtark, und eine Schlacht, die nur Wenigen das Leben koſtet, da man ſich durch Verſchanzungen ſichert, entſcheidet oft den ganzen Krieg. Die Tanguter finden ſich auch im Schooße der Ruhe glücklicher als im Felde und ſind in den Künſten des Friedens erfahrner als in denen des Krieges. Sie verfertigen ſowohl viele zum täglichen Gebrauch nöthige Zeuge, Geräthe und

Waffen,

Waffen, als künſtlichere Sachen, unter andern: Theetaſſen aus weißem Metall mit erhobner Arbeit und Goldverzierungen, lackirte Taſſen, Götzenbilder und Kirchengeräthe aus Metallen, und Papier aus Baumrinde. Die letztre wird zerſtückelt, in Lauge gekocht, getrocknet und weich geklopft, und die daraus entſtandene feine Maſſe in einem Waſſergefäße fleißig umgerührt, bis ſich die groben Theile abſondern, die man als unbrauchbar abnimmt. Nach abermaliger Reinigung wird die feine Maſſe zerrieben, und ſo viel davon, als zu einem Bogen gehört, auf den Rahmen geworfen, und gleichmäßig vertheilt. Darauf zieht man den Bogen ab und trocknet ihn auf Leinen. Dies Papier iſt ſtärker als irgend eine andre Art und wird, vergoldet, auch in ſeidne Zeuge gewebt. Die meiſten Weber verarbeiten aber Schaafwolle zu ſchmalen, groben Tüchern. Feinere Zeuge werden von den Karavanen, die aus China, Kaſchemir, der Bucharei und Bengalen nach Laſſa und Tiſchulumbu kommen, gegen hieſige Naturprodukte eingehandelt. Statt Münzen hat man Beutel mit Goldſand, auch Gold- und Silberſtangen. In dieſen Metallen erlegen auch die Unterthanen die Abgaben, die für jeden Kopf jährlich kaum 1½ Rthlr. betragen. In den Wiſſenſchaften leiſten die Tanguter nicht viel. Ihre Kloſterſchulen, Gymnaſien und Akademien, von denen die im Kloſter Lapranga die vornehmſte iſt, und in welchen Ein- und Ausländer vornehmlich Philoſophie, Aſtronomie, Theologie und Medicin ſtudieren, ſind bloß für die Geiſtlichen beſtimmt. Die wenigen Buchdruckereien, welche ſich hölzerner Formen, worauf die Schrift eingeſchnitten iſt, bedienen, drucken bloß für die Geiſtlichkeit in einer der Sanskret ähnlichen Sprache, die von der des gemeinen Lebens verſchieden iſt. Man ſchreibt mit Federn aus Rohr. Da man auf Zauberei und Vorbedeutungen viel hält, ſo finden auch die Zaube-

rer und Wahrſager, beſonders die Sterndeuter, welche insgeſammt zum Mönchsſtande gehören, und ihre Künſte in eignen Schulen erlernen, reichlichen Unterhalt. Die herrſchende Religion, die lamaiſche oder ſchigemuniſche, welche ſich auch über Oſtaſien verbreitet hat, iſt ein Gemiſch aus der heidniſchen, natürlichen, muhamedaniſchen und chriſtlichen, und hat in der Verfaſſung und den Gebräuchen viel Ähnlichkeit mit der katholiſchen. Die Hauptſätze derſelben ſind etwa folgende: Die Welt iſt aus einem Chaos entſtanden. Sie hat vier Perioden: in der erſten waren die Menſchen ſchuldlos, von Rieſengröße, wurden 80000 Jahr alt, und fuhren lebendig gen Himmel; in der zweiten oder jetzigen ſind ſie laſterhaft, kleiner, müſſen arbeiten und ſterben früher; in der dritten wird alles phyſiſch und moraliſch abnehmen, und zuletzt mit einem Blutmeer bedeckt werden, und in der vierten alles wieder ſtufenweiſe bis zum Zuſtande des erſten Zeitraums aufwärts ſteigen. Außer dem höchſten Weſen giebt es viele gute und böſe Geiſter von verſchiedenem Range. Die letztern können die Menſchen bezaubern, und vorzüglich thun dies die Berggeiſter, oder Deutas, aber die Geiſtlichen können den Zauber löſen. Nur die guten Menſchen reinigen ſich durch eine Seelenwanderung, und kommen endlich in das Paradies. Die böſen wandern in die Hölle, welche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, 18 Qualörter und einen oberſten Gott hat. Die guten Götter oder Burchanen ſind von Zeit zu Zeit auf die Erde gekommen, die Menſchen zu beſſern, und der letzte derſelben, Fo oder Schigemuni hat die lamaiſche Religion geſtiftet, und wohnt noch immer in den Oberlamas. — Der Hauptgötze, den man in allen Tempeln anbetet, heißt Mahamuni (der große Heilige). Alle Andachtsübungen geſchehen in zahlreicher Verſammlung, beim Geſange und Klange rauſchender Inſtrumente, als

ſechsfüßiger Trompeten, kupferner Keſſelpauken, Gongs oder kreisförmiger Inſtrumente aus dünn gehämmerter Glockenſpeiſe, Cymbeln, Waldhörnern, Doppelpauken, und großen Blaſemuſcheln. Die Laien empfangen in den Tempeln den Segen und ſchlürfen einige Tropfen Weihwaſſer ein. Die großen Faſt- und Bettage fallen im Februar, Mai und November; außerdem iſt der 9te, 19te und 29ſte Tag in jedem Monat ein Bettag. Andächtige Leute ſtellen nicht allein beſchwerliche Wallfahrten an, ſondern legen ſich auch harte Kaſteiungen auf. Wer aber als ein Heiliger verehrt ſeyn will, muß 12 Jahre lang ſtehend oder ſitzend ſchlafen, andere 12 Jahre mit über den Kopf gehaltenen Händen pilgern, ſo daß die Arme das Gefühl verlieren, und ſich dann bei den Beinen an einen Baumaſt aufhängen und 3¼ Stunden über einem Feuer hin und her ſchwenken, endlich aber in einer Grube mit Erde völlig bedecken laſſen, und iſt er nach 3¼ Stunden noch am Leben, ſo hat er ſein Ziel erreicht. — Dieſe Religion hat zwei Secten, welche ſich äußerlich durch die Farbe der Prieſterkleidung unterſcheiden, die in einem langen Rock, einer kurzen Weſte, einem langen Mantel und einer kegelförmigen Kappe beſteht, wozu noch ein Roſenkranz kommt. Die eine Sekte hat die gelbe, die andere die rothe Farbe; jene herrſcht am Hofe des Tiſchu-, dieſe am Hofe des Dalai-Lama. Beide Oberprieſter haben ſich als geiſtliche und weltliche Regenten in das eigentliche Tibet getheilt. Der erſte beſitzt den ſüdlichen, der zweite den nördlichen Theil, und beide ſind, nebſt Butan, von dem chineſiſchen Kaiſer, der in Laſſa eine Beſatzung unterhält, ſehr abhängig. Beide hält man für göttliche, unſterbliche Weſen, deren Tod nur ſcheinbar und ein von ihnen beliebter Übergang aus einem durch Alter und Krankheit unbrauchbar gewordenen Körper in einen jüngern und beſſern ſei, für

Stellvertreter der Gottheit und für Mittler zwiſchen ihr und den Menſchen, und man iſt von ihnen überzeugt, daß ſie an dem Weltlichen nur in ſo fern Antheil nehmen, als ſie dabei ihr hohes Vorrecht, zu ſegnen und zu begnadigen ausüben können. Stirbt ein ſolcher Gottmenſch, ſo ſuchen die Prieſter, mit Beiſtimmung des chineſiſchen Gouverneurs, unter den zu der Zeit gebohrnen Kindern dasjenige aus, welches die ihnen allein bekannten Merkmale des Verſtorbenen hat, wobei es allein von ihnen abhängt, es in der Familie zu finden, die ſie zu ſich erheben wollen. Sie erziehen es ganz nach ihren Abſichten und herrſchen in ſeinem Namen ſo lange, bis er ſelbſt regierungsfähig iſt, und ſelbſt dann noch mit ihm und durch ihn, weil er, indem ſie mit ihm ein klöſterliches Leben führen, ihrer Aufſicht nicht entgehen, und weder durch Heirath noch auf andere Weiſe in ſolche Verhältniſſe kommen kann, von denen ihre geiſtliche Herrſchaft etwas zu befürchten hätte. Indeſſen iſt bei dieſer Prieſterregierung alles zum Wohl der Unterthanen gut geordnet. Ganze Schaaren von in- und ausländiſchen frommen Verehrern hohen und niedrigen Standes, kommen, ſelbſt aus den entfernteſten Ländern zu beiden geiſtlichen Häuptern, um ſie anzubeten und mit ihrem Segen heilige Pillen, die man als Amulete am Halſe trägt, zu empfangen, bringen reiche Geſchenke mit, welche die Hauptquellen der fürſtlichen Einkünfte ausmachen, und laſſen ſich die demüthigendſten Gebräuche gefallen. Von dieſen Oberlamas bis zu dem jüngſten Lehrling des Prieſterordens herab, beſteht eine lange Stufenfolge von Unterordnungen, wobei jeder ſeinem unmittelbaren Vorgeſetzten pünktlich gehorcht. Auf jene beiden folgen zunächſt 7 Kutuchten (Erzbiſchöfe). Die gemeinen Kloſterbewohner theilen ſich in drei Klaſſen, deren jede ihren Vorgeſetzten hat. Zur unterſten gehören die Tupas, Lehrlinge,

die in einem Alter von 8 bis 10 Jahren aufgenommen werden. Haben sie bis in ihrem 15ten Jahr die erforderlichen Fortschritte gemacht, so gehen sie zu den Tohpas über, welche zu der höhern Würde eines Gilong oder Mönchs vollends vorbereitet werden. Aus den letztern werden die Klostervorsteher oder Lamas, und die Aufseher über die täglichen Andachtsübungen, über die Speisenvertheilung, und über die auf den Mönchsstuben zu erhaltende Ordnung gewählt. Die Zahl der Geistlichen, welche ehelos leben, ist ausserordentlich groß; denn es ist Gesetz, daß von vier Bauerknaben wenigstens einer sich dem Kloster widmen muß, und da alle Ämter und Würden nur von Mönchen bekleidet werden können, so erwählen auch viele diesen Stand freiwillig. Aber eine Menge derer, welche das Ziel nicht erreichen, oder während der Lehrjahre alle Lust und Fähigkeit zum thätigen Leben verlieren, lassen sich in der Folge in Einöden, meistens auf hohen Bergen nieder, und leben von der Mildthätigkeit der abergläubischen Landleute. Es giebt hier auch Nonnenklöster, wovon das vornehmste auf einer Insel im See Jandro liegt, wo eine Oberlamin göttlich verehrt wird. Die Klöster haben, wegen der Menge der Tempel und Wohnungen, ganz das Ansehn kleiner Städte, und sind überall mit Löwenköpfen geziert, an deren Unterlippen Klöckchen hängen. An den Wegen zu den Klöstern der Oberlamas stehen kleine verschlossene Heiligenhäuser mit Götzen, und Denkmauern mit Tafeln, worauf man die Worte: Uhm maunie paimi uhm liefet — Tangut ist in 11 Provinzen getheilt, wovon einige den Titel Königreiche und Fürstenthümer führen. Die Hauptstadt des eigentlichen Tibets ist Lassa oder Barantola. Sie liegt am Buramputer, wird von vielen Handwerkern und Kaufleuten bewohnt, und ist der Sitz des chinesischen Vicekönigs. Zwei Meilen

davon liegt das Kloſter Putala, die Reſidenz des Dalai-Lama. Es iſt 4 Stock hoch, nach europäiſcher Art gebaut und beſteht aus vielen Höfen, Hallen, Terraſſen fürſtlichen Begräbniſſen und mehr als 10000 Zimmern. Zuweilen bewohnt dieſer Fürſt die Klöſter Laprang a und Brephang. Der Tiſchulama reſidirt mit ſeinen Reichsbeamten und 2500 Mönchen im Kloſter-Tiſchulumbu, 10 Tagereiſen ſüdweſtlich von Laſſa. Es befindet ſich auf einer von kahlen Felſen eingeſchloſſenen Ebne, und beſteht aus 3 bis 400 zu einem Ganzen verbundenen Gebäuden, deren vergoldete Dächer und Thürme das Auge ergötzen. Das Innere des Pallaſtes iſt ſehr prächtig, beſonders das von vergoldeten Säulen getragene Audienzzimmer. Das Grabmal des letztverſtorbenen Tiſchulama wird durch ein Prachtgebäude, das auf einem von Säulen umgebenen Platz ſteht, eingeſchloſſen, und gleicht beinahe einer Pyramide. Die Seiten deſſelben ſind mit Silber belegt. Unten ſteht der goldne Sarg und auf dem Gipfel die goldne Statüe des Verſtorbnen unter einem Prachthimmel, der mit koſtbaren, aus Perlen und Edelſteinen beſtehenden Roſenkränzen geſchmückt iſt. Daneben ſieht man noch eine vergoldete Statüe deſſelben Lama in betender Stellung vor einem aufgeſchlagenen Buche und an und neben dem Denkmale verſchiedene Kleinodien und Seltenheiten, Opfer des chineſiſchen Kaiſers und anderer Großen. Das Ganze iſt ein zweites Loretto. — Bei der Stadt Painom kommen wir über eine Brücke, deren Pfeiler zwar aus Steinen beſtehen, die aber nicht durch Mörtel, ſondern durch Wurzeln und Zweige großer Bäume zuſammen gehalten werden. Von einem Pfeiler zum andern liegen ſchwache Balken, und darüber ſchlechte Steine ohne Verband, ſo daß ſie unter unſern Tritten wanken. Dieſe Brücke ſoll die beſte im Lande ſeyn, denn die übrigen beſtehen bloß aus einigen

neben einander gezogenen Ketten, welche zunächst mit Bambusmatten und dann mit Brettern lose belegt sind. An der Butanischen Grenze liegt die Bergfeste Fari. Dergleichen Kastelle sind zur Beschützung des Innern an mehrern Orten angelegt, und man hält die Festung Duka hier, wo Kanonen und Mörser zwar nicht unbekannt, aber doch nicht gebräuchlich sind, für unüberwindlich. Die Gebirgspässe werden ebenfalls gut bewacht. — Die Sommerresidenz des Priesterfürsten von Butan ist Tassisudon, ein großes Schloß, mit Tempeln und Wohnungen für mehrere Staatsbeamte und 1500 Mönche. Es liegt in einem schönen von einem großen Strome bewässerten Thale, und ist mit Reisfeldern, Landhäusern und Klöstern umgeben. Das Schloß selbst ist ein großes Viereck, welches ein kleineres 7 Geschoß hohes (jedes von 15—18 Fuß) einschließt, worin der Fürst mit dem Hauptgötzen wohnt, jener im vierten, dieser im siebenten Stock. Eine Viertelstunde davon liegen der Marstall, der die auserlesensten tungusischen und tatarischen Pferde und Maulthiere enthält; weiter hin eine Papiermanufaktur, und eine lange Reihe von Häusern, worin Götterbilder und Kirchengeräthe verfertigt werden. — Der Winterpallast heißt Punuka. — Buxadewar auf der südlichen Grenze liegt auf einem Berggipfel, ist fest und der Sitz eines Statthalters, welcher die in der Nähe befindliche heilige Anhöhe mit einer zahlreichen Prozession alle Monat einmal besteigen muß, um dem Schutzgeist dieser Gegend ein Opfer zu bringen.

Das Land Nepal oder Nekpal

zwischen Butan und Indien, ist ganz mit Bergen umgeben, die den Zugang erschweren, und hat Baumwolle, Eisen, Kupfer und Tinkal, Rindvieh und Schaafzucht, vielerlei Geflügel, gute Webereien, ansehnliche Städte und Festungen. Die Häuser sind von Backsteinen, 3 bis 4 Geschoß hoch erbaut, die Straßen gepflastert und sowohl mit Wasser-

leitungen, als mit gemauerten Brunnen verſehen, und die Tempel reich und prächtig. An verſchiedenen Örtern findet man Bildhauerarbeiten von blauem Marmor. Katmandu, Pattan und Batgao ſind die Haupt- und größten Städte dreier Provinzen, worin das Land getheilt iſt, und welche zuweilen eigne Erbfürſten haben, aber zugleich dem chineſiſchen Kaiſer unterworfen ſind. Die Einwohner, vielleicht Hindus, bekennen ſich theils zur braminiſchen, theils zur lamaiſchen Religion, und reden eine der hindoſtaniſchen ähnliche Sprache, außer welcher auch die Ngariſprache gehört wird, welche die Sanskritta an Alter übertreffen ſoll. — Wir wenden uns nördlich zur

Mongholey,

einem 50000 Q. M. großen Lande, das den Raum vom 90—135° d. L. und vom 30 bis über den 50° d. Br. einnimmt, von Tibet, China, Tunguſien, Sibirien, dem Kirgiſenlande und der kleinen Bucharei umgeben und in viele unabhängige Erbſtaaten getheilt iſt, deren Khane die chineſiſche Landeshoheit anerkennen. Die Bewohner theilen ſich in zwei Hauptäſte, in die eigentlichen Mongholen und in die Öldt oder Kalmücken und letztere wieder in die Songaren, Choſchoten, Derbet und Torgoten. Hiernach zerfällt das Land in die Kalmuckey und Mongholey. Die erſte begreift den weſtlichen Theil des Landes und beſteht

1) Aus der Songarei, welche im Norden und Oſten die Gebirge Alginskoi und Altai enthält. In dem letzten ſind die höchſten Berge der alten Welt und die Quellen des Irtiſch, Obi und Jeniſei. Der erſtere fließt hier durch den 40 Meilen langen und halb ſo breiten Saiſanſee, und ſetzt ſeinen Lauf, ſo wie die andern beide, nach Sibirien fort. Der Süden hat nur Steppenflüſſe, worunter der Ili, welcher ſich in den Balkaſchſee ergießt, der größte iſt.

2) Aus

2) Aus der Choschotei, die auch gebirgigt, doch meistens Steppenland ist, und die Quellen des nach China fließenden Hoangho, den Kokonor oder blauen See, und mehrere Steppenflüsse und Seen enthält.

Die eigentliche Mongholey, der östliche Theil des ganzen Landes, hat nach ihren Bewohnern, den Kalkas und Scharra-Monghoten, ebenfalls zwei Hauptheile.

1) Die Kalkas-Mongholey, welche von dem in den See Dalainor fließenden Kalkafluſſe benannt wird. Sie begreift die nördliche Hälfte des Landes, und hat im Norden das Jablonoi oder Apfelgebirge, auf welchem der Onor und Kerlon entspringen, die nach ihrer Vereinigung Amur heißen; im Süden aber Steppen, hohe Berge und einen Theil der Wüste Kobi. An einem der hiesigen Steppenflüsse soll Dschingiskhans Residenz, Karakorum, von der keine Spur übrig geblieben ist, gelegen haben. Der chinesische Hauptposten gegen Rußland ist die befestigte Stadt Kuroe oder Urga, wo auch der chinesische Statthalter, ein mongholischer Fürst und ein Kutuchta residiren. Der letztere wird von den Eingebohrnen eben so verehrt, als der Dalai-Lama, von dem er sich losgerissen hat. An der sibirischen Grenze, ohnweit Kiachta, liegt die kleine Handelsstadt Maimatschin.

2) Die Scharra oder gelbe Mongholey (von der Farbe der Zelttücher so genannt) begreift die südliche Hälfte des Landes und einen ansehnlichen Theil der obgedachten Wüste. Südöstlich krümmt sich der Hoangho in diese Landschaft und dort ist sie auch angebaut, die westlichen und östlichen Theile aber bestehen meistens aus Steppen. Unter mehrern Örtern ist Dschehol, als ein Sommeraufenthalt des chinesischen Kaisers, zu bemerken.

Der salz- und salpeterreiche Boden dieser hoch liegenden Länder ist größtentheils mit Sand und Kieseln bedeckt, und die Gebirge sind meistens kahl und mit Steinen überschüttet. Das Klima ist kalt und der Winter oft so streng, daß sich das Quecksilber in einen festen Körper verwandelt. Dabei werden die Stürme, welche alles mit Eis überziehen, nicht selten so heftig, daß sie Menschen und Thieren alle Besinnung rauben und Felsenstücke umherschleudern. Bei dieser Beschaffenheit liegt fast das ganze Land unangebaut, auch eignet es sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau, denn es hat sehr gute Weiden an den Flüssen und Abhängen der Berge, vornehmlich in den bewaldeten nördlichen Gegenden des östlichen Theils. Besonders angenehm sind die Ufer des Kerlon und Tula. In einigen Landschaften wächst Baumwolle und die Choschotei ist das Vaterland des Rhabarbers. Ginseng findet man häufig. Zu den Hausthieren der herumziehenden Einwohner gehören Pferde, Esel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Kameele und Rennthiere. In den Wildnissen schweifen ganze Heerden wilder Pferde und Halbpferde, Esel und Kameele umher. Der wilde Esel oder Onager ist gelbbraun und hat einen schwarzen Rücken, einen doppelten Querstrich über die Schultern, kurze Ohren und einen Kuhschwanz. Er läßt sich nicht zähmen, übertrifft das Pferd an Schnelligkeit und zieht heerdenweise im Frühjahr nach den nördlichen, im Herbste nach den südlichen Gegenden. Das wilde Halbpferd oder der Dschiggetai ist leicht und schlecht gebaut, etwas größer als ein Maulthier, hat Hufen, Rücken, Mähne und Schweif, welche schwarz sind, vom Esel, einen dunkeln Streif über den Rücken, und gelbbraunes, im Winter zottiges, im Sommer kurzes, glänzendes Haar. Er trägt den etwas dicken Kopf hoch und die Ohren aufgerich-

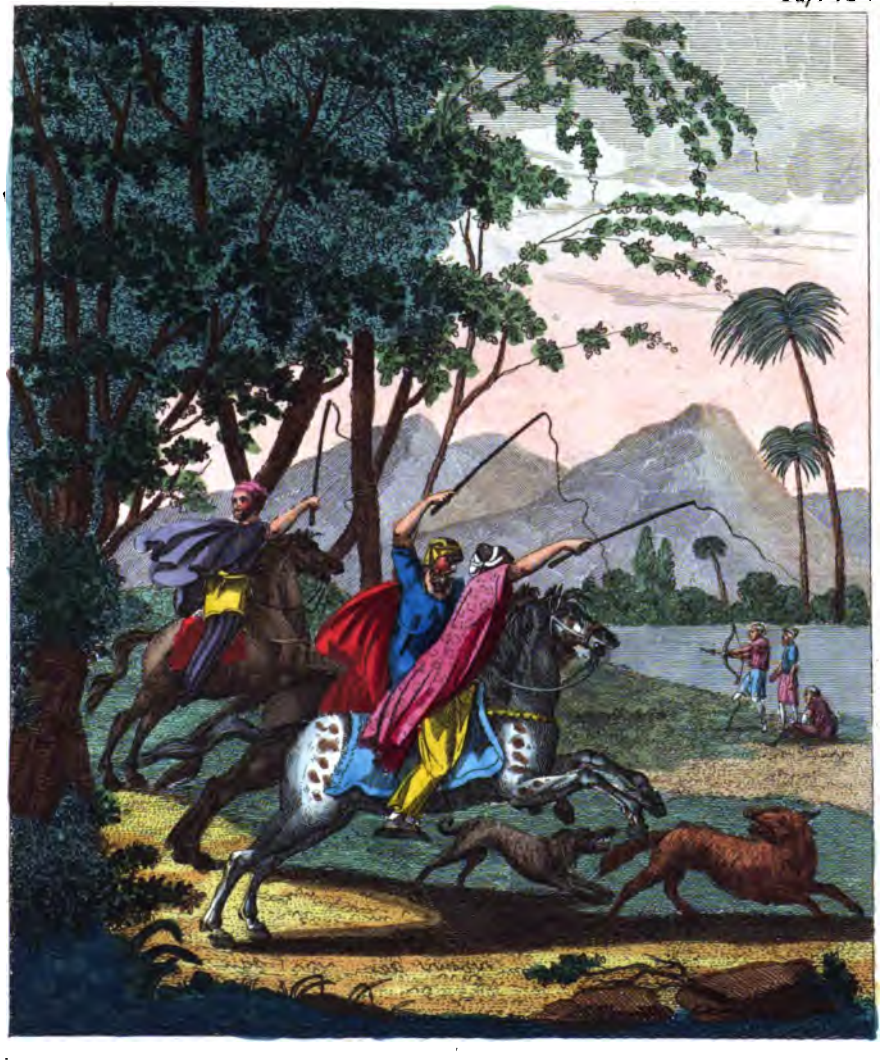
tet, und ist so schnell, daß ihn kein Pferd einholen kann, weßhalb man ihm auf der Jagd durch List beizukommen sucht. Es läßt sich ebenfalls nicht zähmen, lebt in Heerden und hat ein schmackhaftes Fleisch. Die Mongholen und Kalmücken gleichen sich in der physischen Beschaffenheit, in den Sitten und der Lebensart. Sie haben große, entweder länglichte, spitze, oder ganz runde Köpfe, sind gelbbraun, von mittler Größe, schlank, hager, dickhalsig, übrigens gut gestaltet, außer daß sich die Schenkel von dem beständigen Reiten krümmen. Die Augenbraunen sind schmal, schwarz und wenig gebogen, die Backenknochen hervorstehend, die Lippen breit, die Augen schwarzgrau, die Zähne weiß, die Ohren groß und abstehend, die Nase ist platt und klein, der Bart schwach und das Haar schwarz. Ihre Sinneswerkzeuge werden von Jugend auf geübt, so daß sie ein Feuer in weiter Entfernung riechen, noch weiter Pferdegetrabe hören, und den geringsten Gegenstand, selbst entfernten Staub erkennen. Zugleich besitzen sie, ohne daß ihre Geisteskräfte ausgebildet werden, guten natürlichen Verstand, viel Gedächtniß und große Fähigkeit alles zu lernen. Sie essen gewöhnlich das Fleisch der gefallnen Thiere, Wildpret und Blut, das mit und ohne Grütze in Därmen gekocht wird; gesundes Vieh wird, Schaafe ausgenommen, deren Fettschwänze ein Hauptgericht sind, selten geschlachtet. Am meisten lieben sie das Fleisch der Füllen und fetten, gedörrten und gespickten Pferdebraten. Kopf und Mastdarm werden, als die besten Stücke, immer den Gästen verehrt. Das überflüssige Fleisch wird in Streifen an der Luft getrocknet oder geräuchert und für den Nothfall aufgehoben. Die Magen großer Thiere dienen ihnen zu Milchgefäßen. Man trägt das zerschnittene Fleisch mit Schaum und Brühe in hölzernen Schüsseln auf, setzt sich im Kreise mit untergeschla-

genen Beinen umher, und langt mit den Händen zu, die mit Baſt oder faulem Holze, die Geſchirre aber mit Graſe oder Filze gereinigt werden. Das gewöhnliche Getränk iſt zuſammengegoſſene, ſaure, in einem nie gereinigten Schlauche abgekochte Milch von verſchiedenen Thieren, oder Waſſer mit Milch vermiſcht, oder Kumiß, welcher aus ſaurer Pferdemilch bereitet wird, indem man das geiſtige Weſen derſelben aus einem großen, über Feuer ſtehenden, bedeckten Keſſel, in einen kleinern, durch eine hölzerne, mit Leder überzogene Röhre laufen läßt. Das ſaure Überbleibſel wird theils verzehrt, theils zum Bereiten der Schaaffelle gebraucht, theils zu Käſe gekocht. Man macht auch Käſe und Butter aus Kuh-, Schaaf- und Ziegenmilch. Thee und Taback ſind ebenfalls im Gebrauch, und erſterer bekommt einen Zuſatz von Butter, Salz und Kameelmilch. — Die Männer tragen ein offnes, kurzes Hemde, weite, lange, leinene oder baumwollne Hoſen, mehrere lange Weſten von Seide oder Baumwolle mit Ärmeln, ein langes tuchnes Oberkleid mit Ärmeln und Halbſtiefeln von Juchten. Der Arme begnügt ſich mit ledernen Beinkleidern und einem Schaafpelz. Die Reichen tragen koſtbares Pelzwerk und die Geiſtlichen Fuchspelze. Die Weiber haben ebenfalls lange Hoſen, ein um den Hals anliegendes Hemde, ein langes Kleid und beim Ausgehen noch ein längeres und reiches Oberkleid. Die Männer ſcheeren den Kopf bis auf einen Fleck hinter dem Scheitel, deſſen Haare in Zöpfe geflochten werden. Die Weiber tragen einen Hinterzopf und mehrere Seitenzöpfe und Ohrgehänge. Beide Geſchlechter haben im Sommer Hüte, im Winter aber gelbe, mit Wolle ausgeſtopfte, mit Pelz beſetzte und mit einem rothen Quaſt gezierte Mützen. Die Wohnungen oder Kibitken ſind nichts, als ein durch Riemen und einen hölzernen Kranz zuſammengehaltenes und

mit Filz bedecktes Gitterwerk, deſſen Eingang mit Filz verhangen iſt, und deſſen Dach aus zwei, durch lange Stangen in die Höhe geſchobenen Mänteln beſteht, in deren Mitte ſich ein Rauchloch befindet, das zugleich die Stelle des Fenſters vertritt. Der Fußboden iſt mit Filzteppichen belegt, und in der Mitte der Feuerplatz mit einem großen Dreifuße, auf welchem die Speiſen in flachen eiſernen Schaalen gekocht werden. Dem Feuer gegenüber ſteht das Bettgeſtell des Wirths mit dem Hausgötzen, der an Feſttagen geſchmückt wird, und an den Seiten befinden ſich Kleiderkaſten, Säcke mit andern Habſeligkeiten, Milchſchläuche und Hausgeräthe. Die fürſtlichen Hütten ſind eben ſo gebaut, nur größer und geſchmückter. — Der größte Reichthum dieſer Nomaden beſteht in Pferden, Rindvieh, Schaafen und Ziegen; die Reichen haben auch Kameele. Im Winter halten ſie ſich in den ſüdlichen Gegenden auf und bleiben an einem Orte, im Sommer wandern ſie nach Norden und verändern ihr Lager alle vier bis acht Tage, wobei die Horden es mit einander verabreden, welche Gegenden ſie beziehen wollen. Die Chane, Lamas und Götzen bekommen die beſten Lagerplätze, jeder andere wählt ſich den ſeinigen nach Belieben. Das Gepäck wird auf Kameelen und Stieren fortgeſchafft; und Kinder, die noch nicht reiten können, ſetzt man in Körbe und hängt dieſe den Laſtthieren an. Die Weiber, welche dem Hausweſen vorſtehen, gerben die Felle, verfertigen die Milchſchläuche und die wollnen Filze, welche ihnen zu Schlafpolſtern, Regenmänteln, Teppichen und Decken unentbehrlich ſind. Man macht ſie von verſchiedener Güte und Farbe, und belegt ſie auch wohl mit Figuren. Die Schmiede bringen mit einfachen Werkzeugen recht gute Waffen, Pferdezeuge, Meſſer und andre Eiſenarbeit, goldne Ohrringe und gottesdienſtliche Geräthe zu Stande. Hin und wieder

macht man Papier, und Zeuge aus Wolle, Seide und Baumwolle. Die fehlenden Bedürfnisse werden von Russen und Bucharen gegen Vieh und Pelzwerk eingetauscht. — Unter den mongholischen Vergnügen steht die Jagd oben an. Die Vornehmen lieben die Vogelbaitze; auf Wölfe aber ist die Parforcejagd die gewöhnlichste. Haben die Reuter einen Wolf eingeholt, so wird er mit dicken Peitschen todt geschlagen. Man hält dazu auch Hunde, und selbst die Pferde gehen wüthend auf den Wolf los und schlagen ihn mit den Vorderfüßen zu Boden. Füchse und Dachse treibt man durch Rauch aus den Hölen; kleinen Thieren legt man Fallen; Rothwild und großes Geflügel schießt man mit der Büchse. Öfters läßt man Pferde nach einem Ziele rennen, und beehrt die Sieger mit ausgezeichneten Namen. Die Ringer beobachten gewisse Kampfgesetze und dürfen einander nicht beschädigen. Mit dem Pfeil schießt man sowohl nach dem Ziele, als auch, um die Stärke des Arms zu zeigen, in die Luft. Bei Festlichkeiten werden Trinkgelage angeordnet, wobei jeder seinen Kuhmiß mitbringt und die Mädchen singen. Die Winterabende verkürzt sich die Jugend mit Tanz, Gesank und Musik. Fast jedes Mädchen spielt die Laute; Mannspersonen blasen die Flöte; aber ihre Liebes- und Heldenlieder haben keine angenehme Melodien. Beim Schach- und Kartenspiele sitzen die Männer oft Nächte hindurch. So verlebt der Monghole seine Tage sorgenfrei und fröhlich. Der Vater verkauft zwar seine Tochter ohne sie zu fragen, an einen Mann, muß ihr aber eine Ausstattung mitgeben. Fürsten und Vornehme haben mehrere Frauen, doch behauptet die vom Priester eingesegnete rechtmäßige Gattin vor den übrigen den Vorzug. Die Weiber haben zwar die mehrsten Arbeiten; aber die Männer suchen sie ihnen durch Theilnahme zu erleichtern und begegnen ih-

Tab. VI.



UNIV. OF MICH.

nen mit Achtung und Schonung. Wer ein Weib beleidigt, zieht sich eine harte Strafe zu, wenn er auch dazu gereizt seyn sollte. Eifersucht ist nicht die Sache des Mannes; er läßt sich bei entstandenem Ehebruch durch Geschenke versöhnen. Die Mongholen leben übrigens sehr verträglich und behandeln auch Fremde liebreich. Sie sind sehr gastfrei und theilen mit einander was sie haben, selbst Vornehme mit Niedrigen, nur nicht gern Geräthe und Vieh. Daher sieht man hier keine Bettler, und kann der Arme sich nicht anders helfen, so vermiethet er sich als Hirt oder Tagelöhner. Sie ehren die Alten, dienen und gehorchen ihnen gern, den Priestern blindlings, verschweigen Geheimnisse und bestehlen einander nicht leicht. Ihre auswärtigen Räubereien entstehen meist aus Haß oder Rache. Sobald der Sohn seine Kräfte fühlt, nimmt er dem Vater die Sorge für die Heerden ab, und die Töchter gehen der Mutter zur Hand. Der Volkshaufen, worüber ein Erbfürst oder Khan herrscht, heißt Ulus und besteht aus mehrern nahen Haufen oder Aimaks, über welche gewisse Edle oder Saißans gebieten. Jeder Aimak theilt sich der Weide wegen in zehn bis zwölf Gezelte oder Familien und ein solcher Haufe heißt Chatun und hat auch einen Aufseher. Der älteste Sohn folgt seinem Vater in der fürstlichen Würde; die übrigen Söhne werden mit einigen Ulus appanagirt, und bleiben Vasallen des Fürsten. Nach dem Aussterben der regierenden Linie folgt der älteste vom nächsten Zweige. Aber bisweilen kündigt ein mächtiger Vasall dem Khan den Gehorsam auf, und dann ist ein Bürgerkrieg unvermeidlich. Fürsten und Vasallen herrschen so unumschränkt, daß sie ihre Unterthanen willkührlich verschenken, nur nicht tödten können, weil dies die lamaische Religion verbietet. Sie bekommen den Zehnten vom allem Vieh und fordern oft noch willkührlich Abgaben. Jeder

Khan hat einen Staats- und Gerichtsrath, den die vornehmsten Priester, Prinzen und Saißanen bilden, und der theils nach geschriebnen, theils nach herkömmlichen Gesetzen richtet, sich auch der Feuerproben bedient. Jeder Mann ist Soldat, und mit einem eisernen Netz gepanzert. Seine Waffen sind Lanzen, Bogen, Dolche, Säbel und Flinten. Am Hofe eines Khans befindet sich immer ein Oberlama, unter denen die Bischöfe und Priester stehen, welche zugleich Ärzte sind. Der Gottesdienst wird in der tibetischen Sprache gehalten. Von wissenschaftlichen Kentnissen ist in der Mongholey keine Spur zu finden. — Gegen Morgen liegt

Tungusien oder Amurland,

welches dem chinesischen Kaiser unmittelbar unterworfen ist. Es ist 40000 Quadratmeilen groß, sehr gebirgigt und in Osten ganz mit Waldungen bedeckt. Der schiffbare Amur durchströmt es in großen Krümmungen von Westen nach Osten, und ergießt sich in den östlichen Ocean. Das Klima unterscheidet sich wenig von dem mongholischen, es ist wo möglich noch kälter. Rhabarber und Ginseng sind außer den Produkten des Ackerbaus, der Viehzucht und Fischerei Haupterzeugnisse. Das ganze Land theilt sich in die Statthalterschaften Tsitsikar und Kirin; jene begreift den nördlichen, diese den südlichen Theil. Dazu kommen noch die große, durch die Perousenstraße von der Insel Jesso oder Tschicha getrennte Insel Seghalien vor der Amurmündung, und die Landschaft Leao mit der Stadt Mukden. In Tsitsikar ist die gleichnamige, am Flusse Noni und an der westlichen Grenze gelegene Hauptstadt ein chinesischer Verbannungsort. Nördlicher liegen Merghen, Sachalin und Ulossu Mudan am Amur, der äußerste Grenzposten der Chinesen gegen Rußland. Die Hauptstadt in Kirin ist das südlich gelegene

gelegene Kirin Ula Chotong, wo der Vicekönig reſidirt. — Die Tunguſen, welche ſich in mehrere Völkerſchaften theilen, zu denen auch die ehemaligen Eroberer von China, die Mandſchu gehören, ſind ſchlank gewachſen, haben ein weniger plattes Geſicht als die Monghoolen, kleine lebhafte Augen, eine kleine Naſe, ſchwarzes langes Haar, das bis auf eine Scheitelflechte frei hängt, wenig Bart, ein ſcharfes Geſicht und Gehör, und ſind ſehr munter. Sie tragen einen Rock, Hoſen und Strumpfſtiefeln, alles von Leder, mit Sehnen und Pferdehaar geſtickt und mit Glaskorallen geziert, auf bloßem Leibe, einen zierlich genähten Bruſtlatz mit einem blechernen Götzen, einen härnen Schurz und im Winter einen Pelz, eine aus der Haut eines Thierkopfes beſtehende Mütze und Halbſtiefeln. Gewöhnlich führen ſie Pfeile und krumme Jagdſpieße. Sie wohnen in Jurten, welche aus kegelförmig in die Runde geſtellten und mit Rinde bedeckten Stangen beſtehen, übrigens wie die mongholiſchen Kibitken eingerichtet ſind. Ein kupferner Keſſel oder eine eiſerne Pfanne, Gefäße von Holz, Rinde und Leder, Schläuche, Schneeſchuhe, Schlitten, Spaten, Beile, Jagd- und Fiſchergeräthe machen ihren Hausrath aus. Ihr Wintervorrath, den ſie in Gruben aufheben, beſteht, außer dem was die Jagd täglich giebt, in getrockneten und geräucherten Fiſchen und ſolchem Fleiſche, in wilden Beeren und Käſe. Die Speiſen werden einfach aber reinlich zubereitet. Man trinkt Quell- und Birkenwaſſer, Brühen und Thee, und raucht Taback. Als Nomaden, die von der Viehzucht, Jagd und Fiſcherei leben, denn nur die Dauren ſind Ackerbauer und haben feſte Wohnſitze, betreiben ſie kein anderes Handwerk als das der Schmiede. Ihre Religion iſt die ſchamaniſche, die älteſte im Orient. Vielweiberei iſt zwar bekannt, aber nicht Sitte. Dieſe gutmüthigen Menſchen

wiſſen nichts von Argwohn, Eiden, Diebſtahl und Betrug, nichts von Entwürfen und Sorgen, und gleichgültig gegen alles was außer ihrem Kreiſe liegt, werden ſie nicht von thörichten Wünſchen gequält. Sie theilen gaſtfrei mit jedem was ſie beſitzen, und verlieren ſelbſt beim Mangel an Nahrung nicht den Muth, denn ihre Lebensart giebt ihnen ſchon früh eine außerordentliche Entſchloſſenheit. Sie beſitzen Geiſtesfähigkeiten, Sprachen und Wiſſenſchaften zu lernen, aber bis jetzt fehlt es ihnen an Anſtalten und Mitteln zur Ausbildung des Geiſtes. Mehr von ihnen bei Sibirien. — Südlich kommen wir über ein Schneegebirge nach

der Halbinſel Korea,

welche zwiſchen dem 34 und 42° der Breite liegt, vom japaniſchen, chineſiſchen und gelben Meere gebildet wird und 4200 Quadratmeilen Größe hat. Die Küſten ſind durch Klippen, Untiefen und Wachtſchiffe geſichert. Unter den Flüſſen ſind der Tumen in Nordoſten und der Jualn in Nordweſten die größten. Korea iſt gebirgig, beſonders im rauhen nördlichen Theil, welcher außer Holz, Ginſeng und Gerſte, wenig hervorbringt, und von vielen Pelzthieren, aber von wenig Menſchen bewohnt wird. Die ſüdlichen den wärmern Winden offen ſtehenden Landſchaften ſind fruchtbar und gut angebaut, ſtark bevölkert und liefern Reis, Weitzen und anders Getreide, Taback, Hanf, Baumwolle, Seide, Obſt und gelben Gummilak, der den beſten chineſiſchen übertrifft. Zahmes Vieh, Wildpret, Geflügel, Fiſche, Perlen, Schlangen, Krokodille, Eiſen, Blei und Salz giebt es in Menge, vielleicht auch Gold und Silber. — Die Koreaner, eine Vermiſchung von Chineſen und Mandſchu, ſind wohlgeſtaltet und von guter Geſichtsbildung. Sie kleiden ſich chineſiſch, und die Gelehrten machen ſich durch zwei Federn

auf der Mütze kenntlich. Die Häuser gleichen denen in China. Gewöhnlich ißt man Reis und trinkt Reiswasser nebst anderm aus Getreide bereiteten Getränke. Beide Geschlechter rauchen von Jugend auf Taback. In der Sprache unterscheiden sie sich von den Chinesen, weniger in der Religion, den Künsten und Wissenschaften. Die Mönche nähren sich von ihrer Hände Arbeit, entrichten Abgaben, dürfen kein Fleisch essen und mit keinem Weibe umgehen, können aber in die Welt zurückkehren. Dies gilt auch von den Nonnen. Ihre Klöster liegen mit den Tempeln außerhalb der Städte auf reizenden Anhöhen und haben schöne Gärten. Musik, Tanz und andere Vergnügen lieben sie sehr. Die Ehen sind bis in den dritten Grad der Verwandschaft verboten. Ein Mann darf gesetzlich nur eine Frau im Hause haben, außerhalb aber so viel er will. Die Mädchen werden schon in ihrer Jugend verlobt, und wohnen alsdann bis zur Hochzeit bei ihren Schwiegeraltern. Die Kinder werden mit Sanftmuth und gut erzogen. Fleißig und geschickt, verfertigen die Koreaner vortreffliches baumwollen Papier, feine Fußdecken, Zeuge aus Hanf und Baumwolle, stehn aber bloß mit China und Japan in Handelsverbindungen, wohin sie Tiger-, Zobel- und Biberfelle, Seide und andre Produkte bringen. Korea ist eine unumschränkte erbliche Monarchie, der Regent muß aber dem chinesischen Kaiser huldigen und Tribut geben, und selbst seine Gemahlin wird erst vom Kaiser zur Würde einer Königin erhoben. Alle Ländereien gehören dem Könige, der sie höchstens auf Lebenszeit als Lehen vergiebt. Jeder Unterthan, der nicht Soldat ist, muß drei Monate lang im Jahre für ihn arbeiten. Seine Einkünfte fließen aus den Domainen, Zöllen und Zehnten aller Erzeugnisse. Die Landesgesetze sind streng. Ein Staatsverbrecher wird mit seiner ganzen Familie hinge-

richtet; Mörder und Diebe werden todt getreten und Schuldner oft zu Tode geprügelt. Die kleinste Vergehung wird schon mit der Bastonade bestraft. Die in Regimenter getheilte Soldaten sind mit Flinten, Degen, Bogen und Peitschen bewaffnet. Jede Stadt muß aus ihrem Bezirke eine Anzahl Mönche stellen und unterhalten, um die Festungen zu besetzen und zur Deckung der Küste, ein zweimastiges Kriegsschiff von dreißig Rudern, 300 Mann und einigen Kanonen ausrüsten. Die furchtsamen, kleinmüthigen und schwachen Koreaner haben aber keine Neigung zum Militär. Man sagt auch, daß sie leichtgläubig, listig und betrügerisch wären. — Das ganze Land ist in acht Provinzen getheilt, die unter eben so vielen Statthaltern stehen, und 180 Städte enthalten sollen. Darunter ist King Kitao die Haupt- und Residenzstadt. Der Oberbibliothekar der hiesigen großen königlichen Bücherſammlung ist jederzeit ein Prinz vom Geblüte.

Das Kaiserthum China oder Sina

erstreckt sich vom 115 bis 140° der Länge und vom 21 bis 40° der Breite, und wird von Leao, der Mongholey, Tibet, Hinterindien und dem Ocean umgeben. Es hat vornehmlich in Norden und Westen hohe Gebirge und dort gemäßigte Sommer und strenge Winter, im Süden aber heiße Sommer und stürmische nasse Winter. Manche Gegenden leiden öfters von heftigen Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen. China ist stark bewässert; aber das Wasser ist schlecht, daher trinke man gewöhnlich Thee. Wo es an Flüssen fehlt sind Kanäle gezogen. Die beiden Hauptströme sind der reißende Hoangho oder der gelbe, und der Kiang oder der blaue Fluß. Jener entspringt in der Choschotei, dieser in Tibet; beide treten jährlich aus ihren Ufern, nehmen fast alle übrigen Gewässer auf und ergießen sich nach einem sehr gekrümmten Laufe

in das östliche Meer. Die Zahl der Seen beläuft sich auf 765. Der Boden ist vorzüglich im Süden sehr ergiebig und giebt jährlich zwei bis drei Reisernden; man findet aber auch unfruchtbare Wüsteneien und beträchtliche Wildnisse, die ganze Heere von Räubern beherbergen. Indeß sind wenige Länder von der Natur so reichlich ausgestattet worden als China. Die Gebirge enthalten mineralische Wasser, edle und unedle Metalle, Lasurstein, Porphyr, Jaspis, Marmor, klingende Steine, die zu musikalischen Instrumenten bearbeitet werden, Vitriol, Alaun, Salz und Steinkohlen. Außer den indischen Feld- und Gartenfrüchten giebt es hier noch verschiedene eigenthümliche Gewächse, als Firniß-, Talg-, Leim-, Wachs-, Theebäume und andere. Von den beiden Gattungen des Firnißbaums ist die eine dem Kirsch-, die andere dem Nußbaum ähnlich. Jene giebt durch Aufritzen der Rinde einen giftigen, stinkenden Saft, diese aber den Firniß durch Auspressen der Nüsse. Der Talgbaum erreicht die Höhe des Kirschbaums, hat feuerfarbne Blätter und trägt eine fette, haselnußgroße Schaalenfrucht, aus der man Lichte zieht, die aber übel riechen und schwach brennen. Der Leimbaum liefert eine milchähnliche Materie, die man beim Vergolden braucht. Der Wachsbaum enthält in seinen Zweigen fettige Theile, die durch einen Laugenaufguß als grünes Wachs zu Boden fallen. Die daraus verfertigten Lichte brennen sehr hell, sind aber theuer. Der Theebaum oder Strauch wächst sowohl wild als in Pflanzungen, und wird bis 6 Fuß hoch. Man hat zwei Arten davon, den braunen oder Theebou und den grünen. Jener hat scharfe, dunkelgrüne Blätter, die durch das Rösten braun werden, dieser aber glatte, hellgrüne Blätter, die beim Rösten grün bleiben. Die weiße Blüthe ist den wilden Rosen und die Frucht, aus welcher man ein

richtet; Mörder und Diebe werden todt getreten und Schuldner oft zu Tode geprügelt. Die kleinste Vergehung wird schon mit der Bastonade bestraft. Die in Regimenter getheilte Soldaten sind mit Flinten, Degen, Bogen und Peitschen bewaffnet. Jede Stadt muß aus ihrem Bezirke eine Anzahl Mönche stellen und unterhalten, um die Festungen zu besetzen und zur Deckung der Küste, ein zweimastiges Kriegsschiff von dreißig Rudern, 300 Mann und einigen Kanonen ausrüsten. Die furchtsamen, kleinmüthigen und schwachen Koreaner haben aber keine Neigung zum Militär. Man sagt auch, daß sie leichtgläubig, listig und betrügerisch wären. — Das ganze Land ist in acht Provinzen getheilt, die unter eben so vielen Statthaltern stehen, und 180 Städte enthalten sollen. Darunter ist King Kitao die Haupt- und Residenzstadt. Der Oberbibliothekar der hiesigen großen königlichen Büchersammlung ist jederzeit ein Prinz vom Geblüte.

Das Kaiserthum China oder Sina

erstreckt sich vom 115 bis 140° der Länge und vom 21 bis 40° der Breite, und wird von Leao, der Mongholey, Tibet, Hinterindien und dem Ocean umgeben. Es hat vornehmlich in Norden und Westen hohe Gebirge und dort gemäßigte Sommer und strenge Winter, im Süden aber heiße Sommer und stürmische nasse Winter. Manche Gegenden leiden öfters von heftigen Erdbeben uud vulkanischen Ausbrüchen. China ist stark bewässert; aber das Wasser ist schlecht, daher trinke man gewöhnlich Thee. Wo es an Flüssen fehlt sind Kanäle gezogen. Die beiden Hauptströme sind der reißende Hoangho oder der gelbe, und der Kiang oder der blaue Fluß. Jener entspringt in der Choschotei, dieser in Tibet; beide treten jährlich aus ihren Ufern, nehmen fast alle übrigen Gewässer auf und ergießen sich nach einem sehr gekrümmten Laufe

in das östliche Meer. Die Zahl der Seen beläuft sich auf 765. Der Boden ist vorzüglich im Süden sehr ergiebig und giebt jährlich zwei bis drei Reiserndten; man findet aber auch unfruchtbare Wüsteneien und beträchtliche Wildnisse, die ganze Heere von Räubern beherbergen. Indeß sind wenige Länder von der Natur so reichlich ausgestattet worden als China. Die Gebirge enthalten mineralische Wasser, edle und unedle Metalle, Lasurstein, Porphyr, Jaspis, Marmor, klingende Steine, die zu musikalischen Instrumenten bearbeitet werden, Vitriol, Alaun, Salz und Steinkohlen. Außer den indischen Feld- und Gartenfrüchten giebt es hier noch verschiedene eigenthümliche Gewächse, als Firniß-, Talg-, Leim-, Wachs-, Theebäume und andere. Von den beiden Gattungen des Firnißbaums ist die eine dem Kirsch-, die andere dem Nußbaum ähnlich. Jene giebt durch Aufritzen der Rinde einen giftigen, stinkenden Saft, diese aber den Firniß durch Auspressen der Nüsse. Der Talgbaum erreicht die Höhe des Kirschbaums, hat feuerfarbne Blätter und trägt eine fette, haselnußgroße Schaalenfrucht, aus der man Lichte zieht, die aber übel riechen und schwach brennen. Der Leimbaum liefert eine milchähnliche Materie, die man beim Vergolden braucht. Der Wachsbaum enthält in seinen Zweigen fettige Theile, die durch einen Laugenaufguß als grünes Wachs zu Boden fallen. Die daraus verfertigten Lichte brennen sehr hell, sind aber theuer. Der Theebaum oder Strauch wächst sowohl wild als in Pflanzungen, und wird bis 6 Fuß hoch. Man hat zwei Arten davon, den braunen oder Theebou und den grünen. Jener hat scharfe, dunkelgrüne Blätter, die durch das Rösten braun werden, dieser aber glatte, hellgrüne Blätter, die beim Rösten grün bleiben. Die weiße Blüthe ist den wilden Rosen und die Frucht, aus welcher man ein

Öl preßt, den Schlehen ähnlich. Die Blätter werden vor dem dritten Jahre nicht gepflückt; im 7ten Jahre wird aber der Baum abgehauen, um einen neuen Trieb zu machen. Man pflückt mit Vorsicht ein Blatt nach dem andern und zieht dazu Handschuh an. Die erste Lese geschieht im Merz, wenn die Blätter noch zart sind, und giebt den Kaiser- oder Blumenthee, den der Hof bekömmt. Die zweite im April giebt den besten verkäuflichen Thee und die dritte im Mai den schlechtesten. Der Unterschied in den Theesorten beruht aber nicht allein auf dem Alter der Blätter, sondern auch auf dem Boden, der Kultur und dem Röſten. Das letztere geschieht unter Aufsicht in öffentlichen Gebäuden. Jedes derselben faßt zehn bis zwanzig Öfen, mit kupfernen oder eisernen Platten, auf welchen die Blätter mit den Händen umgewendet werden. Sind sie dadurch gehörig erhitzt worden, so rollt man sie mit hohler Hand auf Binsenmatten, damit sie kraus werden. Dies Röſten und Rollen geschieht einigemal, worauf der Thee in Kasten fest verschlossen wird, damit er seine Kraft nicht verliere. Den Karavanenthee, welcher gewöhnlich unter den braunen Theesorten der beste ist, erhalten wir durch russische Karavanen. Der Peckingthee gehört auch zu der braunen, der Heysanthee aber zu der grünen Art. Vom Jahr 1786 bis 1797 haben die Engländer im Durchschnitt jährlich fast 20 Millionen Pfund ausgeführt, man will aber berechnet haben, daß im Auslande mehr Thee verbraucht wird als in China wächst. Die Chinesen trinken ihn ohne Zucker und Milch. — Die Rhabarberwurzel wird häufig angebaut. Sie dauert mehrere Jahre, wird mit der Zeit fester, wiegt oft 20 Pfund, ist auswendig braun-, inwendig safrangelb und roth geadert und läßt sich leicht zerreiben. Ihre verschiedene Güte rührt von der Beschaffenheit des Bodens, von ihrem Alter und der Behand-

lungsart nach dem Ausgraben her. Den Ginseng halten die Chinesen für die beste Medizin, und gebrauchen ihn häufig, die Chinawurzel aber mehrentheils als Färbestoff. Der Samen des chinesischen Ölrettigs giebt ein gutes Brennöl. Aus dem feinen, mit Gummi versetzten Ruß verfertigt man den schwarzen Malercusch. Zu den angenehmsten Früchten gehört die Litschi, eine sauersüße rothe und grüne Steinfrucht, so groß als eine Wallnuß, mit schuppichter Haut. Sie wächst traubenweise auf einem Baume und hat ein weißes, saftiges, wohlriechendes Fleisch, das auf der Zunge zergeht. Man sieht es als eine besondere Gnade an, wenn der Kaiser jemanden mit einer Litschi beschenkt. Nirgends auf der Erde ist der Ackerbau so blühend als hier, wo ihn die Religion heiligt. Man bepflanzt sogar die steilsten Abhänge, bedeckt kahle Felsen mit Erde, legt Terrassen an, gräbt Cisternen und Kanäle, tränkt die Felder durch Ziehbrunnen oder schleudert das in wasserdichten Körben geschöpfte Flußwasser darauf, oder bedient sich dazu einfacher Schöpfräder, umzieht die Zucker- und Reisfelder mit Dämmen, und sammlet den Straßendünger sorfältig, am liebsten aber Menschenkoth, der mit Thonerde vermischt wird, aus welcher Ursache an den Landstraßen große Töpfe zum Gebrauch für die Vorübergehenden stehen. Aber bei aller der Mühe bleibt der Landmann doch arm, denn Grund und Boden gehören dem Kaiser, der die Ländereien auf drei Jahr verpachtet oder verwalten läßt. Die Hausthiere werden nicht auf die Weide getrieben, sondern in Ställen gefüttert. Dazu gehören Pferde und Rindvieh, welche beide kleiner und schwächer sind, als in Europa; Schaafe, Schweine, deren Zucht am stärksten ist, Kameele und zum Vergnügen Zwerghirsche, welche dem gemeinen Hirsch völlig gleichen, aber nur die Größe einer englischen Dogge haben. In den

Wildniſſen ſtreifen verſchiedene indiſche wilde Thiere umher. Unter den Vögeln bemerken wir den Gold- und Silberfaſan, den Spornvogel, der zwiſchen dem Pfau und Faſan ſteht, zobelbraunes Gefieder, und auf den Flügeln, dem Rücken und Schwanze Pfauenſpiegel hat, von dem doppelten Sporn an jedem Fuße des Männchens benennt iſt und den Gärten zur Zierde gereicht; die Zwergſperlinge, die den Kolibris im Gefieder, in der Größe und Lebensart gleichen, und den chineſiſchen Seeraben. Dieſer iſt ſo groß als eine Gans, grau und bunt gefleckt, und hat unter den Schnabel einen häutigen Beutel, den er beliebig ausdehnen kann, und worin er die beim Untertauchen erhaſchten Fiſche verwahrt. Die Chineſen richten ihn häufig zum Fiſchfange ab. Wilde Enten giebt es in großer Menge. Die Chineſen fangen ſie auf die Art. Sie ſtecken den Kopf in einen ausgehölten Kürbis und ſchwimmen damit fort. Die Enten, welche mit ſchwimmenden Kürbiſſen zu ſpielen pflegen, kommen näher und werden dann leicht ergriffen. China iſt das Vaterland des Goldfiſches oder Goldkarpfens, der von ſeiner glänzenden, mit Gold und Silber vermiſchten Purpurfarbe den Namen führt, und ſowohl in beſondern Teichen, als auch in gläſernen Gefäßen in den Zimmern zum Vergnügen gehalten wird. Der Seidenwurm lebt hier wie in Oſtindien im Freien; indeß wartet man ſeiner auch in beſondern Anſtalten, und die dadurch gewonnene Seide iſt der wilden weit vorzuziehen. In der Provinz Tſchekian hat der Seidenbau ſeine größte Vollkommenheit erreicht und die Seidenweberei iſt dort am blühendſten. Gewiſſe Raupen machen ein Spinnengewebe auf Bäumen. Die davon verfertigte Zeuge ſind grau, ohne Glanz, aber ſtark, brechen und flecken nicht leicht, laſſen ſich gut waſchen und werden theurer als Atlas bezahlt. China hat endlich auch die größten und ſchönſten Schmetterlinge.

terlinge. — Die Chineſen ſind Abkömmlinge der Mongholen. Sie haben eine gelbliche Farbe, welche die Weiber, die eine friſche Geſichtsröthe für unanſtändig halten, durch Schminke in eine weiße verwandeln; länglicht runde Köpfe, ein breites Geſicht, hervorſtehende Backenknochen, dicke Lippen, eine platte Stirn, kleine, länglichte Augen mit kurzen ſchwarzen Braunen, kleine dicke Stumpfnaſen mit weiten Löchern, große Ohren, dünnen Bart, ſchwarzes, ſtruppiges Haar, welches die Männer bis auf den Scheitel abſcheeren, wo ſie es in einen Zopf flechten, einen Knebelbart und nichtsſagende Züge. Sie üben ſich von Jugend auf in Stärkung der Muskeln. Die Frauenzimmer winden das Haar in einen Knoten, den ſie mit ſilbernen Nadeln befeſtigen, und die Vornehmen bedecken es mit einem Kopfzeuge aus Silberdrath. Die höhern Stände, welche auch lange, aber reine Nägel für Zierden halten, glauben, daß ein Frauenzimmer, um ſchön zu ſeyn, kleine Füße haben müſſe. Daher preßt man den Kindern die Füße in metallne Schuhe dermaßen ein, daß die Zehen ſich unter die Fußſohlen biegen und mit denſelben zuſammenwachſen. Die Kleidung beider Geſchlechter iſt faſt dieſelbe. Der Arme begnügt ſich mit einem kurzen baumwollnen Rock und weiten Schifferhoſen, hat aber ſeinen Fächer ſo gut wie der Reiche. Dieſer trägt weite, den Schlafröcken ähnliche Kleider, ohne Falten, von Seide oder Baumwolle, häufig mit Pelzwerk beſetzt, mit Knöpfen, Schnüren und weiten, die Hände bedeckenden Ärmeln, einen ſeidnen Gürtel, worin ein langes Meſſer, neben zwei Eßſtäbchen ſteckt, lange weite Hoſen, ausgenähte oder geſtickte Strümpfe, ſchweinslederne Pantoffeln ohne Abſätze, aber mit Schnäbeln, kurze Hemden und darunter noch ein ſeidenes Netz. Den Hals bedeckt man bloß im Winter mit Seide oder Pelz. Die Farbe und Verzierung der Kleidungsſtücke ſind, ſo wie die

Kopfbedeckung gesetzlich vorgeschrieben. Die kaiserliche Familie trägt gelb, die Bonzen tragen grau, gewisse Mandarinen an Feiertagen roth, die übrigen blau und violet. Frauenzimmer können die Farben beliebig wählen. Die weiße ist der Trauer, die schwarze der Freude geeignet. Die Zahl der Perlen auf dem Gürtel bezeichnet den Rang der Mandarinen, und ein viereckiges mit den Zeichen ihrer Würde gesticktes Zeug, das auf der Brust und dem Rücken hängt, die höchste Klasse derselben. Geringe Leute, außer den Fischern und Bauern, welche einen Bambushut aufsetzen, bedecken den Kopf gar nicht. Andre tragen trichterförmige Mützen mit einem Knopf an der Spitze, der sich nach ihrem Stande richtet; hohe Personen fügen noch zwei Pfauenfedern oder Eichhornschwänze hinzu, und minder Vornehme haben schwarze seidne Mützen mit einem Sammtausschlage. Frauenzimmer gebrauchen pappne Mützen oder Hüte. Bei Feierlichkeiten sieht man den Kaiser in einem sammtnen Kleide, worauf das Reichswappen, ein goldner Drache mit fünf Klauen, mehrmals gestickt ist und in einer länglicht runden Krone, von der zwölf Perlenschnüre herabhängen. Die Prinzen tragen vorzugsweise einen gelben Gürtel. — Die mehrsten Häuser werden aus ungebrannten Ziegeln ein auch zwei Etack hoch erbaut. Der Hof und Fußboden der untern Zimmer sind mit Fließen, der obere ist mit Dielen belegt. Die Stuben sind hoch, die Ziegel- oder Schindeldächer abschüssig, die Treppen enge, und die Fenster lang und schmal, und haben viereckte Scheiben von Perlenmutter, glasirten Zeugen, oder Ölpapier. Die untern Fenster gehen nach dem Hofe heraus. Das Dach hat keinen Boden, sondern ebenfalls Fenster, welche nebst den, nach dem Garten gerichteten Thüren das Licht in den Stuben vermehren. Man sieht darin gewöhnlich eine vom Dache herabhängende Lampe,

Papiertapeten, Tafeln mit Denksprüchen, Sofas, einen Schrank mit den Hausgötzen, und an den Thüren die Bildnisse des Schutzgottes. Unter den Füßen eines andern zu wohnen, ist in China unschicklich. Überall, in den Häusern und Tempeln, auf den Straßen und Schiffen brennen des Abends Laternen, von Holz, Gaze oder Horn. Sie sind verschiedentlich geschmückt und geformt und haben Lichte aus Bambus- und Sandelholzspänen und Gummi. Die Gärten sind mehrentheils im englischen Geschmack angelegt. — Man ißt täglich drei- bis viermal, aber nicht vielerlei, gewöhnlich Reis, Gartengewächse, Fische, Enten, Ziegen-, Hammel- und Schweine-, selten Rindfleisch. Auch wird überall das Fleisch der Pferde, Esel, Hunde, Katzen, Ratten und Frösche verkauft, und viele Chinesen, die beständig auf Schiffen leben, nutzen noch das für ihren Magen, was andere ins Wasser werfen. Die nicht köstlich zubereiteten Speisen werden in besondern nicht gar zu reinlich gehaltenen Näpfen, klein geschnitten aufgetragen. Tischtücher und Servietten gebraucht man eben so wenig, als Gabel, Messer und Löffel. Reiche Leute sitzen bei den Mahlzeiten an Tischen auf Stühlen; arme sitzen auf der Erde. Man trinkt Thee, Arrak, Mandarinenwein, (den Saft der Pansiofrucht) und warmes destillirtes Kräuterwasser, und beide Geschlechter rauchen und schnupfen Taback, und kauen Betel und Areka.

Die Ehen werden von den Vätern verabredet, und daher oft ohne persönliche Zuneigung der Brautleute, die sich einander nicht kennen, abgeschlossen. Vor dem Hochzeitstage, den die Ältern der Braut bestimmen, beschenken sich beide Familien, auch können die Verlobten Briefe wechseln, dürfen sich aber nicht sehen. An diesem Tage wird die Braut in einem Palankin, unter zahlreicher Begleitung, nebst ihrer Mitgift, nach dem Hause des Bräutigams gebracht, der sie voller Er-

wartung an seiner Thüre empfängt, und nun erst sieht, was ihm bestimmt ist. Findet er sich getäuscht, so kann er die Verlobte zurückschicken, muß ihr aber eine Entschädigung geben. Nimmt er sie an, so führt er sie in ein Zimmer, wo beide viermal vor dem Tyen (Gott) ihre Knie beugen. Den übrigen Tag bringt jeder Theil mit den Gästen seines Geschlechts in besondern Zimmern zu. Die Gesetze erlauben dem Manne nur eine Frau, aber viele Beischläferinnen. Jene ist ganz der Willkühr des Mannes überlassen, hat gar keine Freiheiten, nichts zu befehlen, bewohnt das entlegenste Zimmer, wird streng bewacht und wenig geachtet. — Man ehrt das Andenken an Verstorbene durch Aufstellung der Bildnisse derselben in besondere Säle, durch Gastmäler und durch Erhaltung der Gräber, welche man jährlich einmal besucht. Man trägt die Leiche, bekleidet, in einem offnen Sarge, der oft 7 bis 800 Rthlr. kostet, unter einem weißen Schirm und einer ansehnlichen Begleitung von Musikanten, Fahnen-, Laternen- und Tafelträgern (auf den Tafeln stehen der Name, Stand und Amt des Todten) Leidtragenden und gemietheten Leuten, die weinen und klagen müssen, auf den Begräbnißplatz, und deckt das von Cypressen beschattete Grab mit Steinen oder einem Erdhügel, zuweilen auch mit einer hölzernen Hütte, oder man errichtet dazu Gewölbe mit Säulen und umgiebt diese mit Terrassen. Um Ältern trauert man 3 Jahre, um einen Gatten 7 Wochen. — China ist das Land der Ceremonien und Complimente, welche das Gesetz jeder noch so kleinen Handlung vorschreibt, nnd über deren Beobachtung ein eignes Reichskollegium wacht. Diese Gesetze müssen daher in der Schule förmlich erlernt werden. Der Grad der Verbeugung vor einem andern ist genau abgemessen, und es ist festgesetzt, jede Einladung dreimal schriftlich zu wiederholen. Will jemand einen

Besuch abstatten, so muß er vorher ein rothes, besonders zusammengelegtes Billet, worin er die unterthänigste Sprache führt, übersenden. Bei der Ankunft des Gastes kann man vor Complimenten kaum zum Sitzen kommen, wobei Leib und Füße nach Regeln so steif, wie möglich, gehalten werden. Beim Essen, Trinken und Rauchen erfolgen abermals unzählige Verbeugungen und Ausdrücke der Höflichkeit, und dieser Zwang geht so weit, daß man von sich nie in der ersten, sondern immer in der dritten Person spricht, und einander bei der Unterredung nie ansieht. Beim Aufbruch vergeht wohl eine halbe Stunde, ehe der Gast auf die Straße complimentirt ist. Von diesem ängstlichen Zwange sind selbst die Landleute und Freunde nicht befreit; man sucht demselben weit mehr Genüge zu thun als den Pflichten, welche die Sittenlehre den Menschen auferlegt. Denn der Chinese ehrt die Menschheit weder in sich, noch in andern, er zeigt überall Gefühllosigkeit und den niedrigsten Sclavensinn, der aus Feigheit entsteht, und oft mit Selbstmord endigt. Hat er das Übergewicht, so ist er trotzig und gebieterisch, aber bei der mindesten Entschlossenheit seines Gegners kriechend demüthig. Er flieht den ernstlichen Kampf und scheuet scharfe, tödtliche Waffen, und doch neigt er sich zur Empörung, wenn seine Parthei die stärkste ist. Er ist falsch, im Betrügen und Stehlen unglaublich schlau und unverschämt, und verfälscht daher fast alle Waaren; dabei sucht er seinen Handlungen den Schimmer der Tugend zu geben. Bei allen Gelegenheiten entfernen sich die Frauenzimmer aus angenommener Ehrbarkeit von den Mannspersonen, und doch giebt es in jeder Stadt käufliche Dirnen in Menge. Der Handel mit solchen, öffentlich für unehrlich gehaltenen Personen, bringt in großen Städten viel ein. Man kauft armen Landleuten die schönsten Mädchen ab, läßt sie gut erziehen, und verkauft sie dann den

Reichen zu hohen Preisen. Selbst die Bonzen, die äußerlich ein strenges Leben führen und zu allerlei Kunststücken ihre Zuflucht nehmen müssen, um Allmosen zu bekommen, welche immer nur kärglich ausfallen, da der Chinese weder freigebig noch mildthätig ist, selbst diese lassen sich für Bezahlung zu den entehrendsten Handlungen gebrauchen. Die Zahl der Verschnittenen ist gewaltig groß, besonders am Hofe, und diese Menschen machen ihr Glück. Die Obrigkeit erlaubt es, neugebohrne Kinder weiblichen Geschlechts, deren Ernährung den Ältern schwer fällt, auszusetzen oder zu tödten. Man pflegt sie zu ersticken, oder in Hoffnung von barmherzigen Muhamedanern aufgenommen zu werden, ins Wasser oder in Gruben zu werfen. Aber die meisten dieser unglücklichen Geschöpfe werden von Hunden und Schweinen aufgefressen. Manche läßt die Regierung auffischen und erziehen, andere retten die Jesuiten und nehmen sie in den Schooß der christlichen Kirche auf. In Pecking allein sollen jährlich 2000 Kinder ausgesetzt werden. — Die herrschende Volksreligion ist die des Fo, der eine Menge Pagoden hat, worin die Bonzen, welche in großer Anzahl in Klöstern leben, zur Ehelosigkeit und Enthaltung von Fleisch- und Eierspeisen verpflichtet sind, sich Bußübungen auflegen und fast wie Franziskaner kleiden, Morgens und Abends den Gottesdienst mit Beten, Räuchern und Opfern verrichten. Die Anhänger dieser Religion fragen bei allen ihren Geschäften die Untergottheiten, welche sie in verschiedenen Bildern verehren, durch Würfel, deren Nummern mit einem gewissen Buche in Verbindung stehen, um Rath. Älter als diese ist die Religion des Laokiun, der, wie Fo, vom Himmel gekommen seyn soll, wahrscheinlich aber seine Lehre aus Indien hieher verpflanzte. Die Priester desselben sind Wahrsager und Amuletenkrämer. Noch früher, etwa 550 Jahre vor

Lehmann sculpsit.

VII

UNIV. OF ILL.

Christi Geburt, soll ein dritter Religionsstifter, Konfutse, in China aufgetreten seyn. Seine Vorschriften, welche den braminischen, mosaischen, und andern von griechischen Philosophen gegebenen, gleichen, sind nie Volksreligion geworden, vielmehr fing man erst um Christi Geburt an, ihn in Tempeln und durch Feste zu verehren. Diese Secte hat keine Priester, sondern der Kaiser vertritt deren Stelle, indem er für das Volk betet und opfert. Die Hofreligion ist die lamaische. Man zählt im ganzen Lande 2796 Tempel und 2606 Klöster. Übrigens wird keine Religion vom Staate besonders begünstigt, auch kein Priester besoldet. Die Chinesen gehen ohne Bedenken von einer Secte zur andern über, oder halten sich zu allen. In der Provinz Honan duldet man Juden und Muhamedaner, auch haben christliche Missionaire, meistens Jesuiten, an 150000 arme Leute zum Christenthum bekehrt. — Die Chinesen haben mehrere Nationalfeste. Eins der ersten ist das Frühlings- oder Ackerbaufest. An demselben pflügt der Monarch, nach vorhergegangenem Fasten und Beten, in ansehnlicher Begleitung, und als Bauer gekleidet, auf dem Hügel Siennongtan in Pecking, mit zwei an einen roth lackirten und vergoldeten Pflug gespannten Ochsen, ein kleines Feld um und besäet es. Diese Ceremonie dauert eine Stunde, in welcher die Landleute ihren Stand besingen. Darauf pflügen die Prinzen und ersten Staatsdiener ebenfalls. Unterdeß hat die Kaiserin die Speisen bereitet, welche sie ihrem Gemahl bringt und mit ihm verzehrt. Das Fest des Siegelschlusses wird am Neujahrstage gefeiert. Alle Tribunäle werden dann geschlossen und alle Geschäfte ruhen, um einander zu beschenken und zu bewirthen. Das prächtigste aber ist das Laternenfest. Dann ist ganz China an einem Tage und zu einer Stunde durch schöne, oft so große Laternen, daß eine ganze Familie darin Platz

hat, erleuchtet, und überall ſieht man die bekannten Ombres chinoises, Schauſpiele und Feuerwerke. Für Privatbeluſtigungen hat der Chineſe wenig Sinn; am meiſten liebt er die im Lande verbotenen Glücksſpiele. Es fehlt nicht an mancherlei Manufakturen. Das Porzellain wird aus einer feinen Thonerde, Kaolin genannt, und einem harten Steine, Petuntſe, oder einem kreideartigen Steine, Hoache, verfertigt. Ob es eine chineſiſche Erfindung iſt, bleibt ungewiß, wenigſtens hat man dieſe Kunſt hier weit früher ausgeübt, als in Europa. Unſer Porzellain hat vielleicht nicht die ſchöne Maſſe, aber eine ſchönere Mahlerei als das chineſiſche. Die hieſigen ſeidenen und baumwollenen Zeuge ſollen nicht ſo gut ſeyn als die indiſchen und perſiſchen, aber in den Farben ſtehen ſie ihnen nicht nach. Die Werkzeuge der Handwerker, welche meiſtens in den Straßen umhergehen, um Arbeit zu ſuchen, und zu denen, die ſie brauchen, ins Haus kommen, ſind ſehr ſchlecht. Die Hüte werden aus Bambus geflochten; aus Wolle macht man bloß Decken und Wintertücher, und Papier aus Rinde, Baumwolle, Seide, Hanf und Stroh. Es iſt weiß und ſo fein, daß es nur auf einer Seite beſchrieben werden kann. Man gebraucht dazu Pinſel und Tuſche. Die Lakirarbeiten, Färbereien und Holzſchnitte ſind ſehr gut, nur die Zeichnungen ſchlecht. Man macht jetzt auch ziemlich plumpe Taſchenuhren und druckt immer noch die Bücher auf tibetiſche Art. Überhaupt iſt der Chineſe viel zu ſtolz, ſich die Kenntniſſe fremder Nationen zu eigen zu machen; daher ſteht er noch auf der Stufe der Kultur, auf welcher ſeine Vorfahren vor tauſend Jahren ſtanden. Der Handel iſt ſehr wichtig. Der innere wird durch gute Landſtraßen im Norden, noch mehr aber durch viele ſchiffbare Flüſſe und Kanäle, worunter der Königskanal, welcher den Kiang mit dem Hoangho und Kanton mit Pecking verbindet, oben an ſtehet,

ſtehet, ſehr befördert. Aber die Fahrt auf den Strömen und Kanälen iſt oft mühſam und gefährlich, weil die Schiffe zuweilen fortgezogen, oder über Querdämme hinweggewunden werden müſſen. Den äußern Handel treiben die Chineſen theils durch Karavanen, theils zu Waſſer nach Oſtindien und Japan. An der Küſte ſind nur drei Häfen: Kanton, Emuy und Ningpo. Fremde werden, ſo viel wie möglich, von den Grenzen abgehalten, vielleicht weil die Regierung zu mißtrauiſch iſt. Der handelnde Europäer darf nur den Hafen bei Kanton beſuchen, und muß bei allen Plackereien udd Betrügereien der Eingebornen faſt alle Waaren, die er von ihnen nimmt, mit Silber bezahlen. Die Engländer haben jezt den größten Theil dieſes Handels in Händen. Die Chineſen kaufen übrigens weniger von den Europäern als dieſe von ihnen. Den Ruſſen kommen die chineſiſchen Karavanen bis an die ſibiriſche Grenze bei Kiachta entgegen. Die hieſigen Münzen, worauf der Name der kaiſerlichen Familie ſteht, ſind von Kupfer und zum Aufreihen durchbohrt. Gold und Silber ſind Waaren. Wer mit dem leztern bezahlen will, muß Waage, Probierſtein und Scheere bei ſich haben, um die Barren zu zerſchneiden. Seit alten Zeiten giebt es hier auch Addreßhäuſer, die nach Landesſitte 30 Procent Zinſen nehmen. — In den Künſten und Wiſſenſchaften hat China wenig Fortſchritte gemacht, wenn es gleich in der Gelehrſamkeit das übrige Aſien, Japan ausgenommen, übertrifft. Die Formen, die aus den Händen hieſiger Künſtler hervorgehen, zeugen von ſchlechtem Geſchmack. Den Gebäuden fehlt es an Schönheit, Bequemlichkeit und Dauer. Kein einziges Prachtgebäude iſt von Marmor oder gehauenem Stein. Die größte Pracht ſucht man in der Höhe und Dicke hölzerner Säulen, die das Dach tragen. Die 8 bis 10 Geſchoß hohen Pagoden ſind, ſo wie die Paläſte, mit Drachen

und Glöckchen verziert, welche ihnen kein feierliches Ansehen geben. Die Bildhauer arbeiten zwar scharf und sauber, aber ihren Figuren fehlt es, so wie den Gemählden, an Ebenmaaß und Zeichnung. Die Musik ist nichts, als ein verworrenes Geräusch von Trommeln, Becken, Pauken, Schalmeien, Pfeifen, Hörnern ꝛc. In den Werken der Dichter vermißt man Geist und Leben, und die dramatischen Stücke sind sehr mittelmäßig und werden auch nicht sonderlich vorgestellt. Knaben und Verschnittene übernehmen die weiblichen Rollen auf den Schaubühnen. Sonst dauerte ein Trauerspiel wohl zehn Tage lang. Die Schauspieler treten selten öffentlich, mehrentheils in den Häusern auf, wohin sie gerufen werden. Schon seit uralten Zeiten hat China Bibliotheken, Sternwarten und Schulen. Den größten Fleiß verwendet man auf die Sprache. Es giebt in China drei Sprachen, die des gemeinen Lebens, die Mandarinen- oder vornehme, und die Bücherſprache. Die ersten beide bestehen aus 330 einsylbigen Wörtern, aus denen durch die Verschiedenheit des Accents und Tones 1665 Wörter von verschiedenen Bedeutungen entstehen. Die dritte hat 80000 Wörter, für welche eben so viele Schriftzeichen erfunden sind. Der Gelehrte muß also den größten Theil seines Lebens bloß auf die Erlernung dieser Bilderschrift verwenden, und kommt doch äußerst selten damit zu Stande. Bei uns ist die Sprache das erste Hülfsmittel zu den Wissenschaften, dort ist sie ein Gegenmittel. In der Geographie kennen die Chinesen wenig mehr, als ihr Land. Für die Geschichte bestehen besondere Anstalten. Jede Stadt hat ihren Geschichtschreiber, und in Pecking arbeitet eine Gesellschaft derselben unabläßig an der Reichsgeschichte. Die Arithmetiker rechnen mit Maschinen und immer in ganzen Zahlen. Die Astronomen, welche zugleich Sterndeuter sind, wissen die Finsternisse richtig vorher

zu bestimmen und verfertigen mit kaiserlicher Genehmigung die Kalender, welche nicht nur die astronomischen Berechnungen, sondern auch die Gesetze der Ceremonien enthalten, und daher jeder Haushaltung unentbehrlich sind. — Die Physiker können wenig Naturbegebenheiten richtig erklären. Die Chemiker besitzen mehr Kenntnisse, das beweisen unter andern ihre Farben, und das weiße Kupfer, das aus Kupfer, Eisen und Nickel gemacht wird. Die Ärzte behandeln fast jede Krankheit falsch, und halten viel auf Universalmittel. Erziehung und Unterricht überhaupt sind mehr auf das Äußere, als auf Bildung des Kopfes und Herzens gerichtet. An Schulen für das gemeine Volk fehlt es ganz, nur die höhern Stände haben 2338. Da Gelehrsamkeit allein den Weg zu Ehrenstellen bahnt, so können die untersten Stände nie auf öffentliche Bedienungen Ansprüche machen, vielmehr sind diese ein Eigenthum der Reichen, und fast überall durch die Bestechlichkeit der Prüfer verkäuflich. — China ist eine uneingeschränkte Monarchie, die auf das männliche Geschlecht vererbt wird, indem der Regent einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger willkührlich bestimmen kann. Einen Geburtsadel giebt es außer der kaiserlichen Familie nicht. Alle Civil- und Militairbedienungen werden von Mandarinen oder Koan (Vorgesetzte) verwaltet, welche, ehe sie dazu gelangen, geprüft werden. Die Civilisten theilen sich in neun Klassen und betragen etwa 14000 Köpfe. Aus den drei ersten Klassen wählt der Kaiser die Justizbeamten, Minister, Gouverneurs der Hauptstädte und Provinzen und andere hohe Bedienten. Die Militairs bestehen aus fünf Klassen, und betragen 18000 Köpfe. Jede der letztern Klassen hat ihr Tribunal, die insgesammt unter dem Ober-Kriegskollegio stehen, dessen Präsident einem Generalfeldmarschall gleich zu achten ist. Dem Kaiser zur Seite stehen zwei höchste Reichs-

gerichte: das außerordentliche, welches nur mit Prinzen besetzt ist, und das ordentliche oder der Staatsrath, der aus Prinzen und Ministern besteht. Hierauf folgen sechs Oberlandeskollegia, als der Gerichtshof Lijpu, welcher über die Aufführung der Staatsbedienten die Aufsicht hat, und dem Kaiser die erledigten Stellen zur Besetzung anzeigt, der Finanzrath, das Tribunal der Ceremonien, das Ober-Kriegskollegium, das Kriminalgericht und das Oberbauamt. Bei jedem Kollegio hat der Kaiser einen Commissarius, der ihm von allen laufenden Sachen berichtet. Prozesse werden, ohne Advocaten, nach den Gesetzen des Schuking (welches auch das Staatsrecht und die Sittenlehre enthält und eigentlich das chinesische Glaubensbuch ist) kurz abgemacht, und die Strafen sind durchaus barbarisch. Der Kaiser herrscht despotisch. Erscheint er öffentlich, so gehen 2000 Bewaffnete vor ihm her. Wer ihm begegnet, berührt dreimal mit der Stirn die Erde. Gleiche Ehre wird seinem Pallaste, Throne und Siegel erwiesen. Er schafft und vernichtet die Götter, er giebt Lebendigen und Todten Ehrentitel und brandmarkt die Nachkommen der Strafbaren bis ins neunte Glied. Er ist der erste Ausleger der Gesetze, gegen dessen Befehle niemand Vorstellungen wagen darf, und kann Mandarinen und Prinzen beliebig absetzen, peitschen und hinrichten lassen. Ein gepeitschter Mandarin prahlt noch mit seinen Wunden, und dankt für diese Besserungsart. Jeder derselben führt die Zeichen seiner Unterwürfigkeit, Ketten, bei sich, und ein kurzer Säbel wird in einem Kasten vor ihm hergetragen. So unumschränkt und willkührlich, als der Kaiser, herrscht auch jeder Statthalter. Ein Mandarin kann jeden andern Chinesen, selbst für das geringste vermeintliche Versehen, prügeln lassen, und mancher stirbt unter dem Bambusstock. Da die Ehrenstellen gekauft werden, so erlauben sich die Käufer gewal-

tige Erpreſſungen. Einer drückt hier den andern und die Habſucht der Staatsdiener iſt, ohngeachtet mancher Beiſpiele von fürchterlichen Strafen, die an beſtechlichen Richtern vollzogen worden ſind, unerſättlich. Des Unterdrückten Klage wird nicht gehört, wohl gar beſtraft, denn der untere Mandarin theilt den Raub mit ſeinen Obern. Die Quellen der kaiſerlichen Einkünfte ſind das Kopfgeld, das jeder Mannsperſon von 20 bis 60 Jahren größtentheils in Naturalien und Fabrikaten erlegt; die Zölle, Strafen, Confiscationen, Geſchenke, die Verpachtung der Ländereien und der Tribut der auswärtigen Fürſten. Sie ſollen ſich jährlich weit über 429 Millionen Thaler belaufen, wovon die Überſchüſſe, nach Abzug aller Ausgaben, in den Schatz geliefert werden, der im Jahr 1792 etwa 79 Millionen Thaler enthielt. Ohnſtreitig iſt der chineſiſche Monarch der reichſte auf Erden. In Abſicht der Polizei iſt jede Stadt in Quartiere und jedes derſelben in Haufen von zehn Häuſern getheilt. Jeder Theil hat ſeinen Vorſteher zur Verhütung und Anzeige der Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Väter müſſen für ihre Kinder, Hausherren für ihr Geſinde, und Nachbarn für ihre Nachbarn haften. Die Straßen werden durch Ketten und Thore geſchloſſen und Tag und Nacht bewacht, Zuſammenläufe aber durchaus nicht geduldet. Demohngeachtet geſchehen nicht ſelten Diebereien, denn die Wächter ſind Genoſſen der Diebe. Die Feueranſtalten taugen auch nicht viel. Die Landſtraßen werden nur im nördlichen Reiche gut unterhalten, im ſüdlichen giebt es keine andern als die ſchmalen Dämme der Kanäle. Unter jenen iſt die kaiſerliche Chauſſée von Pecking bis Dſchehol vielleicht die ſchönſte in der Welt. Sie hat 1 Fuß Höhe, 20 Fuß breite und 22 deutſche Meile Länge. Der Kaiſer befährt ſie jährlich zweimal; vorher darf ſie niemand betreten. Die meiſten Brücken ſind,

wegen des Durchgangs der Schiffe, sehr hoch gewölbt, und daher unbequem. — Die Armee, welche in Legionen zu 1000 Mann abgetheilt ist, soll aus 700000 oder einer Million Infanterie, und aus 2 oder 800000 Mann Kavallerie bestehen. Eigentlich gehört der 70ste Mensch von der ganzen Volksmenge zum Soldatenstande. Der Soldat trägt weite Hosen, einen langen weiten Rock, beides von schwarzem Nanking, und einen Gürtel, und dazu einen Degen, Bogen und Spieß, ein Schild und eine Luntenflinte. Die Legionen haben Abzeichen und ihre Fahnen sind grün; man will aber ihre Tapferkeit nicht sonderlich rühmen. Die Seemacht bedeutet nicht viel, denn die Kriegsschiffe sind noch so elend, wie in den alten Zeiten. Die chinesische Mauer, welche zum Schutz der drei nördlichen Provinzen gegen die mongholischen Einfälle im Alterthume angelegt wurde, ist jetzt unnütz, und an vielen Stellen schon zerstört. Sie ist hin und wieder 27 Fuß hoch und 15 bis 25 Fuß breit. Die Grundlage besteht aus Quadern, und das übrige Mauerwerk, dessen innerer Raum mit Sand und Steinen ausgefüllt ist, aus ungebrannten, mit Leimfirniß überzogenen Ziegelsteinen. Die Seitenwände sind unten 5, oben 1½ Fuß dick. Sie läuft über die höchsten Berge und tiefsten Flüsse fort. — Ganz China wird in 15 Provinzen getheilt, deren Größe und Bevölkerung aus folgender Tabelle sichtbar wird.

Namen der Provinz.	Größe in dt. Q. M.	Zahl der Einw.	Namen der Provinz.	Größe in dt. Q. M.	Zahl der Einw.
Petscheli	3684	38 Mill.	Schansi	3454	27 Mill.
Kiangnan	5810	32 —	Schensi	9626	30 —
Kiangsi	4511	19 —	Setschuen	10425	27 —
Tschekiang	2447	21 —	Kouangton	4966	21 —
Fokien	3343	15 —	Kouangsi	4890	10 —
Hukuang	9048	27 —	Yunnan	6748	8 —
Schantong	4069	25 —	Kueitscheu	4035	9 —
Honan	4069	24 —			

Dies sind zusammen 81125 Q. M. und 333 Mill. Menschen; andere setzen die Bevölkerung auf die Hälfte; die Chinesen selbst rechnen nur bis 1000 Menschen auf eine Quadratmeile, und dann ergiebt sich höchstens eine Zahl von 70 bis 80 Millionen Menschen; doch sollen vor einigen Jahren 149,662000 Einwohner, 1572 Städte, und 1193 Festungen gezählt seyn. — Die Haupt- und Residenzstadt ist Peking. Sie liegt nahe an der nördlichen Grenze, in Petscheli, auf einer Ebene, hat außer den Vorstädten 5 deutsche Meilen im Umfange, 13 hohe, mit Thürmen und Pavillons besetzte Stadtthore, und besteht eigentlich aus 4 ummauerten Städten. Die Hauptstraßen sind gerade, breit und oft eine Stunde lang, aber nicht gepflastert. Überall sieht man angefüllte Kramladen aller Art, vergoldete Thürme und Geländer, bunte Dächer, bemalte Laternen und prächtige Triumphbogen. Man zählt hier 10000 Palläste, 8 große Altäre 9 Tempel, 2 russisch-griechische, 4 katholische und 4 muhamedanische Kirchen, 26 Tribunäle, 1 Findelhaus, 6 Begräbnißplätze der vorigen Khane, mehrere kaiserliche Höfe, eine astronomische und eine medicinische Gesellschaft, eine Academie der Wissenschaften, eine Sternwarte und 2 Millionen Einwohner. Der mit einer doppelten Mauer umgebene kaiserliche Pallast steht in der sogenannten Tatarstadt, hat eine Meile im Umfange und besteht aus vielen Gebäuden, welche durch große Höfe und Gärten von einander getrennt werden. Die Außenseiten der Gebäude sind vergoldet, lackirt und bemalt, und das Innere enthält alles, was China, Indien und Europa Kostbares hervorbringen. Der Raum zwischen beiden Mauern ist in Straßen getheilt, und wird von Officieren, Künstlern und kaiserlichen Bedienten bewohnt. Die innere Mauer ist von einem tiefen Wassergraben umgeben, worüber Zugbrücken nach einigen Thoren führen, die stark besetzt

sind, und nur den höchsten Mandarinen offen stehen. Das Hauptgebäude liegt hinter mehrern Höfen. Es ist von einem mit 5 Brücken versehenen Graben eingeschlossen, und etwa 90 Fuß lang und 25 breit, besteht aus 3 Abtheilungen, und hat 5 majestätische Eingänge, zu denen ebenso viel Treppen, jede von 30 Stufen führen. Treppen und Brücken sind mit weißmarmornen Säulen und Figuren geziert. — Nanking, südlich von Pecking in Kiangnan, am Flusse Kiang, war ehemals die Residenz, und hat 3½ Meilen im Umfange und noch 1 Million Einwohner, obgleich ¾ der Stadt in Ruinen liegt. Zu den hiesigen Merkwürdigkeiten gehören die Seidenmanufacturen, der Handel, die zahlreichen Bibliotheken und der achteckige, 9 Geschoß oder 200 Fuß hohe Porzellanthurm, der aber eigentlich aus Ziegelsteinen, worauf Figuren gedruckt sind, erbaut seyn soll. — Queitschoofou, in eben der Provinz, in einer reizenden Gegend, ohnweit der Küste. Sie ist von Kanälen durchschnitten, der Aufenthalt der reichsten Kaufleute, so wie vieler reichen Müßiggänger und Abentheurer, die Pflanzschule der Künstler und Gelehrten, der Schauspieler und Gaukler, und die Gesetzgeberin des Geschmacks. Hier findet man die schönsten Frauen, die neuesten Moden und die mannigfaltigsten Vergnügungen. Die Chinesen nennen diese Stadt ein irdisches Paradies. — Die Seestadt Kanton liegt in der gleichnamigen Provinz an der Mündung des Tigerflusses. Sie hat 10 englische Meilen im Umfange, 75000 Einwohner, wovon viele beständig auf dem Flusse wohnen, einen großen Hafen, und ist der Mittelpunct des ganzen chinesisch-europäischen Handels. Die Europäer haben zwar in der Vorstadt Faktoreien, müssen aber ihre Schiffe 3 Meilen unterhalb der Stadt auf der kleinen Insel Wampu aus- und einladen. Die Insel und Stadt Makao, in dem

Meer-

Meerbusen von Kanton, gehört den Portugiesen unter chinesischer Landeshoheit. In der Stadt wohnen 20000 Menschen. Die Insel Hainan, vor dem Meerbusen von Tunkin, ist an Produkten sehr reich. Der mittlere Theil derselben enthält unzugängliche Gebirge, auf welchen ein kupferfarbiges und häßlich gestaltetes Volk in Unabhängigkeit lebt. — Die Insel Formosa, östlich von China, ist 216 englische Meilen lang und 70 breit, wird von einem vulkanischen Gebirge von Norden nach Süden durchschnitten, hat gut bewässerte Ebnen und Thäler, ein gemäßigtes Klima, hohe felsige Küsten und einige bequeme Häfen. Die Berge sind verhältnißmäßig reicher an Mineralien, und die Wälder an kostbaren Hölzern, als in China. Es giebt hier fast alle ostindische Gewächse; am meisten baut man Reis. Hausthiere, klein Wildpret und Federvieh sind hier seltner, als Hirsche, Affen und Kaninchen. Das formosanische Teufelchen, dessen Schwanz die Einwohner für einen Leckerbissen halten, ist wie eine Eidechse gestaltet, und mit kastanienbraunen, schön gestreiften knochenartigen Schuppen bedeckt. Es nährt sich von Ameisen. Die nördlichen und westlichen Theile der Insel gehören zur Provinz Fokien; die übrigen Theile werden von einem freien, wilden Volke bewohnt, das weder bürgerliche noch religiöse Gesetze kennt.

Das Kaiserthum Japan.

besteht aus einer Kette von größern und kleinern Inseln, die östlich von Formosa, zwischen dem 30 und 40° N. Br., in einem sehr stürmischen Theile der Südsee liegen, von Korea und Tungusien durch Meerengen getrennt werden, und mit diesen beiden Ländern den großen Meerbusen von Korea bilden. Die Natur hat dieses Reich gegen auswärtige Feinde überall gesichert; denn die Küsten sind mit steilen Felsen besetzt, und das vorliegende Meer wird durch Klippen, Strudel und Untiefen äußerst gefährlich. Die Inseln selbst sind felsigt und unfruchtbar. Hitze und Kälte sind gleich stark und beschwerlich. Heftige

Regen, fürchterliche Gewitter, schreckliche Stürme, verheerende Wasserhosen, Erdbeben und Ausbrüche mehrerer Vulkane sind hier gewöhnliche Erscheinungen. Fast alle Flüsse sind Bergströme, die im Frühjahr so reißend werden, daß man sie weder befahren noch mit Brücken versehen kann. Überdies verschlemmen sie ihre Mündungen, weshalb die meisten Häfen unbrauchbar sind. Von selbst bringt der steinigte Boden wenig hervor; aber die Einwohner haben ihn mit unglaublichem Fleiße bis an die Berggipfel verbessert, und bewässern ihn auf chinesische Art. Sie bauen vornehmlich Reis und Sojabohnen. Jener dient ihnen statt des Brodtes und soll in Asien der beste seyn. Die Bohnen sind ihre liebste Speise und werden täglich als Zuthat zu der sogenannten Misosuppe gebraucht. Europäisches Getreide wird ebenfalls ausgesäet und der Arme backt aus Gerste dünne Kuchen. Alle Felder sind mit dem Theestrauche eingefaßt, denn Thee ist auch hier das gewöhnliche Getränk. Man zerreibt ihn, wie in China, auf einer Mühle, und vermischt dies Pulver mit warmen Wasser zu einem dünnen Brei, den man einschlürft. Derjenige, welcher auf dem Berge Udsi nahe bei Miaco gewonnen wird, ist bloß für den Hof bestimmt. Garten- und Baumfrüchte findet man nicht häufig, auch ist das hiesige Obst unschmackhaft, und Weintrauben reifen gar nicht. Dagegen erndtet man Citronen, Pommeranzen, Feigen, Kokos- und Ginkonüsse. Letztere wachsen auf einem ansehnlichen Baume, sind noch einmal so groß als Pistazien, haben einen vortrefflichen Mandelgeschmack, befördern die Verdauung und werden daher auf allen Tafeln verspeiset. Unter den übrigen Bäumen, welche stark benutzt werden, bemerken wir vorzüglich den Papiermaulbeer-, Kampfer- und Firnißbaum, die Fichten, Tannen und Zedern. Die Japaner essen kein Fleisch, auch giebt es hier wenig oder keine Gelegenheit zur Viehzucht; daher hält man nur Pferde, Büffel und Rindvieh in geringer Anzahl, und Geflügel der Eier wegen. Besonders häufig fängt man den Wallfisch, dessen Thran

hier die Stelle aller übrigen Fettigkeiten vertritt. Gold gewinnen die Japaner aus den Bergen und dem Flußsande. Häufiger und ergiebiger sind die Silberminen. Das mehrentheils mit Gold vermischte Kupfer ist das beste in der Welt. Das Zinn ist sehr gut, wird aber nicht sonderlich benutzt. Eisen ist in Menge vorhanden, Schwefel weniger. Salz macht man aus Seewasser. Die hiesige Porzellanerde ist besonders schön. Perlen und Agathe hat man in Menge, und schätzt sie daher nicht. Grauen und gelben Ambra giebt es sehr viel, auch allerlei Muscheln, womit die Pagoden und die Zimmer der Reichen geschmückt werden. Heiße und kalte mineralische Quellen findet man häufig. — Die Japaner stammen von den Tatarn ab. Sie sind braungelb und von mittler Größe. Ihr Auge ist mehr gespalten als bei den Chinesen; ihre Augenbraunen sind hoch gewölbt, ihre Nase ist kurz und dick, und ihr Haar schwarz. Unter Personen von Stande sieht man auch viele von höherem Wuchse und schönerer Gesichtsbildung. Die Männer scheeren den mittlern Theil des Kopfes von der Stirne bis fast an den Nacken ganz glatt, und befestigen die Seiten- und Hinterhaare in einen Busch auf dem Wirbel. Ärzte und Priester scheeren alles Haar ab; die Frauenzimmer lassen es wachsen, binden es auf dem Kopfe zusammen und schmücken es mit Nadeln und hinten mit einem Kamme. Nur auf Reisen setzt man einen großen Stroh- oder Bambushut auf. Die seidnen oder baumwollnen, im Winter mit Watte gefütterten Röcke sind lang und weit, am Halse tief ausgeschnitten, und werden mit einem Gürtel umwunden, woran der Säbel, die Tabackspfeife und der Fächer hängen. Staatsbediente tragen einen langen und einen kurzen Säbel. Eine Mannsperson zieht selten mehr als einen Rock an, ein Frauenzimmer aber wohl 30, die jedoch zusammen kaum 5 Pfund wiegen, und Standespersonen tragen über dem Rock noch eine kurze, leichte Jacke von schwarzer oder grüner Farbe und weite Überhosen. Statt der Strümpfe hat man Stiefeletten, und statt der Schuhe bloße Soh-

len von Stroh, und im Winter Socken von Hanf. Gegen den Regen schützt man sich durch Schirme. — Die reinlich gehaltenen Häuser ruhen auf Säulen, sind von Lehm und Bambus erbaut, weiß übertüncht, meistens ein Geschoß hoch und haben einen niedrigen Boden und ein Dach von breiten Hohlziegeln. Ein solches Haus besteht nur aus einem großen Zimmer, das man nach Gefallen durch spanische Wände in mehrere kleinere abtheilen kann. Die Fenster haben Papierscheiben. Der Fußboden ist mit Matratzen belegt, worauf man sowohl sitzt als schläft. Die Tische sind nur einige Zoll hoch, und die Spiegel, welche man nicht aufhängt, von polirtem Metalle. Statt der Öfen bedient man sich großer kupferner Töpfe mit Füßen, die bis zu einer gewissen Höhe mit Asche und darüber mit glühenden Kohlen angefüllt werden, deren Dampf der Japaner unschädlich zu machen weiß. Fast in jedem Hause ist ein Bad. — Der gesellschaftliche Umgang ist in Japan fast eben so umständlich als in China. Im Genuß der Speisen und Getränke sind die Eingebornen mäßig. Sie tragen jedesmal nur eine Schüssel auf, die aber bei besondern Gelegenheiten mit seidnen Bändern geschmückt wird, und enthält sie einen Vogel, so müssen dessen Schnabel und Füße vergoldet seyn. Außer Thee trinkt man auch Saki, das aus beschimmeltem Reis bereitet wird. Das Tabacksrauchen ist allgemeine Sitte. Die Mundstücke und Pfeifenköpfe macht man von Messing oder weißem Kupfer; die Höhlung der letztern ist aber nur so groß wie eine Erbse, daher der Taback in kleinen Kugeln hineingestopft wird. Die Vielweiberei ist erlaubt, und die Frauen werden etwas hart behandelt, aber weniger eingeschränkt als in China. Die Ältern bestimmen für ihre Kinder den Gatten. Die Hochzeitfeier geschieht auf einem Hügel unter Zelten. Nachdem der Priester die Verlobten, welche eine brennende Fackel halten, eingesegnet hat, wird dem Gott Amida ein Büffel geopfert. Während der Trauung verbrennen die Verwandten das Spielwerk des Brautpaars, und nachher belustigt man sich bei dem Klange

der Trommeln, Pfeifen, Glocken, Schellen und Saiteninſtrumenten. — Japan ſoll 10 Millionen Einwohner haben. Die bevölkertſten Gegenden ſind die, durch welche die großen Straßen nach Miaco und Jeddo führen. Die dortigen Dörfer treiben mehr Handwerke und Handel als Feldbau, weil ſie ihre Waaren mit vielem Vortheil verkaufen können. Denn dieſe Straßen werden ſelten von Pilgrimmen leer, und jährlich müſſen die Statthalter der Provinzen einmal bei Hofe erſcheinen. Das Gefolge dieſer Herren iſt zahlreich und braucht nicht nur unterweges viel, ſondern nimmt auch vieles zu Geſchenken mit. Die Japaner verfertigen vortreffliche Säbelklingen und andre gute Eiſen- und Stahlwaaren, mancherlei Zeuge aus Seide und Baumwolle, feines Porzellan, ſchöne Lakirarbeiten, gutes Papier und metallene Compoſitionen. Der Handel wird von der Regierung nicht begünſtigt. Eingeborne dürfen bei Todesſtrafe keine andere Länder beſuchen, als China und Korea; ſie können auch auf ihren ungeſchickt gebauten Schiffen keine größere Seereiſen unternehmen; und von Auswärtigen dürfen nur Chineſer, Koreaner, Bataver und Britten unter ſehr harten Bedingungen, bloß nach dem Hafen Nangaſacki kommen. Auf den entfernten Inſeln wird ein bedeutender Schleichhandel getrieben. Die Japaner haben Buchdruckereien nach chineſiſcher Art, Schulen und Univerſitäten, ſind beſſer unterrichtet als die Chineſen, und würden in Künſten und Wiſſenſchaften alle übrige Aſiaten übertreffen, wenn ſie mehr Umgang mit den Ausländern hätten. Die Volksſprache iſt ein Dialekt der tatariſchen, aber die Gelehrten bedienen ſich der chineſiſchen Sprache, ſo wie der chineſiſchen und eigner Schriftzeichen. Die Ärzte ſtudieren mediciniſche und botaniſche Werke der Europäer. Die Stunden werden durch Tempelglocken bei Tage, und des Nachts durch Wächter angezeigt. Die Japaner ſind das höflichſte, ſanfteſte, aber ſtolzeſte Volk. Ihr beleidigter Stolz führt bis zum Selbſtmord. Die Anzahl der Buhldirnen ſoll unglaublich groß ſeyn; denn ihre Lebensart ſchändet ſie nicht, und

sie verheirathen sich in der Folge oft sehr gut. Die Religion der Japaner ist eine heidnische, und theilt sich in drei Hauptsekten: Sinto, Siutto und Budzo. Die erste verehrt nur einheimische Götter, ist zwar von Schwärmereien, aber nicht vom Aberglauben frei. Ihre Feste und Wallfahrten sind angenehme Erholungen, und sie erlaubt nach den Opfern in den Tempeln, Belustigungen. Die zweite, welche die zahlreichste ist, verehrt indische und chinesische Götter, besonders den Amida und Schoka, betet nach dem Rosenkranz, glaubt sich durch fürchterliche Bußen das Paradies zu verdienen und lehrt eine Seelenwandrung. Die dritte, oder die Religion der Gelehrten, ist die strenge Lehre des Konfutse und verwirft den Götzendienst. Außerdem giebt es viele männliche und weibliche Orden und Einsiedler, welche durch Abweichungen von den Hauptsekten, die Schwärmerei aufs Höchste treiben. Die Blinden im ganzen Reiche machen einen besondern Orden aus. Jede Sekte und jeder geistliche Orden hat seine besondern Götzen und Tempel. Die Götzen haben oft die abschreckendsten Gestalten, und manche eine außerordentliche Größe. In dem Haupttempel zu Miaco ist der eine so groß, daß auf seiner flachen Hand sechs Menschen sitzen können. Auch der Stier und der Affe haben Tempel. Ehedem wurde die christliche Religion geduldet, jetzt nicht mehr, welches die Missionaire selbst verschuldet haben. In Japan sind zwei Kaiser, der Dairi, oder der geistliche, und der Kubo, oder der weltliche. Jener genießt die höchste Ehre, dieser hat die höchste Gewalt und die Staatseinkünfte. Die Thronfolge ist in den Familien beider erblich. Der Dairi ist Oberpriester aller Sekten, und so heilig, daß seine Haare und Nägel nur im Schlafe beschnitten werden, und seine Füße die Erde nicht berühren dürfen. Will er sich bewegen, so muß er getragen werden. Die Speisen bringt man ihm täglich in neuen Geschirren und zerbricht die alten, weil die Scherben als Reliquien verehrt werden. Er darf heirathen und sich sogar einen Harem halten. Seine Einkünfte beste-

hen in Geschenken des Kubo, in dem Ertrage von seiner geistlichen Gnade, in Opfern und in einigen Domainen. Alle 5 Jahre besucht ihn der Kubo feierlich, mit einem so starken Gefolge, daß Miaco, die Residenz des Dairi, die Menge Menschen nicht fassen kann. Diese Zeremonie erhält das Volk in dem Wahne, als sei der Kubo dem Dairi unterworfen, welcher aber, um seine Schranken nicht zu überschreiten, genau bewacht wird. Nach den Gesetzen ist der Kubo uneingeschränkter Herr über das Leben aller Unterthanen; und eben solche Gewalt haben auch die Erbfürsten und Erbherren in ihren Gebieten und die Familienhäupter in ihren Kreisen. Der Despotismus ist daher nirgends furchtbarer als hier, er schützt aber vor Erpressungen, Bestechungen und Gewaltthätigkeiten. Alle Verbrecher werden schnell mit Gefängniß, Verbannung, Absetzung, oder dem Tode, nie an Gelde gestraft. Einer haftet hier, wie in China, für den andern, daher muß eine ganze Straße für das Vergehen eines Einzigen büßen. Keiner darf sein Haus verkaufen, wenn der Käufer den Nachbarn nicht gefällt, und keiner seinen Ort mit einem andern vertauschen, wenn seine künftige Nachbarn es ihm nicht erlauben. Die Statthalter müssen ihre Familien als Geißeln in der Hauptstadt lassen, und können sie jährlich einmal besuchen. Grund und Boden gehören dem Kubo; die Bauern sind also Lehnsträger, und müssen von den Ländereien oft über die Hälfte des Ertrages abgeben. Daher ist der Landmann bei allen seinem Fleiße arm; was er aber übrig behält, kann er ruhig genießen; daher lebt er glücklicher als in China. Der Kubo kann erforderlichenfalls 100000 Mann aufbringen, die eben so bewaffnet sind, wie in China.

Der Staat besteht aus dem Hauptlande und einigen Nebenländern. Jenes begreift 3 große und viele kleine Inseln, enthält 9000 Quadratmeilen, und ist in 68 bis 72 Provinzen getheilt, wovon dem Kubo 5 unmittelbar, die übrigen aber eignen Erbfürsten gehören. Die großen Inseln sind 1) Nipon, auf welcher wir folgende Städte bemerken.

Miaco, am Flusse Kamogawq. Sie ist die Residenz des Dairi und eine große Handelsstadt, hat eine Menge geistlicher Gebäude und über eine Million Einwohner. — Jeddo, nordöstlich von jener, auf beiden Seiten des Tongawasflusses und an einem seichten Meerbusen, ist die erste unter den 5 freien kaiserlichen Handelsstädten, die größte und vornehmste Stadt des Reichs, die Residenz des Kubo, dessen Pallast 5 Stunden im Umfange haben soll, und aller auswärtigen Erbfürstenfamilien, und zählt eine Million Einwohner. — Sucunga und Osakka, kaiserliche Provinzialstädte. — 2) Ximo, südlich von Nipon, mit der Stadt Nangasaki auf der Westküste. Sie ist eine von jenen 5 Handelsstädten. Die Bataver haben ihre Niederlage auf der 236 Schritt langen und 82 breiten, durch eine steinerne Brücke mit der Stadt verbundenen Insel Desima. — 3) Xikoko, zwischen den beiden vorgen. — Unter den kleinern Inseln bemerken wir nur Firando, weil sie einen großen Hafen hat, und Fatsisio, weil sie die höchste bekannte Naturfestung auf der Erde ist. Die Felsen sind so steil, daß alles hinaufgewunden werden muß. Sie ist ein Verbannungsort der Großen. Zu den Nebenländern gehören 1) die Liquejo-Inseln im Süden. Es sind 6 große und viele kleinere, und größtentheils fruchtbar. Die Bewohner sind verschiedener Herkunft, und treiben Ackerbau, Fischerei und Handel nach China und Japan. Sie haben einen inländischen geistlichen Erbkönig, sind aber in weltlichen Dingen dem Fürsten von Sassuma auf der Südwestküste von Ximo unmittelbar, und dem Kubo mittelbar unterworfen, werden gelinde beherrscht, und erlegen ein Fünftheil von ihren Erndten als Tribut. 2) Drei oder sechs große Kurilische Inseln, nördlich von Nipon. Sie sind fruchtbar, und haben schöne Waldungen, Kupfer- und Silbergruben. Matmai ist Nipon die nächste und auch die größte von allen Kurilen. Die Einwohner werden von einem Erbfürsten regiert, welcher ein japanischer Vasall ist. Wir werden sie im nächsten Theile kennen lernen.

Taf: VIII.